Staatl. Bibliothek
Regensburg

Germ. 4998/2

C. F. Gellerts
Luſtſpiele.

Placere - - bonis
Quam plurimis & minime multos laedere.
Ter.

MDCCLXV.

78|1009

Staatl. Bibliothek Regensburg

Vorrede.

Man kann nicht viel von ſeinen Schriften ſagen, wenn man ſich nicht zugleich ſelber loben oder tadeln will. Ich werde daher den Leſer mit keiner langen Vorrede zu dieſem Bande Comödien aufhalten, damit ich nicht wider meinen Willen in einen von dieſen beyden Fehlern verfalle. Der Autor hat ja auch bey dem Gerichte über ſeine Werke keine Stimme. Er muß es die Welt, inſonderheit die Welt der Kenner ausmachen laſſen, ob ſeine Schriften gut ſind oder nicht. Und wenn er ſonſt ein gut Gewiſſen hat: ſo kann er ſicher auf die Billigkeit der Critik hoffen. Sie wird ihm über lang oder kurz Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ohne daß er ſich ſelber ins Spiel mengt. Die Welt muß ohnedieß et-

lichemal ausſterben, ehe eine Schrift das gewiſſe und untrügliche Siegel ihrer Güte und Schönheit erhält. Und das größte Lob der gegenwärtigen Zeit wird unſern Werken, wenn ſie bloß mittelmäßig ſind, nichts helfen, als daß man ſie zehn oder zwanzig Jahre in den Bücherſchränken beſtäubt ſtehen, und endlich vom Staube verzehrt werden ſieht. Mein Troſt iſt, daß einige von meinen Luſtſpielen ſchon ſo glücklich geweſen ſind, den Beyfall der Kenner zu erhalten, und daß ich bey den übrigen keine kleinere Abſicht gehabt habe, als ihn noch einmal zu verdienen. Wie ruhig wollte ich ſeyn, wenn ich nicht noch zweifeln müßte, ob ich meine Abſicht erreicht hätte!

Ich muß nunmehr einige Erinnerungen über etliche von den nachſtehenden Comödien machen. Die erſte betrifft einen Vorwurf, den man der Betſchweſter in der Regensburger gelehrten Zeitung gemacht hat; nicht denjenigen, daß ſie keine Verwicklungen hätte; nein, die gelehrten Herren Schweizer ſind ſchon ſo gütig geweſen, und haben mich beſſer vertheidiget, als ich mirs hätte wünſchen können.* Und ich würde ſehr undank-

* Freimüthige Nachrichten von neuen Büchern, ꝛc. 4to Zürich 1746, Bl. 276. u. f.

dankbar ſeyn, wenn ich die Rechte, die ich durch ihre Vertheidigung erhalten habe, noch höher treiben wollte. Geſetzt, der Vorwurf der Regensburger Zeitung wäre auch gegründet: ſo würde ich zwar darüber ſchamroth werden, mich aber gar nicht vertheidigen. Man ſpreche mir den Witz ab. Es iſt mir gar nicht lieb, ich wollte tauſendmal lieber gefallen. Aber das weis ich gewiß, daß ich den Ruhm des Witzes nie durch Streitſchriften zu erzwingen ſuchen werde. Die Welt iſt klüger als der Autor und Gegner. Sie iſt auch billiger, als beyde. Alſo wird ſie die Sache ſchon ausmachen, ohne erſt unſere Eigenliebe in einer Vertheidigungsſchrift kennen zu lernen. Allein es ſteht in der Regensburger Recenſion eine Stelle, die nicht bloß meinen Witz, ſondern mein Herz beleidiget. Sie heißt, „der gemeine Mann würde nicht wiſſen, ob man „die Betſchweſter, oder den König David „lächerlich machen wollte.„ Ich dächte, dieſes heftige Urtheil hätte ich nicht verdienet. Welcher gemeine Mann, der die geſunde Vernunft beſitzt, und einige Stellen aus der Schrift weis, ſollte auf dieſen unſeligen Zweifel verfallen können? Sollte er nie-

 mals

mals in der Schrift, aus der er die Andacht des Davids kennet, ſollte er da nicht auch von gewiſſen Leuten geleſen haben, welche den Schein der Religion hatten, und ihre Kraft verläugneten? Welche lange Gebete machten, ſauer ausſahn, mit groſſer Strenge faſteten; kurz, welche die Religion in äuſſerlichen Dingen, in Geberden und Minen, in Kleidern, in der Enthaltung von Speiſen, in kläglichen Tönen, in gefaltenen Händen, in Gebetsformeln, in verzagten Schritten ſuchten, und bey ihrer heiligen Geſtalt ein boshaftes Herz hatten und behielten. Wenn er von Leuten gehört hat, die zu den Zeiten unſers Erlöſers und nach denſelben gern einen Vertrag zwiſchen der Natur und Religion ſtiften wollten: die das Leichteſte aus dem Geſetze nahmen und das Schwere andern überlieſſen; welche die Pflichten ſorgfältig beobachteten, die ihren natürlichen Neigungen am meiſten gemäß oder am wenigſten zuwider waren; welche die Figur der Gottſeligkeit und die Form zu Wiſſen hatten, und was Recht war im Geſetze; die als fromme Kinder Dill und Kümmel verzehndeten, und doch als Phantaſten vor ſich her poſaunen lieſſen, wenn ſie den Armen

etliche Groſchen austheilen wollten; die durch ihre langen Gebete ſich zu Heiligen machten, und die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit vor und nach ihren Gebeten ſchändeten: Sollte, ſage ich, ein gemeiner Mann, der dieſes weis, noch zweifeln können, ob ich den König David, das heißt, die vernünftige Andacht eines frommen Herzens, oder die Betſchweſter, das heißt, die abergläubiſche Andacht eines ungebeſſerten und liebloſen Herzens lächerlich machen wolle? Wie weh ſollte mirs thun, wenn ich dieſen guten Leuten die Religion verdächtig machte! Doch nein, ich mache mir keine Sorge. Die Ungelehrten machen weit ſeltner falſche Auslegungen, als die Halbgelehrten. Der Witz ſey verdammt, den ich mit Vorſatz, oder auch wider meinen Willen gegen die Religion anwende! Ja, ich traue in dieſem Stücke meinem Herzen ſo ſehr, daß ich gar nicht glaube, daß es mich bey einer ſo wichtigen und heiligen Sache unvorſichtig denken und ſcherzen laſſen ſollte. Wer mit der Religion ſpottet; wer es auch nur merken läßt, daß er damit ſpotten will, iſt der unverſchämteſte und frechſte Menſch, wenn er auch tauſendmal die Religion nicht für göttlich hielte. Kann

man mit einer Sache, die dem größten Theile der Welt, ſo viel tauſend klugen und groſſen Seelen ehrwürdig und ſchätzbar geweſen iſt, und noch iſt, verächtlich umgehen, ohne die Vernunft zu beſchimpfen? Iſt die Religion aber das einzige Mittel, wodurch die Menſchen tugendhaft und zufrieden werden können; (und ſie iſt es gewiß;) wehe demſelben, der die Welt in dem Gebrauch dieſes Mittels nur einen Augenblick durch ſeine Spötterenen ſtöret. Ich ſage dieſes gewiſſen muntern Köpfen zum Beſten, die man wegen ihrer Geſchicklichkeit hoch halten, und wegen ihrer geringen Achtung, die ſie gegen die Religion in ihren Schriften blicken laſſen, mit Mitleiden und Entſetzen anſehen muß. Ihr Eifer für die Vernunft ſey ſchön; Ihr Witz ſey gut und fein; er wird dennoch ihre Schande und das Unglück der Menſchen werden, wenn ſie ihn nicht wider den Aberglauben, ſondern für den Unglauben und wider die Majeſtät der Religion brauchen.

In den Zärtlichen Schweſtern kömmt ein kleiner Pedant vor, der weiter keinen Fehler hat, als daß er zur Unzeit gelehrt, und in ſeine Art der Gelehrſamkeit, mit Verachtung der übrigen Arten, verliebt iſt.

Dieſer Charakter herrſcht ſo allgemein unter den Gelehrten und Künſtlern, daß ich nicht geglaubt hätte, daß man das Original dazu in dieſer oder jener einzelnen Perſon ſuchen würde. Allein kaum waren die Zärtlichen Schweſtern gedruckt: ſo mußte ich den ſchrecklichen Vorwurf hören, als ob ich dieſen oder jenen wackern Mann in der Perſon des Magiſters gemeynt hätte. Und warum glaubten ſie dies? etlicher Worte wegen, die doch hundert andere auch brauchen; und vielleicht aus keiner andern Urſache, als weil er auch ein Magiſter war. Alle, die mich kennen, werden wiſſen, daß ich einen Abſcheu vor allen perſönlichen Beleidigungen habe, und theils zu träge, theils nicht boshaft genug dazu bin. Ich liebe den Frieden von Natur, und denke ſelten an die Fehler der andern, ohne mich wegen meiner eigenen zu ſchämen. Ich bitte alſo meine Leſer, wenn ſie ein Original zu dem Magiſter ſuchen, daß ſie ſich tauſend Perſonen in Gedanken vorſtelleu, und hie und da einen Zug entlehnen mögen, bis ein Geſichte daraus wird, das dieſem Charakter gleicht. Wenn ſie ihn ſo ſuchen: ſo werden ſie ſehen, daß mein Pedant un-

ter allen Gattungen der Gelehrten herrſcht, und daß ich dieſen Charakter bloß darum einem Philoſophen angedichtet habe, weil ich ihn nicht allen Arten der Gelehrten zugleich andichten können.

- - Poeta tabulas cum cepit ſibi,
Quaerit, quod nusquam eſt gentium, reperit tamen.
Facit illud veriſimile, quod mendacium eſt.

Plaut.

Das Singſpiel, welches der Leſer in dieſem Bande findet, iſt durchgehends aus einem franzöſiſchen proſaiſchen Nachſpiele* genommen. Ich würde in meinem Leben an keins gedacht haben, wenn ich nicht auf einen hohen Befehl eins hätte verfertigen ſollen; nicht deswegen, weil ich dieſe Art der Gedichte für unnatürlich hielte; nein, ſondern weil ich ſie für ſehr ſchwer halte, wenn ſie ſchön ſeyn ſollen. Und wer weis, ob ich an dem ſo ſchönen Nachſpiele des Herrn von Saintfoix nicht den Vorwurf im Terenz verdient habe:

- - - - - ex
Graecis bonis latinas fecit non bonas.

Sollten

* Nouveau Recueil choiſi & mêlé des meilleures pieces du Théatre François & Italien. Tom. VIII.

Sollten einige an der Betſchweſter, dem Looſe in der Lotterie und den Zärtlichen Schweſtern überhaupt tadeln, daß ſie eher mitleidige Thränen, als freudige Gelächter erregten: ſo danke ich ihnen zum voraus für einen ſo ſchönen Vorwurf. Doch ich habe meinen Leſern im Anfange verſprochen, wenig oder nichts von den gegenwärtigen Stücken zu ſagen; und gleichwol ſehe ich, daß es mir wie den Liebhabern geht, die, indem ſie ihren Schönen noch ſchwören, nichts mehr von der Liebe zu erwähnen, auch dieſen Schwur unvermerkt brechen. Es mag alſo genug ſeyn. Leipzig, im Monat Septemb. 1747.

Verzeichniß der Luſtſpiele.

I. Die zärtlichen Schweſtern, ein Luſtſpiel von drey Aufzügen.

II. Das Orakel, ein Singſpiel von zween Aufzügen.

III. Die Betſchweſter, ein Luſtſpiel von drey Aufzügen.

IV. Das Loos in der Lotterie, ein Luſtſpiel von fünf Aufzügen.

V. Sylvia, ein Schäferſpiel von einem Aufzuge.

VI. Die kranke Frau, ein Nachſpiel.

Die

Die zärtlichen Schweſtern,
Ein Luſtſpiel, von drey Aufzügen.

Perſonen.

Cleon.
Der Magiſter, ſein Bruder.
Lottchen, Cleons älteſte Tochter.
Julchen, deſſen jüngſte Tochter.
Siegmund, Lottchens Liebhaber.
Damis, Julchens Liebhaber.
Simon, Damis Vormund.

Erſter Aufzug.
Erſter Auftritt.
Cleon, Lottchen.

Lottchen.

Lieber Papa, Herr Damis iſt zugegen. Der Thee iſt ſchon in dem Garten, wenn Sie ſo gut ſeyn und hinunter gehen wollen.

Cleon.

Cleon. Wo iſt Herr Damis?

Lottchen. Er redt mit Julchen.

Cleon. Meine Tochter, iſt dirs auch zuwider, daß ich den Herrn Damis auf eine Taſſe Thee zu mir gebeten habe? Du merkſt doch wohl ſeine Abſicht. Geht dirs auch nahe? Du gutes Kind, du dauerſt mich. Freylich biſt du älter als deine Schweſter, und ſollteſt alſo auch eher einen Mann haben. Aber ⸗ ⸗ ⸗

Lottchen. Papa, warum bedauren Sie mich? Muß ich denn nothwendig eher heirathen, als Julchen? Es iſt wahr, ich bin etliche Jahre älter, aber Julchen iſt auch weit ſchöner als ich. Ein Mann, der ſo vernünftig, ſo reich, und ſo galant iſt, als Herr Damis, und doch ein armes Frauenzimmer heirathet, kann in ſeiner Wahl mit Recht auf diejenige ſehen, die die meiſten Annehmlichkeiten hat. Ich mache mir eine Ehre daraus, mich an dem günſtigen Schickſale meiner Schweſter aufrichtig zu vergnügen, und mit dem meinigen zufrieden zu ſeyn.

Cleon. Kind, wenn das alles dein Ernſt iſt: ſo verdienſt du zehn Männer. Du redſt faſt ſo klug als mein Bruder, und haſt doch nicht ſtudirt.

Lottchen. Loben Sie mich nicht, Papa. Ich bin mir in meinen Augen ſo geringe, daß ich ſo

gar

gar das Lob eines Vaters für eine Schmeicheley halten muß.

Cleon. Nun, nun, ich muß wiſſen, was an dir iſt. Du haſt ein Herz, deſſen ſich die Tugend ſelbſt nicht ſchämen dürfte. Höre nur ⸗ ⸗ ⸗

Lottchen. O, wie demüthigen Sie mich! Ein Lobſpruch, den ich mir wegen ſeiner Größe nicht zueignen kann, thut mir weher, als ein verdienter Verweis.

Cleon. So bin ich nicht geſinnt. Ich halte viel auf ein billiges Lob, und ich weigre mich keinen Augenblick es anzunehmen, wenn ichs verdiene. Das Lob iſt ein Lohn der Tugend, und den verdienten Lohn muß man annehmen. Höre nur, du biſt verſtändiger, als deine Schweſter, wenn jene gleich ſchöner iſt. Rede ihr doch zu, daß ſie ihren Eigenſinn fahren läßt, und ſich endlich zu einem feſten Bündniſſe mit dem Herrn Damis entſchließt, ehe ich als Vater ein Machtwort rede. Ich weis nicht, wer ihr den wunderlichen Gedanken von der Freyheit in den Kopf geſetzet hat.

Lottchen. Mich deucht, Herr Damis iſt Julchen nicht zuwider. Und ich hoffe, daß er ihren kleinen Eigenſinn leicht in eine beſtändige Liebe verwandeln kann. Ich will ihm dazu behülflich ſeyn.

Cleon. Ja, thue es, meine Goldtochter. Sage Julchen, daß ich nicht ruhig ſterben würde, wenn ich ſie nicht bey meinem Leben vorſorgt wüßte.

Lottchen. Nein, lieber Papa, ſolche Bewegungsgründe zur Ehe ſind wohl nicht viel beſſer, als die Zwangsmittel. Julchen hat Urſachen genug in ihrem eignen Herzen und in dem Werthe ihres Geliebten, die ſie zur Liebe bewegen können; dieſe will ich wider ihren Eigenſinn erregen, und ſie durch ſich ſelbſt und durch ihren Liebhaber beſiegt werden laſſen.

Cleon. Gut wie du denkſt. Nur nicht gar zu lange nachgeſonnen! Rühme den Herrn Damis. Sage Julchen, daß er fünfzig tauſend Thaler baares Geld hätte, und ‥ Arme Tochter! es mag dir wohl weh thun, daß deine Schweſter ſo reich heirathet. Je nun, du biſt freylich nicht die Schönſte; aber du wirſt gewiß auch verſorget werden. Betrübe dich nicht.

Lottchen. Der Himmel weis, daß ich bloß deswegen betrübt bin, weil ſie mein Herz für ſo niedrig halten, daß es meiner Schweſter ihr Glück nicht gönnen ſollte. Dazu gehört ja gar keine Tugend, einer Perſon etwas zu gönnen, für welche das Blut in mir ſpricht. Kommen ſie, Papa, der Thee möchte kalt werden.

Cleon. Du brichſt mit Fleiß ab, weil du dich fühlſt. Sey gutes Muths, mein Kind. Ich kann dir freylich nichts mitgeben. Aber ſo lange ich lebe, will ich alles an dich wagen. Nimm dir wieder einen Sprachmeiſter, einen Zeichenmeiſter, einen Claviermeiſter und alles an. Ich bezahle, und wenn mich der Monat funfzig Thaler käme. Du biſt es werth. Und höre nur, dein Siegmund, dein guter Freund, oder wenn du es lieber hörſt, dein Liebhaber, iſt freylich durch den unglücklichen Proceß ſeines ſeligen Vaters um ſein Vermögen gekommen; aber er hat etwas gelernt, und wird ſein Glück und das deine gewiß machen.

Lottchen. Ach lieber Papa, Herr Siegmund iſt mir itzt noch eben ſo ſchätzbar, als vor einem Jahre, da er viel Vermögen hatte. Ich weiß daß Sie unſre Liebe billigen. Ich will für die Verdienſte einer Frau ſorgen, er wird ſchon auf die Ruhe derſelben bedacht ſeyn. Er hat ſo viel Vorzüge in meinen Augen, daß er ſich keine Untreue von mir befürchten darf, und wenn ich auch noch zehn Jahre auf ſeine Hand warten ſollte. Wollen Sie mir eine Bitte erlauben: ſo laſſen Sie ihn heute mit uns ſpeiſen.

Cleon. Gutes Kind, du wirſt doch denken, daß ich ihn zu deinem Vergnügen habe herbitten laſſen. Er wird nicht lange mehr aus ſeyn.

(Siegmund tritt herein, ohne daß ihn Lottchen gewahr wird)

Lottchen. Wenn ihn der Bediente nur auch angetroffen hat. Ich will ſelber ein paar Zeilen an ihn ſchreiben. Ich kann ihm und mir keine größre Freude machen. Er wird gewiß kommen, und den größten Antheil an Julchens Glücke nehmen. Er hat das redlichſte Herz. Vergeben Sie mirs, daß ich ſo viel von ihm rede.

Cleon. Alſo haſt du ihn recht herzlich lieb?

Lottchen. Ja, Papa, ſo lieb, daß, wenn ich die Wahl hätte, ob ich ihn mit einem geringen Auskommen, oder den Vornehmſten mit allem Ueberfluße, zum Manne haben wollte, ich ihn allemal wählen würde.

Cleon. Iſts möglich? Hätte ich doch nicht gedacht, daß du ſo verliebt wäreſt.

Lottchen. Zärtlich, wollen Sie ſagen. Ich würde unruhig ſeyn, wenn ich nicht ſo zärtlich liebte, denn dieß iſt es alles, wodurch ich die Zuneigung belohnen kann, die mir Herr Siegmund vor ſo vielen andern Frauenzimmern geſchenkt hat. Bedenken Sie nur, ich bin nicht ſchön, nicht reich, ich habe ſonſt keine Vorzüge, als meine Unſchuld, und er liebt mich doch ſo vollkommen, als wenn ich die liebenswürdigſte Perſon von der Welt wäre.

Cleon. Aber ſagſt dus ihm denn ſelbſt, daß du ihn ſo ausnehmend liebſt?

Lott=

Lottchen. Nein, ſo deutlich habe ich es ihm nie geſagt. Er iſt ſo beſcheiden, daß er kein ordentliches Bekenntniß der Liebe von mir verlangt. Und ich habe tauſendmal gewünſcht, daß er mich nöthigen möchte, ihm eine Liebe zu entdecken, die er ſo ſehr verdient.

Cleon. Du wirſt dieſen Wunſch bald erfüllt ſehen. Siehe dich um, mein liebes Lottchen.

Zweyter Auftritt.

Cleon. Lottchen. Siegmund.

Lottchen. Wie? Sie haben mich reden hören?

Siegmund. Vergeben Sie mir, mein liebes Lottchen. Ich habe in meinem Leben nichts vortheilhafters für mich gehört. Ich bin vor Vergnügen ganz trunken, und ich weis meine Verwegenheit mit nichts, als mit meiner Liebe zu entſchuldigen.

Lottchen. Eine beßere Fürſprecherinn hätten Sie nicht finden können. Haben Sie alles gehört? Ich habe es nicht gewußt, daß Sie zugegen wären; um deſto aufrichtiger iſt mein Bekenntniß. Aber wenn ich ja auf den Antrieb meines Papas einen Fehler habe begehen ſollen: ſo will ich ihn nunmehr für mich allein begehen: Ich liebe Sie. Sind Sie mit dieſer Ausſchweifung zufrieden?

Siegmund. Liebſtes Lottchen, meine Beſtür=zung mag Ihnen ein Beweis von der Empfindung meines Herzens ſeyn. Sie lieben mich? Sie ſa=gen mirs in der Gegenwart Ihres Papas? Sie? mein Lottchen! Verdiene ich dieß? Soll ich Ih=nen antworten? und wie? O laſſen Sie mich gehen und zu mir ſelber kommen!

Cleon. Sie ſind ganz beſtürzt, Herr Siegmund. Vielleicht thut Ihnen meine Gegenwart einigen Zwang an. Lebt wohl, meine Kinder, und ſorgt für Julchen. Ich will mit dem Herrn Damis reden.

Dritter Auftritt.

Lottchen. Siegmund.

Siegmund. Wird es Sie bald reuen, meine Geliebte, daß ich ſo viel zu meinem Vortheile zugehört habe?

Lottchen. Sagen Sie mir erſt, ob Sie ſo viel hören gewünſcht haben?

Siegmund. Gewünſcht habe ichs tauſendmal; allein verdiene ich ſo viel Zärtlichkeit?

Lottchen. Wenn mein Herz den Ausſpruch thun darf: ſo verdienen Sie ihrer weit mehr.

Siegmund. Nein, ich verdiene Ihr Herz noch nicht; allein ich will mich zeitlebens bemü=

hen,

hen, Sie zu überführen, daß Sie es keinem Unwürdigen geſchenkt haben. Wie edelgeſinnt iſt Ihre Seele! Ich verlor, als Ihr Liebhaber, mein ganzes Vermögen, und mein Unglück hat mir nicht den geringſten Theil von Ihrer Liebe entzogen. Sie haben Ihre Gewogenheit gegen mich vermehrt; und m r durch ſie den Verluſt meines Glücks erträglich gemacht. Dieſe ſtandhafte Zärtlichkeit iſt ein Ruhm für Sie, den nur ein erhabenes Herz zu ſchätzen weis. Und ich würde des Haſſes der ganzen Welt werth ſeyn, wenn ich iemals aufhören könnte, Sie zu lieben.

Lottchen. Ich habe einen Fehler begangen, daß ich Sie ſo viel zu meinem Ruhme habe ſagen laſſen. Aber Ihr Beyfall iſt mir gar zu koſtbar, als daß ihn meine Eigenliebe nicht mit Vergnügen anhören ſollte. Sie können es ſeit zwey Jahren ſchon wiſſen, ob ich ein redliches Herz habe. Welche Zufriedenheit iſt es für mich, daß ich ohne den geringſten Vorwurf in alle die vergnügten Tage und Stunden zurück ſehen kann, die ich mit Ihnen, mit der Liebe und der Tugend zugebracht habe!

Siegmund. Alſo ſind Sie vollkommen mit mir zufrieden, meine Schöne? O warum kann ich Sie nicht glücklich machen? Welche Wolluſt müßte es ſeyn, ein Herz, wie daß Ihrige iſt, zu

belohnen, da mir die bloße Vorſtellung davon ſchon ſo viel Vergnügen giebt! Ach, liebſtes Kind, Julchen wird glücklicher, weit glücklicher als Sie, und ⸗ ⸗ ⸗

Lottchen. Sie beleidigen mich, wenn Sie mehr reden. Und Sie beleidigen mich auch ſchon, wenn Sie es denken. Julchen iſt nicht glücklicher, als ich bin. Sie habe ihrem künftigen Bräutigam noch ſo viel zu danken: ſo bin ich Ihnen doch eben ſo viel ſchuldig. Durch Ihren Umgang, durch Ihr Beyſpiel bin ich zärtlich, ruhig, und mit der ganzen Welt zufrieden worden. Iſt dieſes kein Glück: ſo muß gar keins in der Welt ſeyn. Aber mein liebſter Freund, wir wollen heute zu Julchens Glücke etwas beytragen. Sie liebt den Herrn Damis, und weis es nicht, daß ſie ihn liebt. Ihr ganzes Bezeigen verſichert mich, daß der prächtige Gedanke, den ſie von der Freyheit mit ſich herum trägt, nichts als eine Frucht der Liebe ſey. Sie liebt; aber die verdrüßliche Geſtalt, die ſie ſich vielleicht von der Ehe gemacht hat, umnebelt ihre Liebe. Wir wollen dieſen kleinen Nebel vertreiben.

Siegmund. Und wie? mein liebes Kind. Ich gehorche Ihnen ohne Ausnahme. Herr Damis verdient Julchen, und ſie wird eine liebenswürdige Frau werden.

Lottchen. Hören Sie nur. Doch hier kömmt Herr Damis.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Damis.

Lottchen. Sie ſehen ſehr traurig aus, mein Herr Damis.

Damis. Ich habe Urſache dazu. Anſtatt, daß ich glaubte, Julchen heute als meine Braut zu ſehen: ſo merke ich, daß noch ganze Jahre zu dieſem Glücke nöthig ſind. Je mehr ich ihr von der Liebe vorſage, deſto unempfindlicher wird ſie. Und ie mehr ſie ſieht, daß meine Abſichten ernſtlich ſind, deſto mehr mißfallen Sie ihr. Ich Unglücklicher! Wie gut wäre es für mich, wenn ich Julchen weniger liebte!

Lottchen. Laſſen ſie ſich ihre kleine Halsſtarrigkeit lieb ſeyn. Es iſt nichts als Liebe. Eben weil ſie fühlt, daß ihr Herz überwunden iſt: ſo wendet ſie noch die letzte Bemühung an, der Liebe den Sieg ſauer zu machen. Wir brauchen nichts, als ſie dahin zu bringen, daß ſie ſieht, was in ihrem Herzen vorgeht.

Damis. Wenn ſie es aber nicht ſehen will?

Lottchen. Wir müſſen ſie überraſchen, und ſie, ohne daß ſie es vermuthet, dazu nöthigen. Der heutige Tag iſt nicht nothwendig Ihr Brauttag.

Glückt es uns heute nicht: ſo wird es ein andermal glücken. Es kömmt bloß darauf an, meine Herren, ob ſie ſich meinen Vorſchlag wollen gefallen laſſen.

Siegmund. Wenn ich zu des Herrn Damis Glücke etwas beytragen kann, mit Freuden.

Damis. Ich weis, daß Sie beyde großmüthig genug dazu ſind. Und mir wird nichts in der Welt zu ſchwer ſeyn, das ich nicht für Julchen wagen ſollte.

Lottchen. Herr Damis, verändern Sie die Sprache bey Julchen etwas. Fangen Sie nach und nach an, ihr in den Gedanken von der Freyheit Recht zu geben. Dieſe Uebereinſtimmung wird ihr anfangs gefallen, und ſie ſicher machen. Sie wird denken, als ob ſie Ihnen deswegen erſt gewogen würde, da ſie es doch lange aus weit ſchönern Urſachen geweſen iſt. Und in dieſem Selbſtbetruge wird ſie Ihnen ihr ganzes Herz ſehen laſſen.

Damis. Wollte der Himmel, daß Ihr Rath ſeine Wirkung thäte. Wie glücklich wollte ich mich ſchätzen!

Lottchen. (zu Siegmunden.) Und Sie müſſen dem Herrn Damis zum Beſten einen kleinen Betrug ſpielen, und ſich gegen Julchen zärtlich ſtellen. Dieſes wird ihr Herz in Unordnung bringen. Sie wird böſe auf Sie werden. Und mitten in dem

Zorne

Zorne wird die Liebe gegen den Herrn Damis her- vorbrechen. Thun Sie es auf meine Verantwor- tung.

Siegmund. Dieſe Rolle wird mir ſehr ſauer werden.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Julchen.

Julchen. Da ſind ſie ja alle beyſammen. Der Papa wollte gern wiſſen, wo Sie wären, und ich kann ihm nunmehr die Antwort ſagen.

(Sie will wieder gehn.)

Lottchen. Mein liebes Julchen, warum gehſt du ſo geſchwind? Weißt du eine beſſere Geſell- ſchaft, als die unſrige?

Julchen. Ach nein, meine Schweſter. Aber wo ihr und Herr Siegmund ſeyd, da wird gewiß von der Liebe geſprochen. Und ich finde heute keinen Beruf, einer ſolchen Verſammlung beyzu- wohnen.

Lottchen. Warum rechneſt du denn nur mich und Herr Siegmunden zu den Verliebten? Was hat dir denn Herr Damis gethan, daß du ihm dieſe Ehre nicht auch erweiſeſt?

Julchen. Herr Damis iſt ſo gütig geweſen und hat mir verſprochen, lange nicht wieder von

der Liebe zu reden; und er iſt viel zu billig, als daß er mir ſeyn Wort nicht halten ſollte.

Damis. Ich habe es Ihnen verſprochen, meine liebe Mamſell, und ich verſpreche es Ihnen vor dieſer Geſellſchaft zum andernmale. Erlauben Sie mir, daß ich meine Zärtlichkeit in Hochachtung verwandeln darf. Die Liebe können Sie mir mit Recht verbieten; aber die Hochachtung kömmt nicht auf meinen Willen, ſondern auf ihre Verdienſte an. Scheuen Sie ſich nicht mehr vor mir. Ich bin gar nicht mehr Ihr Liebhaber. Aber darf ich denn auch nicht Ihr guter Freund ſeyn?

Julchen. Von Herzen gern. Dieſes iſt eben mein Wunſch, viele Freunde und keinen Liebhaber zu haben; mich an einem vertrauten Umgange zu vergnügen, aber mich nicht durch die Vertraulichkeit zu binden und zu feſſeln. Wenn Sie mir nichts mehr von der Liebe ſagen wollen: ſo will ich ganze Tage mit Ihnen umgehen.

Lottchen. Kommen Sie, Herr Siegmund. Bey dieſen froſtigen Leuten ſind wir nichts nütze. Ob wir ihr kaltſinniges Geſpräch von der Freundſchaft hören, oder nicht. Wir wollen zu dem Papa gehen.

Sechster Auftritt.

Julchen. Damis

Julchen. Ich bin meiner Schweſter recht herzlich gut! aber ich würde es noch mehr ſeyn, wenn ſie weniger auf die Liebe hielte. Es kann ſeyn, daß die Liebe viel Annehmlichkeiten hat; aber das traurige und eingeſchränkte Weſen, das man dabey annimmt, verderbt ihren Werth, und wenn er noch ſo groß wäre. Ich habe ein lebendiges Beyſpiel an meiner Schweſter. Sie war ſonſt viel munterer, viel ungezwungner.

Damis. Ich habe Ihnen verſprochen, nicht von der Liebe zu reden, und ich halte mein Wort. Die Freundſchaft ſcheint mir in der That beſſer.

Julchen. Ja. Die Freundſchaft iſt das frohe Vergnügen der Menſchen, und die Liebe das traurige. Man will einnander recht genießen, darum liebt man; und man eilt doch nur, einander ſatt zu werden. Habe ich nicht Recht, Herr Damis?

Damis. Ich werde die Liebe in Ihrer Geſellſchaft gar nicht mehr erwähnen. Sie möchten mir ſonſt dabey einfallen. Und wie würde es alsdenn um mein Verſprechen ſtehen?

Julchen. Sie könnten es vielleicht für einen Eigenſinn, oder ich weis ſelbſt nicht für was für

ein Anzeichen halten, daß ich die Liebe ſo fliehe. Aber nein. Ich ſage es Ihnen, es gehört zu meiner Ruhe, ohne Liebe zu ſeyn. Laſſen Sie mir doch dieſe Freyheit. Muß man denn dieſe traurige Plagen fühlen? Nein, meine Schweſter irrt; es geht an, ſie nicht zu empfinden. Ich ſehe es an mir. Aber warum ſchweigen ſie ſo ſtille? Ich rede ja faſt ganz allein. Sie ſind verdrießlich? O wie gut iſts, daß Sie nicht mehr mein Liebhaber ſind! ſonſt hätte ich Urſache, Ihnen zu Gefallen auch verdrießlich zu werden.

Damis. O nein, ich bin gar nicht verdrießlich.

Julchen. Und wenn Sie es auch wären, und zwar deswegen, weil ich nicht mehr von der Liebe reden will: ſo würde mir doch dieſes gar nicht nahe gehen. Es iſt mir nicht lieb, daß ich Sie ſo verdrießlich ſehe; aber als Ihre gute Freundinn werde ich darüber gar nicht unruhig. O nein! Ich bin ja auch nicht jede Stunde zufrieden. Sie können ja etwas zu überlegen haben. Ich argwohne gar nichts. Ich mag es auch nicht wiſſen ... Doch, mein Herr, Sie ſtellen einen ſehr ſtummen Freund vor. Wenn bin ich Ihnen denn ſo gleichgültig geworden?

Damis Nehmen Sie es nicht übel, meine ſchöne Freundinn, daß ich einige Augenblicke ganz fühllos geſchienen habe. Ich habe, um Ihren

Be-

Befehl zu erfüllen, die letzten Bemühungen angewandt, die ängſtlichen Regungen der Liebe völlig zu erſticken, und den Charakter eines aufrichtigen Freundes anzunehmen. Die Vernunft hat nunmehr über mein Herz geſiegt. Die Liebe war mir ſonſt angenehm, weil ich ſie Ihrem Werthe zudanken hatte. Nunmehr ſcheint mir auch die Unempfindlichkeit ſchön und reizend zu ſeyn, weil ſie durch die Ihrige in mir erwecket worden iſt. Verlaſſen Sie ſich darauf, ich will mir alle Gewalt anthun; aber vergeben Sie mir nur, wenn ich zuweilen wider meinen Willen in den vorigen Charakter verfalle. Ich liebe Sie nicht mehr; aber ach ſollten Sie doch wiſſen, wie hoch ich Sie ſchätze, meine engliſche Freundinn?

Julchen. Aber warum ſchlagen Sie denn die Augen nieder? Darf man in der Freundſchaft einander auch nicht anſehen?

Damis Es gehört zu meinem Siege. Wer kann Sie ſehen und Sie doch nicht lieben?

Julchen. Sagten Sie mir nicht wieder, daß Sie mich liebten? O das iſt traurig! Ich werde über ihr Bezeigen recht unruhig. Einmal reden Sie ſo verliebt, daß man erſchrickt, und das andremal ſo gleichgültig, als wenn Sie mich zum erſtenmale ſähen. Nein, ſchweifen ſie doch nicht aus. Sie widerſprechen mir ja ſtets. Iſt dieß die

Eigenſchaft eines guten Freundes? Wir brauchen ja nicht zu lieben. Iſt denn die Freyheit nicht ſo edel, als die Liebe?

Damis. O es gehört weit mehr Stärke des Geiſtes zu der Freyheit, als zu der Liebe.

Julchen. Das ſage ich auch. Warum halten Sie mirs denn für übel, daß ich die Freyheit hochſchätze; daß ich ſtatt eines Liebhabers lieber zehn Freunde; ſtatt eines einfachen lieber ein vielfaches Vergnügen haben will? Sind denn meine Gründe ſo ſchlecht, daß ich darüber Ihre Hochachtung verlieren ſollte? Thun Sie den Ausſpruch, ob ich bloß aus Eigenſinn rede. (Damis ſieht ſie zärtlich an.) Aber warum ſehen Sie mich ſo ängſtlich an, als ob Sie mich bedauerten? Was wollen mir Ihre Augen durch dieſe Sprache ſagen? Ich kann mich gar nicht mehr in Ihr Bezeigen finden. Sie ſcheinen mir das Amt eines Aufſehers, und nicht eines Freundes, über ſich genommen zu haben. Warum geben Sie auf meine kleinſte Mine Achtung, und nicht auf meine Worte? Mein Herr, ich wollte, daß Sie nunmehr ⸗ ⸗ ⸗

Damis. Daß Sie giengen, wollten Sie ſagen. Auch dieſen Befehl nehme ich an, ſo ſauer er mir auch wird. Sie mögen mich nun noch ſo ſehr haſſen: ſo werde ich mich doch in Ihrer Gegenwart

wart nie über mein Schickſal beklagen. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

Julchen. Haſſen? Wenn habe ich denn geſagt, daß ich Sie haſſe? Ich verſtehe dieſe Sprache. Weil Sie mich nicht lieben ſollen, ſo wollen Sie mich haſſen. Dieß iſt ſehr großmüthig. Das ſind Früchte der berühmten Zärtlichkeit. Ich werde aber nicht aus meiner Gelaſſenheit kommen, und wenn Sie auch mit dem kaltſinnigſten Stolze noch einmal zu mir ſagen ſollten: Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. Das iſt ja eine rechte Hofſprache.

Damis. Es iſt die Sprache der Ehrerbietung. (Er geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Julchen allein.

Wie? Er geht? Aber warum bin ich ſo unruhig? Ich liebe ihn ja nicht. = = Nein, ich bin ihm nur gewogen. Es iſt doch ein unerträglicher Stolz, daß er mich verläßt. Aber habe ich ihn etwan beleidigt? Er iſt ja ſonſt ſo vernünftig und ſo großmüthig = = = Nein, nein, er liebt mich nicht. Es muß Verſtellung geweſen ſeyn. Ich habe heute ein recht mürriſches Weſen. (Lottchen tritt unvermerkt herein.) Wenn ich nur meine Laute hier hätte, ich wollte = = =

Achter Auftritt.

Julchen. Lottchen.

Lottchen. Ich will ſie gleich holen, wenn du es haben willſt. Aber mein Kind, was haſt du mit dir allein zu reden? Es iſt ja ſonſt deine Art nicht, daß du mit der Einſamkeit ſprichſt?

Julchen. Wenn hätte ich denn mit mir allein geredt? Ich weis nicht, daß ich heute allen ſo verdächtig vorkomme.

Lottchen. Aber woher wüßte ichs, daß du die Laute hätteſt haben wollen, wenn du nicht geredt hätteſt? Mich haſt du nicht geſehen, liebes Kind, und alſo mußt du wohl mit dir ſelbſt geredt haben. Ich dächte es wenigſtens, oder biſt du anderer Meynung?

Julchen. Ihr müßt euch alle beredt haben, mir zu widerſprechen.

Lottchen. Wie ſo? Ich habe dir nicht widerſprochen. Und wenn es Herr Damis gethan hat, ſo kann ich nichts dafür. Warum ziehſt du deine guten Freunde nicht beſſer? Er ſagte mir, im Vorbeygehen, du wäreſt recht böſe geworden, weil er es etlichemal verſehen, und wider ſein Verſprechen an die Liebe gedacht hätte

Julchen. Schweſter, ich glaube, Ihr kommt, um Rechenſchaft von mir zu fordern. Ihr hört es ja, daß ich mich nicht zur Liebe zwingen laſſe. Lott-

Lottchen. Recht, Julchen, wenn dir Herr Damis zuwider iſt: ſo bitte ich dich ſelber, liebe ihn nicht.

Julchen. Was das für ein weiſer Spruch iſt! wenn er dir zuwider iſt ‥ Muß man denn einander haſſen, wenn man nicht lieben will? Ich habe ja noch nicht gefragt, ob dir dein Herr Siegmund zuwider iſt.

Lottchen. Nein, du haſt mich noch nicht gefragt. Aber wenn du mich fragen ſollteſt: ſo würde ich dir antworten, daß ich ihn recht zärtlich, recht von Herzen liebe, und mich meiner Zärtlichkeit nicht einen Augenblick ſchäme. Es gehört weit mehr Hoheit des Gemüths dazu, die Liebe vernünftig zu fühlen, als die Freyheit zu behaupten.

Julchen. Ich möchte vor Verdruß vergehn. Herr Damis hat gleich vorhin das Gegentheil behauptet. Wem ſoll man nun glauben? Nehmt mirs nicht übel, meine Schweſter, ich weis, daß Ihr mehr Einſicht habt, als ich; aber erlaubt mir, daß ich meinen Einfall dem Eurigen vorziehe. Und warum kann Herr Damis nicht ſo gut recht haben, als Ihr? Ihr habt ja immer geſagt, daß er ein vernünftiger und artiger Mann wäre.

Lottchen. Das Beywort artig hätte nicht eben nothwendig zu unſerer Streitfrage gehört. Aber

vielleicht gehört dieſe Vorſtellung ſonſt in die Reihe deiner Empfindungen. Herr Damis iſt ganz gewiß verſtändiger, als ich; aber er iſt auch ein Menſch, wie ich; und der beſte Verſtand hat ſeine ſchwache Seite.

Julchen. Lottchen, alſo ſeyd Ihr hieher gekommen, um mir zu demonſtriren, daß Herr Damis ein Menſch, und kein Engel am Verſtande iſt? Das glaube ich. Aber, mein liebes Lottchen, Eure Spöttereyen ſind mir ſehr erträglich. Ich könnte Euch leicht die Antwort zurück geben, daß Euer Herr Siegmund auch unter die armen Sterblichen gehörte; aber ich will es nicht thun. Ihr würdet nur denken, daß ich aus Eigenſinn den Herrn Damis vertheidigen wollte. Nein, er ſoll nicht den größten Verſtand haben; er ſoll nicht ſo galant, nicht ſo liebenswürdig ſeyn, als Euer Siegmund. So habe ich noch eine Abſicht mehr, meine Freyheit zu behaupten, und ihn nicht zu lieben.

Lottchen. Mein liebes Kind, du kömmſt recht in die Hitze. Du ſchmälſt auf mich und meinen Geliebten, und ich bleibe dir doch gut. Man kann dich nicht haſſen. Du trägſt dein gutes Herz in den Augen und auf der Zunge, ohne daß du daran denkſt. Du biſt meine liebe ſchöne Schweſter. Deine kleinen Fehler ſind faſt eben ſo gut,

als

als Schönheiten. Wenigſtens kann man ſie nicht begehen, wenn man nicht ſo aufrichtig iſt, wie du biſt. Kind, ich habe dieſe Nacht einen merkwürdigen Traum von einer jungen angenehmen Braut gehabt, und ich ⸗ ⸗ ⸗

Julchen. Ich bitte dich, liebe Schweſter, laß mich allein. Ich bin verdrießlich, recht ſehr verdrießlich, und ich werde es nur mehr, je mehr ich rede.

Lottchen. Biſt du etwann darüber verdrießlich daß ich in der Heftigkeit ein Wort wider den Herrn Damis ⸗ ⸗ ⸗ ?

Julchen. O warum denkſt du wieder an ihn? Willſt du mich noch mehr zu Fehlern bringen? Laß ihm doch ſeinen ſchwachen Verſtand, und mir meinen verdrießlichen Geiſt, und das Glück, einige Augenblicke allein zu ſeyn. Die ältern Schweſtern haben doch immer etwas an den jüngern auszuſetzen.

Lottchen. Ich höre es wohl, ich ſoll gehen. Gut. Komm bald nach, ſonſt mußt du wieder mit dir allein reden.

Neunter Auftritt.

Julchen. Der Magiſter.

Julchen. Iſt es nicht möglich, daß ich allein ſeyn kann? Müſſen Sie mich nothwendig ſtören,

Herr

Herr Magiſter? Sagen Sie mirs nur kurz, was zu Ihren Dienſten iſt.

Der Magiſter. Jungfer Muhme, ich will etwas mit Ihnen überlegen. Vielleicht bin ich wegen meiner Jahre und meiner Erfahrung nicht ungeſchickt dazu. Ich liebe Sie, und Sie wiſſen, was der Verſtand für eine unentbehrliche Sache bey allen unſern Handlungen iſt.

Julchen. Ja, das weis ich. Dem ungeachtet wollte ich wünſchen, daß ich heute gar keinen hätte: vielleicht wäre ich ruhiger.

Der Magiſter. Sie übereilen ſich. Wer würde uns das Wahre von dem Falſchen, das Scheingut von dem wahren Gute unterſcheiden helfen? Wer würde unſern Willen zu feſten und glücklichen Entſchließungen bringen, wenn es nicht der Verſtand thäte? Und würden Sie wohl ſo liebenswürdig geworden ſeyn, wenn Sie nicht immer verſtändig geweſen wären?

Julchen. Herr Magiſter, Sie ſind ja nicht auf Ihrer Studierſtube. Was quälen Sie mich mit Ihrer Gelehrſamkeit? Ich mag ja nicht ſo weiſe ſeyn, als Sie. Ich kann es auch nicht ſeyn, weil ich nicht ſo viel Geſchicklichkeit beſitze.

Der Magiſter. Zu eben der Zeit, da Sie wünſchen, daß Sie keine Vernunft haben möchten, beweiſen Sie durch Ihre Beſcheidenheit, daß Sie

ihrer ſehr viel haben. Ich fodere keine Gelehrſamkeit von Ihnen. Ich will ſogar die meinige vergeſſen, indem ich mit Ihnen ſpreche. Sie ſollen heute den Schritt zu Ihrem Glücke thun. Es ſcheint aber nicht, daß Sie dazu entſchloſſen ſind. Gleichwohl wünſcht es Ihr Herr Vater herzlich. Ich habe ihm verſprochen, Ihnen einige kleine Vorſtellungen zu thun. Und ich wünſchte, daß Sie ſolche anhören, und mir Einwürfe dagegen machen möchten. Dieß kann ich, ſo alt ich bin, doch wohl leiden. Die Liebe iſt eine der ſchönſten, aber auch der gefährlichſten Leidenſchaften. Sie rächt ſich an uns, wenn wir ſie verſchmähen; und ſie rächt ſich auch, wenn wir uns in unſerm Gehorſame übereilen.

Julchen. Sie ſind etwas weitläuftig in Ihren Vorſtellungen. Allein Sie ſollen ohne Einwurf Recht haben. Laſſen Sie mich nur in Ruhe. Mein Verſtand iſt freylich nicht ſo ſtark an Gründen, als eine Philoſophie. Dennoch iſt er noch immer ſtark genug für mein Herz geweſen.

Der Magiſter. Wiſſen Sie nicht, daß uns unſere Leidenſchaften am erſten beſiegen, wenn ſie am ruhigſten zu ſeyn ſcheinen? Das Herz der Menſchen iſt der größte Betrüger. Und der Klügſte weis oft ſelbſt nicht, was in ihm vorgeht. Wir lieben, und werden es zuweilen nicht eher gewahr,

als

als bis wir nicht mehr geliebt werden. Dieſes alles ſollen Sie nicht glauben, weil ichs ſage. Nein, weil es die größten Kenner des menſchlichen Herzens, ein Sokrates, ein Plato, ein Seneka, und viele von den neuern Philoſophen geſagt haben.

Julchen. Ich kenne alle dieſe Männer nicht, und verlange ſie auch nicht zu kennen. Aber wenn ſie ſo weiſe geweſen ſind, wie Sie behaupten: ſo werden Sie wohl auch geſagt haben, daß man ein unruhiges Herz durch viele Vorſtellungen nicht noch unruhiger machen ſoll. Und ich traue dem Plato und Seneka, und wie ſie alle heiſſen, ſo viel Einſicht und Höflichkeit zu, daß ſie Sie bitten würden, mich zu verlaſſen, wenn ſie zugegen wären. So bald ich die Leidenſchaften, und inſonderheit die Liebe nicht mehr regieren kann: ſo will ich Ihre Philoſophie um Beyſtand anſprechen.

Der Magiſter. Ihre Aufrichtigkeit gefällt mir, ob ſie mir gleich zu widerſprechen ſcheint. Aber ich würde mich für ſehr unphiloſophiſch halten, wenn ich den Widerſpruch nicht gelaſſen anhören könnte. Sie ſollen mich nicht beleidiget haben. Nein! Aber Sie ſagen, Sie ſind unruhig. Sollte es itzt nicht Zeit ſeyn, dieſe Unruhe durch Ueberlegung zu dämpfen? Was verurſacht Ihre Unruhe?

ruhe? Iſts der Affect der Liebe, oder des Abſcheus? Der Furcht, oder des Verlangens? Ich wollte wünſchen, daß Sie ein anſchauendes Erkenntniß davon hätten. Wenn man die Urſache eines moraliſchen Uebels weis: ſo weis man auch das moraliſche Gegenmittel. Ich meyne es gut mit Ihnen. Ich rede begreiflich, und ich wollte, daß ich noch deutlicher reden könnte.

Julchen. Ich ſetze nicht das geringſte Mistrauen, weder in Ihre Aufrichtigkeit, noch in Ihre Gelehrſamkeit. Aber ich bin verdrießlich. Ich weis nicht, was mir fehlt, und mag es auch zu meiner Ruhe nicht wiſſen. Verlaſſen Sie mich. Sie ſind mir viel zu ſcharfſinnig.

Der Magiſter. Warum loben Sie mich? Wenn Sie ſo viele Jahre der Wahrheit nachgedacht hätten, als ich: ſo würden Sie vielleicht eben ſo helle denken. Unterdrücken Sie Ihre Unruhe, und überlegen Sie das Glück, das ſich Ihnen heute auf Ihr ganzes Leben anbietet. Herr Damis verlangt Ihr Herz, und ſcheint es auch zu verdienen. Was ſagt Ihr Verſtand dazu? Auf die Wahl in der Liebe kömmt das ganze Glück der Ehe an; und kein Irrthum beſtraft uns ſo ſehr, als der, den wir in der Liebe begehen. Allein wenn kann man ſich leichter irren, als bey dieſer Gelegenheit?

Jul-

Julchen. Ich glaube, daß dieſer Unterricht recht gut iſt. Aber was wird er mir nützen, da ich nicht lieben will?

Der Magiſter. Sie reden ſehr hitzig. Dennoch werde ich nicht aus meiner Gelaſſenheit kommen. Sie wollen nicht lieben, nicht heirathen? Aber wiſſen Sie denn auch, daß Sie dazu verbunden ſind? Soll ich Ihnen den Beweis aus meinem Rechte der Natur vorlegen? Sie wollen doch, daß das menſchliche Geſchlecht erhalten werden ſoll? Dieſes iſt ein Zweck, den uns die Natur lehrt. Das Mittel dazu iſt die Liebe. Wer den Zweck will, der muß auch das Mittel wollen, wenn er anders verſtändig iſt. Sehn Sie denn nicht, daß Sie zur Ehe verbunden ſind? Sagen Sie mir nur, ob Sie die Kraft dieſer Gründe nicht fühlen?

Julchen. Ich fühle ſie in der That nicht. Und wenn die Liebe nichts iſt, als eine Pflicht: ſo wundert michs, wie ſie ſo viele Herzen an ſich ziehen kann. Ich will ungelehrt lieben. Ich will warten, bis mich die Liebe durch ihren Reiz bezaubern wird.

Der Magiſter. Jungfer Muhme, das heißt halsſtärrig ſeyn, wenn man die Augen vor den klärſten Beweiſen zuſchließt. Wenn Sie erkennen, daß Sie zur Ehe verbunden ſind, wie könnte denn Ihr Wille undeterminirt bleiben? Iſt denn

der

der Beyfall im Verſtande und der Entſchluß im Willen nicht eine und eben dieſelbe Handlung unſerer Seele? Warum wollen Sie ſich denn nicht zur Heirath mit dem Herrn Damis entſchließen, da Sie ſehen, daß Sie eine Pflicht dazu haben?

Julchen. Nehmen Sie mirs nicht übel, Herr Magiſter, daß ich Sie verlaſſe, ohne von Ihrer Sittenlehre überzeugt zu ſeyn. Was kann ich armes Mädchen dafür, daß ich nicht ſo viel Einſicht habe, als Plato, Seneka, und Ihre andern weiſen Männer? Machen Sie es mit dieſen Leuten aus, warum ich keine Luſt zur Heirath habe, da ich doch durch Ihren Beweis dazu verbunden bin. Ich habe noch etliche Anſtalten in der Küche zu machen.

Zehnter Auftritt.

Der Magiſter. Cleon.

Der Magiſter. Ich habe deiner Tochter Julchen alle mögliche Vorſtellungen gethan. Ich habe mit der größten Selbſtverläugnung mit ihr geſprochen. Ich habe ihr die ſtärkſten Beweiſe angeführt; aber = = =

Cleon. O hätteſt du ihr lieber ein paar Exempel von glücklich verheiratheten Mädchen angeführt!

Der Magiſter. Sie widerſprach mir mehr als einmal; aber ich kam nicht aus meiner Gelaſſenheit. Ich erwies ihr, daß ſie verbunden wäre, zu heirathen.

Cleon. Du haſt dir viel Mühe gegeben. Ich denke, wenn ein Mädchen achtzehn Jahre iſt: ſo wird ſie nicht viel wider dieſen Beweis einwenden können.

Der Magiſter: Julchen ſah alles ein. Ich machte es ihr ſehr deutlich. Denn wenn man mit Ungelehrten zu thun hat, die nicht abſtrakt denken können: ſo muß man ſich herunter laſſen, und das Ingenium zuweilen zu Hülfe nehmen.

Cleon. Aber wie weit haſt du Julchen durch deine Gründe gebracht? Will ſie den Herrn Damis heirathen? Hat ſie denn ihre Herzensmeynung nicht verrathen? Ich kann ja den rechtſchaffenen Mann nicht länger aufhalten. Er meynt es ſo redlich, und hat ſo viele Verdienſte.

Der Magiſter. Sie ſagte, ſie wäre unruhig. Und das war eben ſchlimm. Denn die Gründe der Philoſophie fordern ein ruhiges Herz, wenn ſie die Ueberzeugung wirken ſollen. Wenn der Verſtand durch die Triebe des Willens beſtürmt wird: ſo iſt er nicht aufmerkſam. Und ohne Aufmerkſamkeit ſind die ſchärfſten Beweiſe nichts als ſtumpfe Pfeile.

Cleon. Rede nicht ſo tiefſinnig. Du hätteſt ſie eben ſollen ruhig machen: ſo ſähe ich den Nutzen von deiner Geſchicklichkeit.

Der Magiſter. Ich verſuchte alles. Ich zeigte ihr die ſchöne Seite der Liebe. Ich ſagte ihr erſtlich, daß eine glückliche Ehe das größte Vergnügen wäre.

Cleon. Ja, die glücklichen Ehen ſind etwas ſehr ſchönes. Aber du hätteſt ihr ſagen ſollen, daß ihre Ehe wahrſcheinlicher Weiſe ſehr glücklich werden würde. Das iſt meine Abſicht geweſen, warum ich dich zu ihr geſchickt habe.

Der Magiſter. Kurz und gut, durch Lehrſätze und Erweiſe iſt ſie nicht zu gewinnen, das ſehe ich wohl. Sie verſteht wohl die einzelnen Sätze; aber wenn ſie ſie in Gedanken zuſammen verbinden und dem Schluſſe das Leben geben ſoll: ſo weicht ihr Verſtand zurück, und ſie wird ungehalten, daß er ſie verläßt.

Cleon. Alſo kannſt du mir weiter nicht helfen, und ſie nicht überreden?

Der Magiſter. Es giebt noch gewiſſe witzige Beweiſe zur Ueberredung, die man Beweiſe κατ' ἄνθρωπον nennen könnte. Dergleichen ſind bey den alten Rednern die Fabeln und Allegorien, oder Parabeln. Bey Leuten, die nicht ſcharf denken können, thun dieſe witzigen Blendwerke

oft

oft gute Dienſte. Ich will ſehen, ob ich durch mein Ingenium das ausrichten kann, was ſie meinem Verſtande verſagt hat. Vielleicht macht ihr eine Fabel mehr Luſt zur Heirath, als eine Demonſtration. Ich will eine machen, und ſie ihr vorleſen und thun, als ob ich ſie in dem Fabelbuche eines jungen Menſchen in Leipzig gefunden hätte, der ſich durch ſeine Fabeln und Erzählungen bey der Schuljugend ſo beliebt gemacht hat.

Cleon. Ach ja, das thue doch, damit wir alles verſuchen. Wenn die Fabel hübſch iſt: ſo kannſt du ſie gleich auf meiner Tochter Hochzeit der Welt mittheilen. Mache nur nicht gar zu lange darüber. Eine Fabel iſt ja keine Predigt. Es muß ja nicht alles ſo accurat ſeyn. Meine Tochter wird dich nicht verrathen. Mache, daß ſie ja ſpricht: ſo will ich dir ohne Fabel, aber recht aufrichtig danken. (Der Magiſter geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Cleon. Lottchen.

Lottchen. Papa, der Herr Vormund des Herrn Damis hat durch ſeinen Bedienten dieſes Zettelchen an Sie geſchickt.

Cleon. (Er lieſt.) „ Weil Sie es verlangen: „ ſo werde ich die Ehre haben, gegen die Caffee-

„ zeit

„ zeit zu Ihnen zu kommen. Ich laſſe mir die
„ Wahl des Herrn Damis, meines Mündels,
„ ſehr wohl gefallen. Er hätte nicht glücklicher
„ wählen können. Kurz, ich will mich dieſen
„ Nachmittag mit Ihnen und Ihren Jungfern
„ Töchtern recht vergnügen, weil ich ohne dieß
„ heute eine angenehme Nachricht vom Hofe er-
„ halten habe. Zugleich muß ich Ihnen melden,
„ daß heute oder morgen das Teſtament Ihrer
„ ſeligen Frau Muhme, der Frau Stephan, ge-
„ öffnet werden ſoll. Ich glaube gewiß, daß ſie
„ Ihnen etwas vermacht hat. Vielleicht kann ich
„ Ihnen die Gewißheit davon um vier Uhr mit-
„ bringen. Ich bin ꝛc.

Das geht ja recht gut, meine liebe Tochter. Ich dachte immer, der Herr Vormund würde ſeine Einwilligung nicht zur Heirath geben, weil meine Tochter kein Vermögen hat.

Lottchen. Das habe ich gar nicht befürchtet. Der Herr Vormund iſt ja die Leutſeligkeit und Menſchenliebe ſelbſt, und macht ſich gewiß eine Freude daraus, zu dem Glücke eines Frauenzimmers etwas beyzutragen, der man keinen größern Vorwurf machen kann, als daß ſie nicht reich iſt.

Cleon. Tochter du haſt ſehr Recht. Es iſt ein lieber Mann. Ich habe nur gedacht, daß er einen gewiſſen Fehler haben müßte, weil er ſchon

nahe an vierzig iſt, und noch kein Amt hat. Aber was hilft uns das alles, wenn Julchen den Herrn Damis nicht haben will?

Lottchen. Machen Sie ſich keine Sorge, lieber Papa. Julchen iſt ſo gut, als beſiegt. Und ich denke, es könnte ihr kein gröſser Unglück widerfahren, als wenn man ihr ihren Schatz, die ſogenannte Freyheit, ungeraubt ließe. Ich habe die ſicherſten Merkmale, daß ſie den Herrn Damis liebt.

Cleon. Sollte es möglich ſeyn? Ich dürfte es bald ſelbſt glauben. Ihr loſen Mädchen thut immer, als wenn euch nichts an den Männern läge, und heimlich habt ihr doch eine herzliche Freude an ihnen. Je nun, die Liebe iſt auch nöthig in der Welt, ſonſt hätte ſie uns der Himmel nicht gegeben.

Lottchen. Papa, dieſe Satire auf die loſen Mädchen trifft mich nicht. Ich dächte ich machte kein Geheimniß aus meiner Liebe. Wenigſtens halte ich die vernünftige Liebe für kein gröſser Verbrechen, als die vernünftige Freundſchaft. Unſer Leben iſt vielleicht deswegen mit ſo vielen Beſchwerlichkeiten belegt, daß wir es uns deſto mehr durch die Liebe ſollen leicht und angenehm zu machen ſuchen.

Cleon. Mein Kind, wenn mir die Frau Muhme Stephan etwas vermacht haben ſollte: ſo ſähe

he ichs ſehr gern, wenn ich euch, meine Töchter, auf einen Tag verſprechen, und euch in kurzem auf einen Tag die Hochzeit ausrichten könnte. Ich wollte gern das ganze Vermächtniß dazu hergeben

Lottchen. Sie ſind ein liebreicher Vater. Nein, wenn Sie auch durch das Teſtament etwas bekommen ſollten: ſo würde es doch ungerecht ſeyn, wenn wir Sie durch unſre Heirathen gleich um alles brächten. Nein, lieber Papa, ich kann noch lange warten. Und mein Geliebter wird ſich ohnedieß nicht zur Ehe entſchlieſſen, bis er nicht eine hinlängliche Verſorgung hat.

Cleon. Thue dein möglichſtes, daß Julchen heute noch Ja ſpricht. Die Mädchen müſſen wohl ein wenig ſpröde thun; aber ſie müſſen es den Junggeſellen auch nicht ſo gar ſauer machen.

Lottchen. Papa, unſere liebe Mamma ſagte nicht ſo.

Cleon. Loſes Kind, ein Vater darf ja wohl ein Wort reden, ich bin ja auch jung geweſen, und meine Jugend reut mich gar nicht. Ich und deine liebe Mutter haben uns ein Jahr vor der Ehe, und ſechzehn Jahre in der Ehe, wie die Kinder vertragen. Sie hat mir tauſend vergnügte Stunden gemacht, und ich wills ihr noch in der Ewigkeit danken. Sie hat auch euch, meine

Kinder, ohne Ruhm zu melden, recht gut gezogen. Es wird dir gewiß wohl gehen. Verlaß dich darauf. Du thuſt mir viel Gutes. Du führſt meine ganze Haushaltung. Sey zufrieden mit deinem Schickſale. Ich laſſe dir nach meinem Tode einen ehrlichen Namen und eine gute Auferziehung. Laß mich ja zu meiner lieben Frau ins Grab legen. Ich will ſchlafen, wo ſie ſchläft.

Lotrchen. Ach Papa, warum machen Sie mich weichmüthig? Sie werden, wenn es nach meinem Wunſche geht, noch lange leben, und erfahren, daß ich meinen Ruhm in der Pflicht Ihnen zu dienen ſuche. Und wenn ich Sie hundert Jahre verſorge: ſo habe ich nichts mehr gethan, als was mir meine Schuldigkeit befiehlt. Heute müſſen Sie vergnügt ſeyn. Doch vielleicht iſt die traurige Empfindung, die in Ihnen entſtanden iſt, die angenehmſte, die nur ein rechtſchaffener Vater fühlen kann. Aber, lieber Papa, es iſt kein Wein mehr im Keller, als das gute Faß, das Sie in meinem Geburtsjahre eingelegt haben. Was werden wir heute unſern Gäſten für Wein vorſetzen?

Cleon. Tochter, zapfe das Faß an. Und wenn es Nectar wäre: ſo iſt er für den heutigen Tag nicht zu gut. Es wird bald Mittagszeit ſeyn. Ich will immer gehen, und die Forellen aus dem

Fiſch=

Fiſchhälter langen. Wenn ich Julchen ſehe: ſo will ich dir ſie wohl wieder herſchicken, wenn du noch einmal mit ihr reden willſt.

Lottchen. Recht gut, Papa, ich will noch einige Augenblicke hier warten.

Zwölfter Auftritt.

Lottchen. Siegmund.

Siegmund. Ich habe ſchon einen Augenblick mit Julchen geſprochen. Sie iſt ungehalten auf den Herrn Damis; aber ihre ganze Anklage ſcheint mir nichts, als eine Liebeserklärung in einer fremden Sprache zu ſeyn. Ich hätte nicht gedacht, daß ſie ſo zärtlich wäre. Die Liebe und Freundſchaft reden zugleich aus ihren Augen und aus ihrem Munde, je mehr ſie nach ihrer Meynung die erſte verbergen will.

Lottchen. Ey, ey, mein lieber Herr Siegmund! Ich könnte bald einige Minuten eiferſüchtig werden. Nicht wahr, meine Schweſter iſt reizender, als ich? Aber dennoch lieben Sie mich.

Siegmund. Wer kann Sie einmal lieben, und nicht beſtändig lieben? Ihre Jungfer Schweſter hat viele Verdienſte; aber Sie haben ihrer weit mehr. Sie kennen mein Herz. Dieſes muß Ihnen für meine Treue der ſicherſte Bürge ſeyn.

Lottchen. Ja, ich kenne es und bin ſtolz darauf. Ach mein liebſter Freund, ich muß Ihnen ſagen, daß uns vielleicht ein kleines Glück bevor ſteht. Wollte doch der Himmel, daß es zu Ihrer Beruhigung etwas beytragen könnte! Der Herr Vormund des Herrn Damis hat dem Papa in einem Billette gemeldet, daß heute das Teſtament der Frau Muhme Stephan geöffnet werden würde, und daß er glaubte, ſie würde den Papa darinne bedacht haben. O wenn es doch die Vorſicht wollte, daß ich ſo glücklich würde, Ihre Umſtände zu verbeſſern!

Siegmund. Machen Sie mich nicht unruhig. Sie lieben mich mehr, als ich verdiene. Gedulden Sie ſich, es wird noch alles gut werden, und ⸗ ⸗ ⸗

Lottchen. Sie ſind unruhig? Was fehlt Ihnen? Sagen Sie mirs. Mein Leben iſt mir nicht lieber, als Ihre Ruhe.

Siegmund. Ach, mein ſchönes Kind, es fehlt mir nichts, nichts als das Glück, Sie ewig zu beſitzen. Ich bin etwas zerſtreut. Ich habe dieſe Nacht nicht wohl geſchlafen.

Lottchen. O kommen Sie, und werden Sie mir zu Liebe munter. Wir wollen erſt zu Julchen auf ihre Stube und dann gleich zur Mahlzeit gehn.

Ende des erſten Aufzugs.

Zwey-

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Cleon. Julchen.

Cleon. Du wirſt doch wiſſen, ob du ihm gut biſt?

Julchen. Lieber Papa, woher ſoll ichs denn wiſſen? Ich will Ihnen gern gehorchen; aber laſſen Sie mir nur meine Freyheit.

Cleon. Ich will Ihnen gern gehorchen; aber laſſen Sie mir nur meine Freyheit. Kleiner Affe, was redſt du denn? Wenn ich dir deine Freyheit laſſen ſoll: ſo brauchſt du mir ja nicht zu gehorchen. Ich will dich gar nicht zwingen. Ich bin dir viel zu gut. Nein, ſage mir nur, ob er dir gefällt.

Julchen. Ob mir Herr Damis gefällt? Vielleicht, Papa. Ich weis es nicht gewiß.

Cleon. Tochter, ſchäme dich nicht, mit deinem Vater aufrichtig zu reden. Du biſt ja erwachſen, und die Liebe iſt nichts verbottnes. Gefällt dir ſeine Perſon, ſeine Bildung?

Julchen. Sie mißfällt mir nicht. Vielleicht .. gefällt ſie mir gar.

Cleon. Mädchen, was willſt du mit deinem Vielleicht? Wir reden ja nicht von verborgnen Sachen; du darfſt ja nur dein Herz fragen.

Julchen. Aber wenn nun mein Herz ſo untreu iſt, und mir nicht aufrichtig antwortet?

Cleon. Rede nicht ſo poetiſch. Dein Herz biſt du, und du wirſt doch wiſſen, was in dir vorgeht. Wenn du einen jungen, wohlgebildeten, geſchickten, vernünftigen und reichen Menſchen ſiehſt, der dich zur Frau haben will: ſo wirſt du doch leicht von dir erfahren können, ob du ihn zum Manne haben möchteſt.

Julchen. Zum Manne? ⸗ ⸗ Ach Papa! laſſen Sie mir Zeit. Ich bin heute unruhig, und in der Unruhe könnte ich mich übereilen. Ich glaube in der That nicht, daß ich ihn liebe, ſonſt würde ich munter und zufrieden ſeyn. Wer weis auch, ob ich ihm gefalle?

Cleon. Wenn du darüber unruhig biſt: ſo hat es gute Wege. Biſt du nicht ein albernes Kind! Wenn du ihm nicht gefielſt: ſo würde er ſich nicht ſo viel Mühe um dich geben. Er kennt dich vielleicht beſſer, als du dich ſelbſt kennſt. Stelle dir einmal vor, ob ich deine gute Mutter, da ſie noch Jungfer war, zur Ehe begehret haben würde, wenn ſie mir nicht gefallen hätte. Indem er zu dir ſagt: Jungfer Julchen, oder wie er dich nennt ⸗ ⸗ Du kannſt mir ja ſagen, wie er dich heißt.

Julchen. Er heißt mich Mamſell.

Cleon. Kind, du betrügſt mich. Er ſpräche ſchlecht weg, Mamſell? Das kann nicht ſeyn.

Julchen. Zuweilen ſpricht er auch liebe Mamſell.

Cleon. Tochter, du verſtellſt dich. Ich bin ja dein Vater. Im Ernſte, wie heißt er dich, wenn ers recht gut meynt?

Julchen. Ich kann mich ſelbſt nicht beſinnen. Er ſpricht = = er ſpricht = = mein Julchen = =

Cleon. Warum ſprichſt du das Wort ſo kläglich aus? Seufzeſt du über deinen Namen? Dein Name iſt ſchön. Alſo ſpricht er zu dir: Mein Julchen? Gut, hat er dich nie anders geheiſſen?

Julchen. Ach ja lieber Papa. Er heißt mich auch zuweilen, mein ſchönes Julchen. Warum fragen Sie mich denn ſo aus?

Cleon Laß mir doch meine Freude, du kleiner Narr. Ein rechtſchaffner Vater hat ſeine Töchter lieb, wenn ſie wohl gezogen ſind. Ja bin ja ſtets freundlich mit euch umgegangen. Aber daß ich wieder auf das Hauptwerk komme. Ja, indem Herr Damis z. E. zu dir ſpricht: Mein ſchönes Julchen, ich habe dich = =

Julchen. O! Er heißt mich Sie. Er wird nicht du ſprechen. Das wäre ſehr vertraut, oder doch wenigſtens unhöflich

Cleon. Nun, nun, wenn er dich auch einmal du hieße, deswegen verlörſt du nichts von dei-

ner Ehre. Hat mich doch die ſelige Frau, als Braut, mehr als einmal du geheiſſen, und es klang mir immer ſchön. Indem er alſo zu dir ſpricht: Mein ſchönes Julchen, ich bin Ihnen gut: ſo ſagt er auch zugleich, Sie gefallen mir; denn ſonſt würde er das erſte nicht ſagen.

Julchen. Das ſagt er niemals zu mir.

Cleon. Du machſt mich böſe. Ich habe es ja mehr, als einmal, ſelber gehört.

Julchen. Daß er zu mir geſagt hätte: Ich bin Ihnen gut?

Cleon. Ja wohl!

Julchen. Mit Ihrer Erlaubniß, Papa, das hat Herr Damis in ſeinem Leben nicht zu mir geſagt. Ich liebe Sie von Herzen, das ſpricht er wohl; aber niemals: Ich bin Ihnen gut.

Cleon. Biſt du nicht ein zänkiches Mädchen! Wir ſtreiten ja nicht um die Worte.

Julchen. Aber das klinget doch allemal beſſer: Ich liebe Sie von Herzen, als das andre.

Cleon. Das mag ſeyn. Ich habe das letzte immer zu meiner Liebſten ſtets geſagt, und es gefiel ihr ganz wohl. Daß die Welt die Sprache ändert, dafür kann ich nicht. Ihr Mädchen gebt heut zu Tage auf ein Wort Achtung, wie ein Rechenmeiſter auf eine Ziffer. Es gefällt dir alſo, wenn er ſo zu dir ſpricht? Gut, meine Tochter, ſo

nimm

nimm ihn doch. Was wegerſt du dich denn? Ich gehe nach der Grube zu. Worauf willſt du denn warten? Kind, ich ſage dirs, es dürfte ſich keine Gräfinn deines Bräutigams ſchämen. Herr Damis möchte heute gern die völlige Gewißheit haben, ob er ‥ ‥

Julchen. Papa!

Cleon. Nun, was willſt du? Nur nicht ſo verzagt. Ich bin ja dein Vater. Ich gehe ja mit dir, wie mit einer Schweſter, um.

Julchen. Papa, darf ich etwas bitten?

Cleon Herzlich gern. Du biſt mir ſo lieb, als Lottchen, wenn jene gleich etwas gelehrter iſt. Bitte, was willſt du?

Julchen. Ich? Ich bin ſehr unentſchloſſen, ſehr verdrießlich,

Cleon. Das iſt ja keine Bitte. Rede offenherzig.

Julchen. Ich wollte bitten, daß Sie ‥ mir meine Fryheit ließen

Cleon. Mit deiner ewigen Freyheit! Ich dachte, du wollteſt ſchon um das Brautkleid bitten. Ich laſſe dir ja deine Freyheit. Du ſollſt ja aus freyem Willen lieben, gar nicht gezwungen. Bedenke dich noch eine Stunde. Ueberlege es hier allein. Ich will dich nicht länger ſtören.

Zweyter Auftritt.

Julchen. Damis.

Damis. Darf ich mit Ihnen reden, mein ſchönes Kind?

Julchen. Es iſt gut, daß Sie kommen. Die Geſundheit, die Sie mir über Tiſche von der Liebe zubrachten, hat mich recht gekränkt. Meine Schweſter lachte darüber; aber das kann ich nicht. Sie hat heute überhaupt eine widerwärtige Gemüthsart, die ſich ſo gar bis auf Sie, mein Herr, erſtreckt.

Damis. Bis auf mich? Darf ich weiter fragen?

Julchen. Ich ſagte ihr, daß Sie meiner Meynung wären, und behauptet hätten, daß mehr Hoheit der Seele zur Freyheit, als zur Liebe, gehörte. Darüber ſpottete ſie, und ſagte dreiſt, Sie hätten Unrecht, wo ſie nicht gar noch mehr ſagte. Aber laſſen Sie ſich nichts gegen ſie merken: ſie möchte ſonſt denken, ich wollte eine Feindſchaft anrichten.

Damis. Lottchen wird es nicht ſo böſe gemeynt haben. Sie iſt ja die Gutheit und Unſchuld ſelbſt.

Julchen. Das konnte ich mir einbilden, daß Sie mir widerſprechen würden. Und ich will es Ihnen nur geſtehen, daß ichs zu dem Ende geſagt

habe. Freylich hat meine Schweſter mehr Gutheit, als ich. Sie redt von der Liebe, und ſo gütig bin ich nicht.

Damis. Vergeben Sie es ihr, wenn ſie auch etwas von mir geſagt hat. Ich bin ja nicht ohne Fehler. Und vielleicht würde ich Ihnen mehr gefallen, wenn ich ihrer weniger hätte.

Julchen. Wozu ſoll dieſe Erniedrigung? Wollen Sie mich mit dem Worte Fehler demüthigen?

Damis. Ach liebſtes Kind, werden Sie es denn niemals glauben, wie gut ichs mit Ihnen meyne?

Julchen. Daran zweifle ich gar nicht. Sie ſind ja meiner Schweſter gewogen; und alſo wird es Ihnen nicht ſauer ankommen, mir Ihre Gewogenheit in eben dem Grade zu ſchenken.

Damis. Ja, ich verſichere Sie, daß ich Lottchen allen Schönen vorziehen würde, wenn ich Julchen nicht kennte.

Julchen. Ich ſehe, die Gefahr mich hochmüthig zu machen, iſt zu wenig, Sie von einer Schmeicheley abzuſchrecken.

Damis. Meine liebe Freundinn, ich verliere mein Glück, wenn dieſes eine Schmeicheley war. Warum halten Sie mich nicht für aufrichtig?

Julchen. (zerſtreut.) Ich ‥ ich habe die beſte Meynung von Ihnen.

Damis. Warum ſprechen Sie dieſen Lobſpruch mit einem ſo traurigen Tone aus? Koſtet er Sie ſo viel? In Wahrheit, ich bin recht unglücklich. Je länger ich die Ehre habe, Sie zu ſehen, und zu ſprechen, deſto unzufriedner werden Sie. Sagen Sie mir nur, was Sie beunruhigt? Ich will Ihnen ja Ihre Freyheit nicht rauben. Nein, ich will nicht den geringſten Anſpruch auf ihr Herz machen. Ich will Sie ohne alle Belohnung ohne alle Hoffnung, lieben. Wollen Sie mir denn auch dieſes Vergnügen nicht gönnen?

Julchen. Sie ſind wirklich großmüthiger, als ich geglaubt habe. Wenn Sie mich lieben wollen, ohne mich zu feſſeln: ſo wird mir Ihr Beyfall ſehr angenehm ſeyn. Aber dieß iſt es auch alles, was ich Ihnen ſagen kann. Werfen Sie mir mein verdrießliches Weſen nicht mehr vor. Ich will gleich ſo billig ſeyn, und Sie verlaſſen.

Damis. Aber was fehlt Ihnen denn, mein Engel?

Julchen. (unruhig.) Ich weis es in Wahrheit nicht. Es iſt mir alles ſo ängſtlich, und es ſcheint recht, als ob ich das Aengſtliche heute ſuchte und liebte. Ich bitte Sie recht ſehr, laſſen Sie deswegen nichts von Ihrer Hochachtung gegen mich fallen. Es iſt unhöflich von mir, daß ich Sie nicht munterer unterhalte, da Sie unſer Gaſt ſind.

Aber

Aber der Himmel weis, ich kann nichts darfür. Ich will mir eine Taſſe Caffee machen laſſen. Vielleicht kann ich mein verdrießliches Weſen zerſtreuen. Aber gehn Sie nicht gleich mit mir. Lottchen möchte mir ſonſt einige kleine Spöttereyen ſagen. Wollen Sie ſo gütig ſeyn?

Dritter Auftritt.

Damis. Lottchen.

Lottchen. Nun, Herr Damis, wie weit ſind Sie in Ihrer Liebe? Sie weinen? Iſt das möglich?

Damis. O gönnen Sie mir dieſes Glück. Es ſind Thränen der Wolluſt, die meine ganze Seele vergnügen. Wenn Sie nur das liebenswürdige Kind hätten ſollen reden hören! Wenn Sie nur die Gewalt hätten ſehen ſollen, die ſie ihrem Herzen anthat, um es nicht ſehen zu laſſen! Sie ſagte endlich aufrichtig, ſie wäre unruhig. Ach Himmel! mit welcher Annehmlichkeit, mit welcher Unſchuld ſagte ſie dieß! Sie liebt mich wohl, ohne es recht zu wiſſen. Bedenken Sie nur mein liebſtes Lottchen, o bedenken Sie nur, wie ‒ ‒

Lottchen. Warum reden Sie nicht weiter?

Damis.

Damis. Laſſen Sie mich doch mein Glück erſt recht überdenken. Sie nannte ihre Unruhe ein verdrießliches Weſen. Sie bat mich, daß ich deswegen nichts von der Hochachtung gegen ſie ſollte fahren laſſen. Und das Wort Hochachtung drückte ſie mit einem Tone aus, der ihm die Bedeutung der Liebe gab. Sie ſagte endlich in aller Unſchuld, ſie wollte ſich eine Taſſe Caffee machen laſſen, um den Nebel in ihrem Gemüthe dadurch zu zerſtreuen.

Lottchen. Das gute Mädchen! Wenn der Caffee eine Arzney für die Unruhen des Herzens wäre: ſo würden wir wenig Gemüthskrankheiten haben. Nunmehr wird ſie bald empfinden, was Liebe und Freyheit iſt. Das Traurige, das ſie in ihrem Bezeigen meldet, ſcheint wie ein Beweis zu ſeyn, daß ſie ihre Freyheit nicht mehr zu beſchützen weis. Verwandeln ſie ſich nunmehr nach und nach wieder in den Liebhaber, damit Julchen nicht gar zu ſehr beſtraft wird.

Damis. Dieſe Verwandlung wird mir ſehr natürlich ſeyn. Aber ich fürchte, wenn Julchen in Gegenwart ſo vieler Zeugen mir ihre Liebe wird bekräftigen ſollen: ſo wird ihr Herz wieder ſcheu werden. Sie bat mich, da ſie mich verließ, daß ich ihr nicht gleich nachfolgen ſollte, damit ihr Lottchen nicht einige Spötte-

seyen ſagen möchte. Wie furchtſam klingt die⸗ſes!

Lottchen. Ja es heißt aber vielleicht nichts anders, wenn man es in ſeiner Sprache überſetzt, als: Gehen Sie nicht mit mir, damit Lottchen nicht ſo deutlich ſieht, daß ich Sie liebe. Ihre Braut ſcheut ſich nicht vor der Liebe, ſondern nur vor dem Namen derſelben. Wenn ſie weniger natürliche Schamhaftigkeit hätte, ſo würde ihre Liebe ſich in einem größern Lichte ſehen laſſen; aber vielleicht würde ſie nicht ſo reizend erſcheinen. Vielleicht geht es mit der Zärtlichkeit eines Frauenzimmers, wie mit ihren äußerlichen Reizungen, wenn ſie gefallen ſollen.

Damis. Was meynen Sie, meine liebe Jungfer Schweſter, ſoll ich .. Aber wie? Ich nenne Sie ſchon Jungfer Schweſter, und ich ſcheue mich doch zugleich, Sie deswegen um Vergebung zu bitten?

Lottchen. Ich will den Fehler gleich wieder gut machen, mein lieber Herr Bruder. Ich habe Ihnen nun nichts vorzuwerfen. Aber was wollten Sie ſagen?

Damis. Fragen Sie mich nicht. Ich habe es wieder vergeſſen. Ich kann gar nicht mehr zu meinen eignen Gedanken kommen. Julchen denkt und ſinnt und redt in mir. Und ſeit dem ich ſie trau⸗

rig geſehen habe, habe ich große Luſt es auch zu ſeyn. Was für Geheimniß hat nicht ein Herz mit dem andern! Ich ſehe, daß ich glücklich bin, und ſollte vergnügt ſeyn. Ich ſehe, daß mich Julchen liebt, und indem ich dieſes ſehe, werde ich traurig, weil ſie es iſt. Welche neue Entdeckung in meinem Herzen!

Lottchen. Ich weis Ihnen keinen beſſern Rath zu geben, als den, folgen Sie Ihrer Neigung, und vertreiben Sie ſich die Traurigkeit nicht, ſonſt werden Sie zerſtreut werden. Sie wird ihres Platzes von ſich ſelber müde werden, und ihn bald dem Vergnügen von neuem einräumen.

Damis. Ich werde recht furchtſam. Und ich glaube, wenn ich Julchen wieder ſehe, daß ich gar ſtumm werde.

Lottchen. Das kann leicht kommen. Vielleicht geht es Julchen auch alſo. Ich möchte Sie beyde itzt beyſammen ſehen, ohne von Ihnen bemerkt zu werden. Sie würden beyde tiefſinnig thun. Sie würden reden wollen, und ſtatt deſſen ſeufzen. Sie würden die verrätheriſchen Seufzer durch gleichgültige Minen entkräften wollen, und ihnen nur mehr Bedeutung geben. Sie würden einander wechſelsweiſe bitten, ſich zu verlaſſen, und einander Gelegenheit geben, zu bleiben. Und vielleicht würde Ihre beyderſeitige Wehmuth zu-

letzt

letzt in etliche mehr als freundſchaftliche Küſſe aus⸗brechen. Aber ich höre meine Schweſter kommen. Ich will Sie nicht ſtören.

(Sie geht, und bleibt in der Scene verſteckt ſtehen.)

Vierter Auftritt.

Julchen. Damis.

Julchen. War nicht meine Schweſter bey Ihnen? Wo iſt ſie?

Damis. (in tiefen Gedanken.) Sie gieng, und ſagte, ſie wollte uns nicht ſtören.

Julchen. Nicht ſtören? Was ſoll das bedeuten?

Damis. Vergeben Sie mir. Ich habe mich übereilet. Ach Juliane!

Julchen. Sie haben ſich übereilet, und woher? Aber ⸗ ⸗ Ja ⸗ ⸗ Ich will ſie verlaſſen. Sie ſind tiefſinnig.

Damis. Sie wollen mich verlaſſen? meine Juliana! Mich ⸗ ⸗?

Julchen. Meine Juliane! ſo haben Sie mich ja ſonſt nicht geheiſſen? Sie vergeſſen ſich. Ich will ſie verlaſſen.

Damis. O gehn Sie noch nicht. Ich habe Ihnen recht viel zu ſagen. Ach viel!

Julchen. Und was denn? Sie halten mich

wie⸗

wider meinen Willen zurück. Iſt Ihnen etwas begegnet? Was wollen Sie ſagen? Reden Sie doch.

Damis. (bange.) Meine Juliane!

Julchen. (mit beweglicher Stimme.) Juliane! den Namen höre ich zum dritten male. Sie ſchweigen wieder? Ich muß nur gehn. (Sie geht. Er ſieht ihr traurig nach, und ſie ſieht ſich um.) Wahrhaftig, es muß Ihnen etwas großes begegnet ſeyn. Darf ichs nicht wiſſen? (Er kömmt auf ſie zu.)

Damis. Wenn Sie mirs vergeben wollten: ſo wollte ich Ihnen ſagen. Aber nein = = Ich würde Ihre Gewohnheit darüber verlieren, und = = = = (er küßt ihr die Hand, und hält ſie dabey.) Nein, ich habe Ihnen nichts zu ſagen. Ach Sie ſind verdrießlich, meine Juliane!

Julchen. (ganz betroffen.) Nein, ich bin nicht traurig. Aber ich erſchrecke, daß ich Sie ſo beſtürzt ſehe. Ja = = Ich bin nicht traurig. Ich bin ganz gelaſſen, und ich wollte, daß Sie auch ſo wären. Halten Sie mich nicht bey der Hand. Ich will ſie verlaſſen. Ich wollte meine Schweſter ſuchen und ihr ſagen = =

Damis. Was wollen Sie ihr denn ſagen? mein ſchönes Kind!

Julchen. Ich wollte ihr ſagen = = daß der Papa nach ihr gefragt hätte, und = =

Damis. Der Papa? mein Engel!

Julchen. Nein, ich irre mich, Herr Siegmund hat nach ihr gefragt, und meine Schweſter ſprechen wollen, und mich gebeten ‒ ‒ (Sie ſieht ihn an.) In Wahrheit, Sie ſehen ſo traurig aus, daß man ſich des Mitleidens ‒ ‒

(Sie wendet das Geſicht bey Seite.)

Damis. Meine Juliane! Ihr Mitleiden ‒ ‒ Sie bringen mich zur äußerſten Wehmuth.

Julchen. Und Sie machen mich auch traurig. Warum hielten Sie mich zurück? Warum weinen Sie denn? (Sie will ihre Thränen verbergen.) Was fehlt Ihnen? Verlaſſen Sie mich, wenn ich bitten darf.

Damis. Ja.

Julchen. (für ſich.) Er geht?

Damis. (indem er wieder zurück kehrt.) Aber darf ich nicht wiſſen, meine Schöne, was Ihnen begegnet iſt? Sie waren ja Vormittage nicht ſo traurig.

Julchen. Ich weis es nicht. Sie wollen ja gehn. Iſt Ihnen meine Unruhe beſchwerlich? Sagen Sie mir nur, warum Sie ‒ ‒ Sie reden ja nicht.

Damis. Ich?

Julchen. Ja.

Damis. O wie verſchönert die Wehmuth Ihre

Wan-

Wangen! Ach Juliane!

Julchen. Was ſeufzen Sie? Sie vergeſſen ſich. Wenn doch Lottchen wieder käme! Bedenken Sie, wenn ſie Sie ſo betrübt ſähe und mich, ⸗⸗ Was würde ſie ſagen?

(Lottchen tritt aus der Scene hervor.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Lottchen.

Lottchen. Ich würde ſagen, daß man einander durch bekümmerte Fragen und Thränen die ſtärkſte Liebeserklärung machen kann, ohne das Wort Liebe zu nennen. Mehr würde ich nicht ſagen.

Julchen. O wie ſpöttiſch! Ich muß nur gehn.

Lottchen. O ich habe es wohl eher geſehn, daß du haſt gehn wollen, und doch ⸗⸗

Julchen. Das wüßte ich in der That nicht. (Sie geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Damis. Lottchen.

Lottchen. Es dauert mich, daß ich Sie beyde geſtöret habe. Ich hätte es nicht thun ſollen; aber ich konnte mich vor Freuden nicht länger

halten. Kann wohl ein ſchönerer Anblick ſeyn, als wenn man zwey Zärtliche ſieht, die es vor Liebe nicht wagen wollen, einander die Liebe zu geſtehen? Mein lieber Herr Damis, habe ich den Plan Ihres zärtlichen Schickſals nicht gut entworfen gehabt? Hätte ich mich noch einige Augenblicke halten können: ſo würde Ihre beyderſeitige Wehmuth gewiß noch bis zu etlichen vertraulichen Liebkoſungen geſtiegen ſeyn.

Damis. Daran zweifle ich ſehr. Ich war in Wahrheit recht traurig, und ich bins noch.

Lottchen. Ja, ich ſehe es, und es wird Ihnen ſehr ſauer werden, mit mir allein zu reden. Holen Sie unmaßgeblich Ihre betrübte Freundinn wieder zurück. Ich will ſie mit einander aufrichten.

Damis. Ja, das will ich thun.

Siebenter Auftritt.

Lottchen. Simon.

Simon. Ich bitte Sie um Vergebung, Mamſell, daß ich unangemeldet hereintrete. Das Vergnügen macht mich unhöflich. Sind ſie nicht die liebenswürdige Braut meines Herrn Mündels?

Lottchen. Und wenn ich nun ſeine Braut wäre, was ‑‑

Simon. So habe ich die Ehre, Ihnen zu ſagen, daß Ihnen Ihre verſtorbne Frau Muhme in Ihrem Teſtamente ihr ganzes Rittergut vermacht hat. Sie werden die Gewißheit davon noch heute vom Rathhauſe erhalten. Das Teſtament iſt geöffnet, und Ihr Herr Pathe, der Herr Hofrath, der bey der Eröffnung zugegen geweſen, hat mir aufgetragen, Ihrem Herrn Vater dieſe angenehme Zeitung zum voraus zu hinterbringen, ehe er noch die gerichtliche Inſinuation erhält.

Lottchen. Iſt das möglich? Die Frau Muhme hat ihr Verſprechen zehnfach erfüllt. Wie glücklich iſt meine Schweſter! Sie verdient es in der That. Das iſt eine ſonderbare Schickung. Mein Herr, Sie ſetzen mich in das empfindlichſte Vergnügen. Ich bin nicht die Braut Ihres Herrn Mündels. Aber die Nachricht würde mich kaum ſo ſehr erfreuen, wenn ſie mich ſelbſt angienge.

Simon. Kurz, Mamſell, ich weis nicht, welche von Ihnen meinen Mündel glücklich machen will. Allein genug, die jüngſte Tochter des Herrn Cleon iſt die Erbinn des ganzen Ritterguts, und alſo eines Vermögens von mehr als fünfzig tauſend Thalern.

Lottchen. Das iſt meine Schweſter. Wie erfreue ich mich!

Simon. Es thut mir leid, daß ich Ihnen

nicht eben dieſe Nachricht bringen kann. Ich wollte es mit tauſend Freuden thun. Wo iſt Ihr lieber Herr Vater?

Lottchen. Ich habe gleich die Ehre, Sie zu ihm zu führen. Aber ich will Sie erſt um etwas bitten. Gönnen Sie mir doch das Vergnügen, daß ich meiner Schweſter und Ihrem Herrn Mündel die erſte Nachricht von dieſer glücklichen Erbſchaft bringen darf. Es iſt meine größte Wolluſt, die Regungen des Vergnügens bey andern ausbrechen zu ſehen. Und wenn ich viel hätte, ich glaube, ich verſchenkte alles, nur um die Welt froh zu ſehen. Laſſen Sie mir immer das Glück, meiner Schweſter das ihrige anzukündigen.

Simon. Von Herzen gern. Eine ſo edle Liebe habe ich nicht leicht unter zwo Schweſtern gefunden. Ich erſtaune ganz. Ich wußte wohl, Mamſell, daß Sie die Braut meines Mündels nicht waren; allein ich wollte mir meinen Antrag durch eine verſtellte Ungewißheit leichter machen. Ich glaubte, Sie würden erſchrecken, und über die Vortheile Ihrer Jungfer Schweſter unruhig werden. Aber ich ſehe das Gegentheil, und fange an zu wünſchen, daß Sie ſelbſt die Braut meines lieben Mündels und die glückliche Erbinn der Frau Stephan ſeyn möchten.

Lottchen. Wenn man Ihren Beyfall dadurch gewinnen kann, daß man frey vom Neide, und zur Menſchenliebe geneigt iſt: ſo hoffe ich, mir Ihr Wohlwollen zeitlebens zu erhalten. Alſo wollen Sie Julchen und dem Herrn Damis nichts von der Erbſchaft ſagen, ſondern es mir überlaſſen? Sie ſind ſehr gütig.

Simon. Ich will ſogar dem Herrn Vater nichts davon ſagen, wenn Sie es ihm ſelber hinterbringen wollen. Hier kömmt er.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Cleon. Herr Siegmund.

Cleon. Mein wertheſter Herr, ich habe Sie mit dem Herrn Siegmund ſchon im Garten geſucht. Ich ſahe Sie in das Haus hereintreten, und ich glaubte, Sie würden den Caffee im Garten trinken wollen. Ich erfreue mich über die Ehre Ihrer Gegenwart. Ich erſreue mich recht von Herzen

Simon. Und ich erfreue mich, Sie wohl zu ſehen, und heute einen Zeugen von Ihrem Vergnügen abzugeben.

Lottchen. Ach lieber Papa! Ach lieber Herr Siegmund! Soll ichs ſagen? Herr Simon!

Simon. Wenn Sie es erzählen, wird mirs ſo neu klingen, als ob ichs ſelbſt noch nicht wüßte.

Cleon. Nun was iſt es denn? meine Tochter! Wem willſt du es erſt ſagen, mir, oder meinem lieben Nachbar? Welcher iſt dir lieber, du loſes Kind?

Lottchen. Wenn ich die Liebe der Ehrfurcht frage: ſo ſind Sies. Und wenn ich die Liebe der Freundſchaft höre: ſo iſt es Ihr lieber Nachbar. Ich wills Ihnen beyden zugleich ſagen, was mir Herr Simon itzt erzählt hat. Die verſtorbene Frau Muhme hat Julchen in Ihrem Teſtamente ihr ganzes Rittergut vermacht. Das Teſtament iſt geöffnet, und mein Herr Pathe, der Herr Hofrath, läßt Ihnen durch den Herrn Simon dieſe Nachricht bringen.

Cleon. Dafür ſey dem Himmel gedankt. Das Gut iſt doch Weiberlehn? Ja! ich erſchrecke ganz vor Freuden. Das hätte ich nimmermehr gedacht. O ſie war dem Mädgen ſehr gut! Gott vergelte es ihr in der frohen Ewigkeit. Das ganze Rittergut!

Siegmund. Das iſt fürtrefflich. Die rechtſchaffene Frau!

Simon. (zu Cleon.) Ich habe mir in Ihrem Namen die Abſchrift von dem Teſtamente ſchon ausgebeten, und ich hoffe ſie gegen Abend zu er-

halten. Sie werden auch bald eine gerichtliche Verordnung bekommen.

Cleon. Das iſt ja ganz was außerordentliches. Ich wills die Armen gewiß genießen laſſen. Aber du, meine liebe Tochter, du kömmſt dabey zu kurz.

Lottchen. Ich? Papa. Nein. Wenn ich das Glück tragen könnte: ſo würde mir der Himmel gewiß auch welches geben. Ich habe ſchon Glück genug. Nicht wahr? Herr Siegmund! Was meynen Sie?

Siegmund. Daß Sie es eben ſo würdig ſind, als Ihre Jungfer Schweſter.

Cleon. Herr Simon, Sie haben mir ja in Ihrem Billete gemeldet, daß auch Sie eine erfreuliche Nachricht erhalten hätten. Kommen Sie doch mit mir in den Garten, und vertrauen Sie mirs. Dieſe beyde feindſelige Gemüther werden ſich ſchon allein vertragen, oder uns nachkommen.

Neunter Auftritt.

Lottchen. Siegmund.

Lottchen. Wenn ich Ihre Größe nicht kennte: ſo würde ich gezittert haben, Ihnen die Nachricht von dem großen Glücke meiner Schweſter zu hinterbringen. Aber ich weis, Sie ſchätzen

mich

mich deswegen nicht einen Augenblick geringer. Unſer Schickſal ſteht in den Händen der Vorſicht. Dieſe theilen allemal weiſe aus, und ſie werden ſich auch noch zu unſerm Vortheile öffnen, wenn gleich nicht in dem Augenblicke, da wir es wünſchen.

Siegmund. Mein liebes Lottchen, es wird mir ſehr leicht, über Ihrem Herzen das Glück zu vergeſſen. Wir wollen hoffen. Vergeben Sie mir nur, daß ich noch immer den Zerſtreuten vorſtelle. Ich habe lange mit Ihrem Papa geſprochen, und ich weis in Wahrheit nicht was.

Lottchen. Wenn Sie mich ſo lieben, wie ich Sie, ſo wundert michs nicht, daß Ihnen ein Tag, wie der heutige iſt, wo ſolche Anſtalten gemacht werden, einige Wünſche und Unruhen abnöthiget. Trauen Sie doch der Vorſehung. Es iſt eben heute ein Jahr, da Sie durch den unglücklichen Proceß Ihres Herrn Vater Ihr Vermögen verlohren. Vielleicht beunruhiget Sie dieſer Gedanke; aber vielleicht haben Sie auch alles heute über ein Jahr wieder. Haben Sie mit Julchen geſprochen, und dem Herrn Damis zum Beſten ſich etwas zärtlich geſtellt?

Siegmund. Nein, weil ich ſo zerſtreut bin, ſo ..

Lottchen. Gut. Sie werden dieſe kleine Mühe faſt erſparen können. Ihr Herz ſcheint keinen großen Antrieb mehr nöthig zu haben. Aber ſagen Sie ihr noch nichts von der Erbſchaft. Ich will Sie holen, und es ihr in Ihrer Gegenwart entdecken, und ihrem Geliebten zugleich.

Zehnter Auftritt.

Siegmund allein.

Welche entſetzliche Nachricht! ‥ Julchen! ‥ Ein ganzes Rittergut! Julchen ‥ die ſo viel Reizungen, ſo viel Schönheit und Anmuth beſitzt! Kennte ich Lottchens Werth nicht: ſo würde Julchen ‥ Aber iſt Julchen nicht auch tugendhaft ‥ großmüthig ‥ klug, unſchuldig ‥? Iſt ſie nicht die Sittſamkeit ſelbſt? Iſt Lottchen ſo ſchamhaft? oder ‥ Himmel, wo bin ich? Verdammte Liebe, wie quälſt du mich! Muß man auch wider ſeinen Willen untreu werden? ‥ Warum konnte jene nicht die reiche Erbſchaft bekommen? Sahe die Muhme auch, daß die jüngſte mehr Verdienſte hatte? ‥ Ich Elender! Ich bin ohne meine Schuld um das größte Vermögen gekommen. ‥ Aber habe ich weniger Vorzüge, als Damis? Julchen widerſteht ja ſeiner Liebe. ‥ Iſt es ein Verbrechen? ‥ Was kann ich dafür, daß ſie mich rührt? Sind

mei-

meine Wünſche verdammlich, wenn ſie mit Julchens Wünſchen vielleicht übereinſtimmen? O Himmel! Sie kömmt allein.

Eilfter Auftritt.

Siegmund. Julchen.

Julchen. Meine Schweſter hat geſagt, ich ſoll ſie hier in ihrer Geſellſchaft erwarten. Sie ſucht den Herrn Damis, und will alsdenn hieher kommen, und uns etwas angenehmes erzählen.

Siegmund. Wird Ihnen unterdeſſen die Zeit in meiner Geſellſchaft nicht verdrießlich werden?

Julchen. Mir? Bey Ihnen? Gewiß nicht. Sie ſind heute am freundſchaftlichſten mit mir umgegangen. Und es wird Ihnen auch wohl kein Geheimniß ſeyn, daß ich Ihnen gut bin, wenn gleich nicht ſo wie meine Schweſter.

Siegmund. (Er küßt ihr die Hand.) Sie ſagen mir viel ſchönes, angenehme Braut.

Julchen. Bin ich denn eine Braut? Das hat mir noch kein Menſch geſagt. Nein, mein Herr, heiſſen Sie mich nicht ſo. Es kann ſeyn, daß ich dem Herrn Damis gewogen bin; aber muß ich darum ſeine Braut ſeyn? Nein, er iſt ſo gütig und ſagt mir faſt gar nichts mehr von der Liebe.

Siegmund. Aber wenn ich Ihnen etwas von der Liebe ſagte, würden Sie auch zürnen? Sie wiſſen es wohl nicht, wie hoch ich Sie ⸗ ⸗ doch ⸗ ⸗

Julchen. Bey Ihnen bin ich ſehr ſicher. So lange ein Lottchen in der Welt iſt, werden Ihre Liebeserklärungen nicht viel zu bedeuten haben. Sie wollen mich vielleicht ausforſchen; aber Sie werden nichts erfahren.

Siegmund. Meine Schöne, ich wollte wünſchen, daß ich aus Verſtellung redte; aber ach nein! Denken Sie denn, daß man ⸗ ⸗

Julchen. Und was?

Siegmund. Daß man Sie ſehen, und doch unempfindlich bleiben kann?

Julchen. Sie ſpielen die Rolle des Herrn Dawis, wie ich ſehe.

Siegmund. So werde ich ſehr unglücklich ſeyn, weil Sie mit ſeiner Rolle nicht zufrieden ſind.

Julchen. Was verlieren denn Sie und meine Schweſter, wenn ich ſeine Wünſche nicht erfülle?

Siegmund. Vielleicht gewönne ich. Vielleicht würden Sie die Abſichten des aufrichtigſten Herzens ſehn. Ich verehre Sie; doch ⸗ ⸗ wie kann ich Ihnen das ſagen, was ich empfinde!

Julchen. Sie können eine fremde Perſon vortrefflich annehmen. Aber auch die Liebe im Scherze beunruhigt mich. Ich weis nicht, wo meine

Schwe⸗

Schweſter bleibt. Ich möchte doch wiſſen, was ſie mir zu ſagen hätte; ſie küßte mich vor Freuden. Es muß etwas wichtiges ſeyn. Ich muß ſie nur ſuchen. Verziehn Sie einen Augenblick.

Zwölfter Auftritt.

Siegmund allein.

Ich Abſcheu! Was habe ich gethan? Ich werde der redlichſten Seele untreu, die mich mit Entzückung liebt? Ich? ‥ Aber wie ſchön, wie reizend iſt Julchen! Sie liebt ihn noch nicht ‥ Und mir, mir iſt Sie gewogen? Aber die Vernunft ‥? Sie ſoll ſchweigen ‥ Mein Herz mag die Sache ausführen. ‥ Mislingt mir meine Abſicht: ſo bleibt mir Lottchen noch gewiß, ‥ Hat ſie mir nicht ſelbſt befohlen, mich verliebt in Julchen zu ſtellen? Werde ich ihr darum untreu? Wie? ſie kömmt noch einmal? Sucht ſie mich mit Fleiß?

Dreyzehnter Auftritt.

Siegmund. Julchen. Der Magiſter.

Julchen zu Siegmund. Lottchen will mir nichts eher ſagen, bis Herr Damis wieder kömmt. Er iſt eine halbe Stunde nach Hauſe gegangen, und Sie ſollen ſo gütig ſeyn, und zu dem Papa kommen.

Siegmund. Nach ihrem Befehle. Aber darf ich hoffen?

Julchen. Weil Sie in der Sprache der Liebhaber reden: ſo muß ich Ihnen in der Sprache der Schönen antworten: Sie müſſen mit meinem Papa davon ſprechen.

Der Magiſter. Ja, Herr Siegmund, mein Bruder wartet auf Sie, und ich möchte gern ein Wort mit Jungfer Julchen allein ſprechen.

Vierzehnter Auftritt.

Julchen. Der Magiſter.

Julchen. Herr Magiſter, wollen Sie mir etwa ſagen, was mir Lottchen neues erzählen will?

Der Magiſter. Nein, ich habe ſie gar nicht geſehn. Ich komme aus meiner Studierſtube, und habe zum Zeitvertreibe in einem deutſchen Fabelbuche geleſen. Wenn Sie mir zuhören wollten: ſo wollte ich Ihnen eine Fabel daraus vorleſen, die mir ganz artig geſchienen hat. Ich weis, Sie hören gern witzige Sachen.

Julchen. Ja, aber nur heute nicht, weil ich gar zu unruhig bin. Sie leſen mir ja ſonſt keine Fabeln vor. Wie kommen Sie denn heute auf dieſen Einfall? Ja, ich weis wohl eher, daß

Sie mir eine ziemliche finſtere Mine gemacht haben, wenn Sie mich in des la Fontaine, oder Hagedorns Fabeln haben leſen ſehen.

Der Magiſter. Sie haben Recht. Ich halte mehr auf gründliche Schriften. Und das Solide iſt für die Welt allemal beſſer, als das Witzige. Aber wie man den Verſtand nicht immer anſtrengen kann: ſo iſt es auch erlaubt zuweilen etwas ſeichtes zu leſen. Wollen Sie die Fabel hören? Sie heißt die Sonne.

Julchen. O ich habe ſchon viele Fabeln von der Sonne geleſen! Ich will es Ihnen auf ihr Wort glauben, daß ſie artig iſt. Leſen Sie mir ſie nur nicht vor.

Der Magiſter. Jungfer Muhme, ich weis nicht, was Sie heute für eine verdrießliche Gemüthsart haben. Ihnen zu gefallen verderbe ich mir etliche koſtbare Stunden. Ich arbeite für Ihr Glück, für Ihre Beruhigung. Und Sie ſind ſo unerkenntlich und beleidigen mich alle Augenblicke dafür? Bin ich Ihnen denn ſo geringe? Verdienen meine Abſichten nicht wenigſtens Ihre Aufmerkſamkeit? Sind denn Ihre Pflichten gegen mich durch die Blutsverwandſchaft nicht deutlich genug beſtimmt? Warum widerſprechen Sie mir denn? Kann ich etwas dafür, daß Sie nach der Vernunft verbunden ſind, zu heirathen? Habe ich

den Gehorſam, den Sie Ihrem Herrn Vater und mir ſchuldig ſind, etwa erdacht? Iſt er nicht in dem ewigen Geſetze der Vernunft enthalten?

Julchen. Sie ſchmählen auf mich, Herr Magiſter; aber Sie ſchmählen doch gelehrt, und deswegen will ich mich zufrieden geben. Darf ich bitten: ſo leſen Sie mir die Fabel vor, damit ich wieder zu meiner Schweſter gehen kann. Sie wiſſen nicht, wie hoch ich Sie ſchätze.

Der Magiſter. Warum ſollte ichs nicht wiſſen? Wenn Sie gleich nicht den ſchärfſten Verſtand haben: ſo haben Sie doch ein gutes Herz. Und ich wollte wetten, wenn Sie ſtatt der Bremiſchen Beyträge, und andrer ſolchen leichten Schrifften, eine ſyſtematiſche Moralphiloſophie läſen, daß Sie bald anders ſollten denken lernen. Wenn Sie die Triebe des Willens und ihre Natur philoſophiſch kennen ſollten: ſo würden Sie ſehen, daß der Trieb der Liebe ein Grundtrieb wäre, und alſo ...

Julchen. Sie reden mir ſo viel von der Liebe vor. Haben Sie denn in Ihrer Jugend auch geliebt? Kennen Sie denn die Liebe recht genau? Was iſt ſie denn? Ein Räthel, das niemand auflöſen kann.

Der Magiſter. Als der Verſtand genug hat, in die Natur der Dinge zu dringen. Die Liebe

iſt

iſt eine Uebereinſtimmung zweener Willen zu glei- chen Zwecken. Mich deucht, dieß iſt ſehr adä- quat. Oder ſoll ich Ihnen eine andere Beſchrei- bung geben?

Julchen. Nein, ich habe mit dieſer genug zu thun. Sagen Sie mir lieber die Fabel. Ich muß zu meiner Schweſter.

Der Magiſter. Ja, ja, die Fabel iſt freylich nicht ſo ſchwer zu verſtehen, als eine Cauſalde- finition. Sie iſt kurz, und ſie ſcheint mir mehr eine Allegorie, als eine Fabel zu ſeyn. Sie klingt alſo:

Die Sonne verliebte ſich, wie man erzählt, einsmals in den Mond. Sie entdeckte ihm ihre Wünſche auf das zärtlichſte; allein der Mond blieb ſeiner Natur nach kalt und unempfindlich. Er verlachte alle die Gründe, womit ihn einige benachbarte Planeten zur Zärtlichkeit gegen die Sonne bewegen wollten. Ein heimlicher Stolz ließ ihn ſpröde thun, ob ihm die Liebe der Son- ne gleich angenehm war. Er trotzte auf ſein ſchönes und reines Geſicht, bis es eine Gottheit auf das Bitten der Sonne mit Flecken verunſtal- tete. Und dieß ſind die Flecken, die wir noch heut zu Tage in dem Geſichte des Monden finden. Dieß iſt die Fabel. Was empfinden Sie dabey?

Julchen. Ich empfinde, daß ſie mir nicht gefällt, und daß der Verfaſſer ihrer noch viel machen wird. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie dieſe Erzählung im Ernſte für artig halten.

Der Magiſter. Freylich kann der Verſtand bey witzigen Sachen ſeine Stärke nicht ſehen laſſen. Aber wie, wenn ich die Fabel ſelbſt gemacht hätte?

Julchen. So würde ich glauben müſſen, daß die Schuld an mir läge, warum ſie mir nicht ſchön vorkömmt.

Der Magiſter. Sie wiſſen ſich gut herauszuwickeln. Ich will es Ihnen geſtehen. Es iſt meine Arbeit. Ich will mich eben nicht groß damit machen; denn Witz kann auch ein Ungelehrter haben. Aber wollten ſie dieſe Fabel wohl auflöſen? was ſoll die Moral ſeyn?

Julchen. Das werden Sie mir am beſten ſagen können.

Der Magiſter. Die Moral ſoll etwan dieſe ſeyn: Ein ſchönes Frauenzimmer, die gegen den Liebhaber gar zu lange ſpröde thut, ſteht in der Gefahr, daß das Alter ihr ſchönes Geſicht endlich verwüſtet.

Julchen. Sie ſind heute recht ſinnreich, Herr Magiſter. Ich merke, die Fabel geht auf mich. Ich bin der Mond. Herr Damis wird die Sonne

ſeyn,

ſeyn, und die Planeten werden auf Sie und meine Schweſter zielen. Habe ich nicht alles errathen!

Der Magiſter. Ich ſehe wohl, wenn man Ihnen ſeine Gedanken unter Bildern vorträgt: ſo machen ſie einen großen Eindruck bey Ihnen. Jungfer Muhme, denken Sie unmaßgeblich an die Fabel, und widerſtehen Sie der Liebe des Herrn Damis nicht länger. Was ſoll ich Ihrem Papa für eine Antwort bringen?

Julchen. Sagen Sie ihm nur, daß ich über Ihre Fabel hätte lachen müſſen, ſo verdrießlich ich auch geweſen wäre. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

Fünfzehnter Auftritt.

Der Magiſter. Cleon. Siegmund.

Cleon. Nun mein lieber Magiſter, was ſpricht Julchen? Ich denke, ſie wird ſich wohl ohne deine Fabel zur Liebe entſchloſſen haben.

Der Magiſter. Sie bleibt unbeweglich. Ich weis nicht, warum ich mir des eigenſinnigen Mädgens wegen ſo viel Mühe gebe. Wer weder durch philoſophiſche noch durch ſinnliche Beweiſe zu bewegen iſt, den muß man ſeinem Wahne zur Strafe überlaſſen. Ich ſage ihr kein Wort

mehr. So geht es, wenn man ſeinen Kindern nicht bey Zeiten ein gründliches Erkenntniß von der Moral beybringen läßt. Ich habe mich zehnmal erbothen, deine Töchter denken zu lehren, und ihnen die Grundurſachen der Dinge zu zeigen. Aber nein, ſie ſollten witzig, und nicht vernünftig werden.

Siegmund. Mein Herr, dieß war ein verwegner Ausſpruch. Iſt Julchen nicht vernünftig genug?

Der Magiſter. Warum denn nur Julchen? Ich verſtehe Sie. Ich habe ein andermal die Ehre Ihnen zu antworten. Jetzt warten meine Zuhörer auf mich.

Sechzehnter Auftritt.

Cleon. Siegmund.

Cleon. Ich weis nicht, wem ich glauben ſoll, ob dem Magiſter, oder Lottchen? Dieſe ſpricht, Julchen liebt den Herrn Damis, und jener ſpricht nein. Er hat ja Verſtand. Sollte er denn die Sache nicht einſehen? Sagen Sie mir doch Ihre aufrichtige Meynung, Herr Siegmund.

Siegmund. Ich komme faſt ſelbſt auf die Gedanken, daß Julchen den Herrn Damis nicht wohl leiden kann.

Cleon. Aber was ſoll denn daraus werden? Wenn ſie ſchon etwas von der Erbſchaft wüßte: ſo dächte ich, das Rittergut machte ſie ſtolz. Herr Damis iſt ſo redlich geweſen, und hat ſie zur Frau verlangt, da ſie arm war. Nun ſoll ſie ihn, da ſie reich iſt, zur Dankbarkeit heirathen. Sie wird ſich wohl noch geben.

Siegmund. Aber Sie wiſſen wohl, daß der Zwang in der Ehe üble Früchte bringt.

Cleon. Es wird ſchon gehen. Ich verlaſſe mich auf die Fügung. Und ich wollte wohl wünſchen, Herr Siegmund, wenn Sie anders noch Willens ſind, meine Tochter Lottchen zu ehelichen, daß ich heute ein doppeltes Verlöbniß ausrichten könnte.

Siegmund. Ja, wenn nur meine Umſtände = = Ich habe einige hundert Thaler Schulden = =

Cleon. Gut. Julchen ſoll Ihre Schulden von ihrer Erbſchaft bezahlen, und ihnen auch noch tauſend Thaler zum Anfange in der Ehe geben.

Siegmund. Das iſt ſehr ſchön; aber = = =

Cleon. Sie kriegen an Lottchen gewiß eine verſtändige Frau. Das Mädchen hat faſt gar keinen Fehler, uud ihr Geſichte iſt auch nicht ſchlecht. Ich darfs ihr nur nicht ſagen, aber ſie ſieht eine Sache manchmal beſſer ein, als ich. Wenn doch die Abſchrift von dem Teſtamente bald käme. Alſo wollen Sie Lottchen haben?

Sieg=

Siegmund. Ja, ich wünſche mir Lottchen. Ich gehorche Ihnen, als meinem Vater. Aber darf ich Ihnen ſagen, daß es ſcheint, daß mir Julchen gewogener iſt, als dem Herrn Damis, und daß Lottchen hiengegen mit dieſem ſehr zufrieden zu ſeyn ſcheint. Darf ich Ihnen wohl ſagen, daß mir Julchen nun itzt noch befohlen hat, bey Ihnen um ſie anzuhalten, und ..

Cleon. Was höre ich? Nun errathe ich, warum das Mädchen ſich ſo geweigert hat. Lieber Herr Siegmund, ich beſchwöre Sie, ſagen Sie mir, was bey der Sache anzufangen iſt. Ich vergehe, ich .. Ja doch. Julchen kann Ihnen gewogen ſeyn; aber Lottchen iſt Ihnen noch gewogner.

Siegmund. Sie haben vollkommen Recht, lieber Papa.

Cleon. Alſo will Lottchen zwey Männer, und Herr Damis zwo Weiber haben? Das iſt ja unſinnig.

Siegmund. Es iſt eine verwirrte Sache, bey der ich eine ſehr ungewiſſe Perſon ſpiele. Das beſte wird ſeyn, daß Sie alles ſo geheim halten, als es möglich iſt, und die Verlobung mit dem Herrn Damis etwa noch acht Tage anſtehen laſſen. Vielleicht beſinnt ſich Julchen anders.

Cleon. O zu wem wollte ich davon reden, als zu Ihnen? Ich müßte mich ja ſchämen.

Sieg-

Siegmund. Wenn Lottchen den Herrn Damis freywillig wählen ſollte: ſo bin ich viel zu redlich, als daß ich ihr einen Mann mit ſo großem Vermögen entziehen will.

Cleon. Sie ſind die Großmuth ſelbſt. Ich kann alles zufrieden ſeyn. Ich wollte Ihnen Julchens Vermögen eben ſowohl gönnen, als dem Herrn Damis. Freylich wäre die Eintheilung nicht uneben. Lottchen wäre durch Herrn Damis Vermögen, und Ihnen durch Julchens Erbſchaft geholfen. Ich weis nicht, was ich anfangen ſoll.

Siegmund. Alſo wollten Sie mir, wenn es ſo weit kommen ſollte, Julchen verſprechen?

Cleon. Aber Lottchen hat Sie ſo lieb, lieber als mich. Und ich dächte, es wäre unbillig, daß Sie ſie vergäßen. Ich kann mir nicht einbilden, daß meine Tochter ſo unbeſtändig ſeyn ſollte. Ich habe ſie ſelber vielmal für Sie beten hören, daß es Ihnen der Himmel möchte wohlgehen, und Sie ihr zum Vergnügen leben laſſen, wenn es ſein Wille wäre. Sollte ſie denn ſo leichtſinnig ſeyn? Nein, Sie irren ſich wohl.

Siegmund. Eben deswegen wollen wir die Sache noch geheim halten. Ich liebe Lottchen, wie meine Seele, und ich werde ſie auf alle Art zu erhalten ſuchen.

Cleon. Wir wollen heute zuſehn. Wir wollen genau auf alles Acht geben. Ich denke gewiß, es ſoll bey der erſten Einrichtung bleiben. Ich will Ihnen Lottchen mit einer guten Art herſchicken. Sagen Sie ihr nur recht viel zärtliches vor. Sie hört es gern. Julchen will ich ſelber noch einmal ausforſchen; aber ganz ſchlau. Ich habe mich lange aufgehalten, und den Herrn Simon alleine gelaſſen. Wenn es nur der rechtſchaffene Mann nicht übel nimmt.

Siebenzehnter Auftritt.

Siegmund allein.

Das geht gut. Julchen wird noch meine ⸗ ⸗ Sie iſt ſchön, reich, und wohl geſittet, aufrichtig, edelgeſinnt ⸗ ⸗ ⸗ Aber Himmel, wenn Lottchen mein Vorhaben erfahren ſollte! Würde ſie mein Herz nicht verfluchen? ⸗ ⸗ ⸗ Doch nein. Sie iſt ſicher. Sie liebt mich ⸗ ⸗ Aber was quält mich? Sind es die Schwüre, die ich ihr ⸗ ⸗? Unkräftige Schwüre der Treue, euch hört der Himmel nicht ⸗ ⸗ O Julchen, wie reizend biſt du! Dich zu beſitzen, iſt dieß kein gerechter Wunſch?

Acht⸗

Achtzehnter Auftritt.

Siegmund. Lottchen.

Lottchen. Itzt kommen ſie beyde. Nun wollen wirs ihnen entdecken. Wie wird ſich Julchen erfreuen, o wie wird ſie ſich erfreuen! Und Sie, mein Freund, Sie haben mich doch noch lieb? Vergeben Sie mir doch die überflüßige Frage.

Siegmund. Ja, meine Schöne, ich liebe Sie ewig, und bin durch Ihre Liebe für meine Treue unendlich belohnet. O könnte ich Sie vollkommen glücklich machen! (Er küßt ſie.) Um dieß Vergnügen muß mich ein Prinz beneiden. Hier kommen ſie. Erlauben Sie, meine Schöne, der Papa wartet mit dem Caffee auf mich. Er möchte ungehalten werden.

Neunzehnter Auftritt.

Lottchen. Julchen. Damis.

Lottchen. (zu Damis.) Ich wollte Ihnen ein ſchönes, junges, liebenswürdiges Frauenzimmer mit einem Rittergute anbieten, wenn Sie Julchen wollen fahren laſſen.

Julchen. Iſt das die Neuigkeit?

Damis. Und wenn Ihr Frauenzimmer zehn Rittergüter hätte: ſo würde mir Julchen auch in einer Schäferhütte beſſer gefallen. Jul-

Julchen. Was reden Sie? Hören Sie doch Lottchen an. Wer weis, wie glücklich Sie werden! Ich gönne es Ihnen und der andern Perſon. Lottchen, wer iſt ſie denn?

Lottchen. Es iſt ein artiges Kind. Sie hat ein Rittergut für funfzig tauſend Rthlr. Sie iſt wohl gezogen.

Julchen. So? Aber, wo ⸗ ⸗ Wie heißt ſie denn?

Lottchen. Sie iſt faſt ſo ſchön, wie du.

Julchen. Das mag ich ja nicht wiſſen. Wenn ich ſchön bin: ſo wird mirs der Spiegel ſagen. So muß keine Schweſter mit der andern reden. Sage es dem Herrn Damis allein. Ich werde wohl nicht dabey nöthig ſeyn. (Sie will gehn.)

Damis. Ach liebe Mamſell, gehn Sie noch nicht. Ich gehe mit Ihnen.

Julchen. Das wird ſich nicht ſchicken. Das Frauenzimmer mit dem Rittergute, das ſich in Sie verliebt hat, würde es ſehr übel nehmen. Es iſt gut, daß Sie ſich bey mir in den Liebeserklärungen geübt haben. Nunmehr werden ſie Ihnen wenig Mühe machen.

Lottchen. Höre nur, meine Schweſter. Es kömmt erſt darauf an, ob das Frauenzimmer dem Herrn Damis gefallen wird. Sie hat freylich ſchöne große blaue Augen, faſt wie du; eine

ge⸗

gefällige Bildung, und eine recht erobernde Mine; kleine volle runde Hände (Julchen ſieht ihre Hände an.) Sie iſt dem Herrn Damis gut; aber ſie liebt auch die Freyheit.

Julchen. O ich weis gar nicht, was du haben willſt? Kurz, wie heißt denn das Frauenzimmer, die den Herrn Damis liebt?

Lottchen. Sie heißt ebenfalls, wie du, Julchen.

Julchen. O! du willſt mich zum Kinde machen.

Lottchen. Nein, Julchen, ich kündige hiermit dir und deinem Liebhaber ein anſehnliches Glück an. Die verſtorbene Frau Muhme hat dir in ihrem Teſtamente ihr ganzes Rittergut vermacht. Herr Simon hat uns die Nachricht nur itzt gegeben, und ich habe ihn gebeten, daß er mir die Freude gönnen möchte, ſie Euch beyden zuerſt zu hinterbringen. Meine liebe Schweſter, ich wünſche dir tauſend Glück zu deiner Erbſchaft, und Ihnen, mein Freund, wünſche ich meine Schweſter. Wie glücklich bin ich heute!

Julchen. Was? Das ganze Rittergut? Und dir nichts? Hätte ſie denn nicht theilen können? Iſt es denn auch gewiß? Kann es nicht ein Mißverſtand ſeyn? Warum hat ſie denn dir nichts vermacht?

Lott=

Lottchen. Wenn ſie dich nun lieber gehabt hat, als mich. Genug, die Erbſchaft iſt dein, und für dich beſtimmt geweſen. Ich habe genug, wenn ich künftig ohne Kummer mit meinem Geliebten leben kann. Ach Julchen, ich weis, daß dem Papa ein ieder Augenblick zu lang wird, bis er dir ſeinen Glückwunſch abſtatten kann. Ich habe ihn gebeten, dich nichts merken zu laſſen, bis ich mit dir geredt hätte.

Damis. Ich erſtaune ganz. Vielleicht wäre es ein Glück für mich, wenn kein Teſtament wäre. Ach mein liebes Julchen, ſoll ich Sie verlieren?

Julchen. Lottchen, ich theile das Gut mit dir und dem Papa. Nein, ganz wünſche ich mir es nicht. Ich verdiene es auch nicht. Traurige Erbſchaft! . . Ich war unruhig vor dieſer Nachricht, und ich bin noch nicht vergnügt. (Sie ſieht den Damis an.) Und Sie, mein Herr . . ?

Damis. Und Sie, meine Schöne . . ?

Lottchen. Kommt, ſonſt geht die traurige Scene wieder an. Ich weis, daß der Papa ſchon ein wenig geſchmählet haben wird.

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Cleon.

Cleon. Ihr loſen Kinder, wo bleibt ihr denn? Soll ſich der Caffee ſelber einſchenken? Lott-

Lottchen. Schmählen Sie nicht, lieber Papa. Ihre Töchter ſind in guten Händen. Wir waren gleich im Begriffe, zu Ihnen zu kommen.

Julchen. Ach lieber Papa ⸗ ⸗

Cleon. Nun, was willſt du? Soll ich dir zu deinem Glücke gratuliren? Ich habe vor Freuden ſchon darüber geweint. Haſt du auch dem Himmel für die reiche Erbſchaft gedankt? Du gutes Kind. Ach Lottchen, geh doch, und unterhalte den Herrn Simon noch einen Augenblick. Er will alsdann gehn, und ſich um die Abſchrift des Teſtaments bemühen. Sie, Herr Damis, ſollen ſo gütig ſeyn und ihm Geſellſchaft leiſten.

Damis. Von Herzen gern. (Er geht mit Lottchen und Julchen, und der Vater winkt Julchen.)

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Cleon. Julchen.

Cleon. Nun, meine Tochter, wie ſteht es mit deinem Herzen? Es muß dir doch lieb ſeyn, daß du ein Rittergut haſt.

Julchen. Ja, deswegen, damit ichs Ihnen und meiner Schweſter anbieten kann.

Cleon. Du gutes Kind! Behalte was dein iſt. Willſt du deiner Schweſter etwas geben; wohl gut. Ich werde ſchon, ſo lange ich lebe, Brod

in meinem kleinen Hauſe haben. Aber, was ſpricht Herr Damis? Hat auch der eine Freude über deine Erbſchaft?

Julchen. Meine Erbſchaft ſcheint ihm ſehr gleichgültig zu ſeyn.

Lottchen. Ja, ja, er hat freylich ſelber genug Vermögen. Aber du mußt auch bedenken, daß er dich gewählt hat, da du noch ein armes Mädchen wareſt. Ach wenn du wiſſen ſollteſt, wie viel gutes mir der Herr Vormund itzt von ihm erzählet hat, du würdeſt ihn gewiß lieben! Ich habe immer gedacht, er wäre nicht gar zu gelehrt weil er nicht ſo hoch redt, wie mein Bruder, der Magiſter; allein, ſein Vormund hat mich verſichert, daß er ein rechter ſcharfſinniger Menſch wäre, und mehr gute Bücher geleſen hätte, als Stunden im Jahre wären. Wer hätte das denken ſollen?

Julchen. Daß er gelehrt iſt, habe ich lange gewußt; allein daß ichs nicht bin, weis ich leider auch. Vielleicht ſucht er die Gelehrſamkeit bey einem Frauenzimmer, und nicht ein Rittergut.

Cleon. Du redſt artig. Da werden die Töchter ſtudiren können, wie die Söhne. Du kannſt ja auf der Laute ſpielen. Du kannſt ſchön ſingen. Du kannſt dein bischen Franzöſiſch. Du ſchreibſt einen feinen Brief und eine gute Hand. Du kannſt

gut tanzen; verſtehſt die Wirthſchaft, und ſiehſt ganz fein aus; biſt ehrlicher Geburt, geſittet und fromm, und nunmehr auch ziemlich reich. Was will denn ein Mann mehr haben? Herr Damis liebt dich gewiß. Mache, daß ich ihn bald Herr Sohn, und dich Braut heißen kann.

Julchen. Braut? das weis ich nicht. Sollte er mich lieben? Papa, Sie haben mich wohl zu sehr gelobt. Meine Schweſter kann ja eben ſo viel, und noch mehr als ich.

Cleon. Es iſt itzt die Rede nicht von deiner Schweſter. Sie hat ihren Herrn Siegmund und verlangt kein großes Glück. Gib ihr etwas von deinem Vermögen: ſo wird ſie vollkommen zufrieden ſeyn; und ſo will ich ſie gleich heute verloben. Oder möchteſt du Herr Siegmunden lieber zum Manne haben?

Julchen. Ich? Papa. Herr Siegmunden? Wie kommen Sie auf die Gedanken? wenn ich lieben wollte, warum ſollte ich nicht den Herrn Damis lieben? Hat er nicht vielleicht noch mehr Verdienſte, als jener? Und wenn auch dieſer liebenswürdiger wäre, da er es doch nicht iſt, wie könnte ich ohne Verbrechen an ihn denken? da ihn meine Schweſter und er ſie ſo zärtlich liebt.

Cleon. So gefällſt du mir. Ich bin ein rechter glücklicher Vater. (Er klopft ſie auf die Backen.)

Meine liebe ſchöne Tochter, bleib bey den Gedanken. Du wirſt wohl dabey fahren. Nicht wahr, du haſt den Herrn Damis viel lieber, als Herr Siegmunden? Dieſer ſcheint mir zuweilen ein bischen leichtſinnig zu ſeyn, oder doch loſe. Ich habe alleweile mit dem Herrn Simon von ihm geſprochen und allerhand = = =

Julchen. Papa, wenn ich mich zur Liebe entſchließe: ſo gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich einen Mann wähle, wie Herr Damis iſt. Wenn ich nur nicht meine Freyheit dabey verlöre! Wenn ich nur wüßte, ob ich ihn etwa ſchon gar liebte! Nein Papa, ich liebe ihn noch nicht. Ich habe eine ſo reiche Erbſchaft gethan, und gleichwohl bin ich nicht zufriedner. Ob ich etwa gar krank werde?

Cleon. Ja wohl kann man vor Liebe krank werden. Aber die Gegenliebe macht wieder geſund. Ich ſpräche Ja, wenn ich wie du wäre, damit ich der Krankheit zuvor käme.

Julchen. Ach! Papa.

Cleon. Ach! Du ſollſt nicht Ach, du ſollſt Ja ſprechen. Du gefällſt ihm ganz ausnehmend. Er wird dich wie ſein Kind lieben.

Julchen. Aber werde ich ihm ſtets gefallen?

Cleon. Das kannſt du denken. Woran ſtößt ſich denn dein Herz noch? Befürchteſt du denn gar, daß er dir künftig untreu werden möchte?

Nimmermehr! Der Herr Vormund hat mir geſagt, daß dein Liebſter ſehr viel Religion hätte, und oft zu ſagen pflegte, daß er kein Menſch ſeyn möchte, wenn er nicht zugleich fromm ſeyn ſollte. Er wird dich gewiß zeitlebens für gut halten. Er wird ſeine Schwüre nicht brechen.

Julchen. Ich höre keine Schwüre von ihm. Würde er ſeine Liebe nicht betheuern, wenn er mich ‥?

Cleon. Das iſt ſchön, daß er nicht ſchwört. Um deſto mehr kannſt du auf ſein Wort bauen. Das öffentliche Verſprechen iſt eben der Schwur in der Liebe. Und dieſen Schwur will er heute thun, wenn du ihn zugleich thun willſt.

Julchen. Papa, ich bin unentſchloſſen und ungeſchickt die Sache recht zu überlegen. Laſſen Sie mir noch Zeit.

Cleon. Bis auf den Abend bey Tiſche ſollſt du Zeit haben. Alsdenn ſprich Ja oder Nein. Die Sache iſt ernſtlich gemeynt. Ich habe dir mein Herz entdeckt. Du haſt meine Einwilligung. Mache es, wie du willſt. Komm, dein Liebſter wird ſich ſchon recht nach dir umgeſehen haben. Die beyden ſchwarzen Pfläſterchen laſſen recht hübſch zu deinem Geſichte. Biſt du denn etwa ausgefahren?

Julchen. Ja, ich habe zu Mittage ein Glas Wein getrunken.

Cleon. Nun, nun, es wird ſchon wieder vergehen, ehe du mir einen Gevaterbrief ſchickſt. Komm und führe mich bey der Hand. Ich möchte gern einmal von einer Braut geführet werden.

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Siegmund. Julchen.

Julchen. Was ſagen Sie mir? Das glaube ich in Ewigkeit nicht.

Siegmund. Ich aber glaube es.

Julchen. (beſtürzt.) Hat er es Ihnen denn ſelbſt geſagt? Ich Unglückliche!

Siegmund. Er hat mirs nicht mit deutlichen Worten geſagt; aber es iſt gewiß, daß er Ihnen Lottchen weit vorzieht. Ich wollte ihm dieſe Beleidigung, ſo groß ſie auch iſt, gern vergeben, wenn er nur Sie nicht zugleich beleidigte. Ich bedaure Sie, mein Engel. Ich weis, Sie meynen es aufrichtig, und werden meine Redlichkeit dadurch belohnen, daß Sie dem unbeſtändigen wenigſtens meinen Namen verſchweigen. Jul-

Julchen. War dieß die Urſache ſeiner Traurigkeit? Der Treuloſe! Was hat er für Vortheil davon, ein unerfahrnes Herz zu betrügen? Wenn er mir aus Rache das Leben hätte nehmen wollen: ſo würde ich ihn noch nicht haſſen. Aber daß er mich unter der Maske der Liebe und Aufrichtigkeit hintergeht, iſt die ſchandbarſte That.

Siegmund. Er wird es läugnen, denken Sie an mich.

Julchen. Der Verräther! Ja, er ſoll es läugnen. Ich mag dieſes Verbrechen nie aus ſeinem Munde erfahren. Ich will ihn nicht beſtrafen. Nein! Sein Gewiſſen wird mich rächen ‒ ‒ Wie? Er, dem ich heute mein Herz ſchenken ‒ ‒ Doch nein, ich habe ihn nicht geliebt. Aber hat er nicht tauſendmal geſagt, daß er mich liebte? Hält man ſein Wort unter den Männern nicht beſſer?

Siegmund. O, meine Freundinn, laſſen Sie das Verbrechen eines einzigen nicht auf unſer ganzes Geſchlecht fallen. Sollten Sie mein Herz ſehen! Ja ‒ ‒ auch der Zorn macht Sie noch liebenswürdiger.

Julchen. Verlaſſen Sie mich, liebſter Freund. Ich will ‒ ‒ Und du, meine Schweſter, du ſchweigſt? Und alles dieß thuſt du, o Liebe, du Peſt der Menſchen! ‒ ‒ Verlaſſen Sie mich. Ich verſpreche Ihnen bey meiner Ehre, Ihren Namen nicht zu

entdecken, und Ihre Aufrichtigkeit zeitlebens zu belohnen. Aber kommen Sie bald wieder hieher.

Siegmund. So bald, als ich glaube, daß ſich Ihre Hitze etwas gelegt haben wird.

Zweyter Auftritt.

Julchen. Damis.

Julchen. (die ihn in der Hitze nicht kommen ſieht.) Eben zu der Zeit, da er mir die theuerſten Verſicherungen der Liebe giebt, wird er auch untreu ‥? Und ich, ich kann ihn noch nicht haſſen? Bin ich bezaubert?

Damis. Allerliebſtes Kind, ſehen Sie mich denn nicht? Mit wem reden Sie?

Julchen. Mit einem Betrüger, den ich geliebt haben würde, wenn ich weniger von ihm erfahren hätte. (gelinder.) Iſt es Ihnen möglich geweſen, mich zu hintergehn? Mich? die ich ſchon anfieng, Sie im Herzen allen Perſonen Ihres Geſchlechts vorzuziehen? Warum handeln Sie ſo grauſam, und erwecken eine Neigung in mir, die ich verabſcheuen muß, nachdem ich ſie gefühlt habe? Doch um Ihnen zu zeigen, was Sie für ein Herz hintergangen haben: ſo ſage ich Ihnen, daß ich Sie niemals haſſen, daß ich mich vielmehr bemühen werde, Ihren Fehler vor mir ſelbſt zu verbergen.

Damis. Ich Unglücklicher! Iſt der Betrüger der Name den ich verdiene? Ich entſchuldige mich nicht einen Augenblick, erzürnte Freundinn. Ich ſage Ihnen vielmehr mit dem Slolze eines guten Gewiſſens, daß mein Herz gar keines Betrugs fähig iſt. Ich verlange es auch nicht zu wiſſen, wer Ihnen die üble Meynung beygebracht hat. Die Zeit wird mich ſchon rechtfertigen.

Julchen. Und Sie ſprechen noch mit ſo vielem Stolze?

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Lottchen.

Damis. (zu Lottchen.) Kommen Sie, meine Freundinn, und fangen Sie an, mich zu haſſen. Ich ſoll meine Juliane hintergangen haben.

Lottchen. Haben ſie ſich beyde ſchon ein wenig gezankt? Vermuthlich über die erſten Küſſe.

Damis. (zu Julchen.) Verklagen Sie mich doch bey Ihrer Jungfer Schweſter. Sagen Sie ihr doch mein Verbrechen.

Julchen. Vielleicht fände ich da die wenigſte Hülfe.

Lottchen. Ach Julchen, wenn die ſelige Frau Muhme es hätte wiſſen ſollen, daß du dich an dem Tage deiner Verlobung mit deinem Bräuti= gam zanken würdeſt: ſie hätte dir nicht einen Zie=

gel von ihrem Rittergute vermacht. Ich habe die gute Hoffnung, daß der Krieg nicht lange dauern wird. Dein Herz iſt von Natur friedfertig, wenn gleich die Liebe etwas zänkiſch iſt.

Julchen. O ſcherze nicht.

Lottchen. (zu Damis.) Sehen Sie nur ihre liebe Braut recht an. Haben Sie ſie durch eine kleine Liebkoſung erbittert gemacht; ſo wollte ich Ihnen den Rath geben, ſie durch zwo neue zu beſänftigen. Julchen, rede wenigſtens mit mir, wenn es Herr Damis nicht verdient. Oder wenn er dich ja beleidiget hat: ſo laß dir den Kuß wiedergeben: ſo ſeyd ihr geſchiedene Leute. Was habt Ihr denn mit einander?

Julchen. Was mir mit einander haben? Das werde ich in deiner Gegenwart nicht ſagen können. Ich glaube zwar gar nicht, daß du ihm Gelegenheit gegeben haſt. Und was kann er dafür, daß du liebenswürdiger biſt, als ich? Auch ſein Vergehn iſt noch ein Verdienſt. Er würde dich nicht lieben, wenn er nicht die größten Vorzüge zu lieben gewohnt wäre. Ich entſchuldige ihn ſelbſt.

Lottchen. Du gutes Kind! Alſo bin ich deine Nebenbuhlerinn? Du dauerſt mich in Wahrheit. Ich will dir das ganze Geheimniß eröffnen. Kommen nicht die Beſchuldigungen wider deinen Liebhaber

haber von Herr Siegmunden her? Ich kann mirs leicht einbilden. Er hat ſich in dich verliebt ſtellen ſollen, um dich zu überführen, daß du vielleicht ſchon liebteſt. Er wird alſo die Liſt gebraucht und dich beredt haben, daß Herr Damis mich liebte. Vergib ihm dieſen Scherz. Er hat ſeine Rolle gar zu gut geſpielt.

Julchen. Er that ſehr ernſtlich, und ⸗ ⸗

Damis. (zu Julchen) Sehn Sie, was ich für ein betrügeriſches Herz habe?

Julchen. Aber ⸗ ⸗ ⸗

Damis. Sie können noch ein Mistrauen in mich ſetzen? Wie wenig müſſen Sie mich kennen!

Julchen. Ich mein Herr ⸗ ⸗ ⸗

Damis. Iſt das der Lohn für meine Liebe?

Julchen. Der Lohn? Haſſen Sie mich denn? Würde ich eiferſüchtig geworden ſeyn, wenn ich nicht ⸗ ⸗ Alſo haben Sie mich nicht hintergangen? Ja mein ganzes Herz hat für Sie geſprochen.

Lottchen. Du haſt dich fangen laſſen, meine gute Schweſter. Und ich merke, daß es dir ſchon wehe thut, daſt du deinen Geliebten wegen deiner Hitze noch nicht um Vergebung gebeten haſt. Ich will es an deiner Stelle thun. (Zum Damis.) Mein Herr, ſeyn Sie ſo gütig, und vergeben Sie es Julchen, daß Sie zärtlicher von ihr geliebt werden, als Sie gedacht haben.

Julchen. Nein, wenn ich mich geirrt habe: ſo bitte ich Ihnen meinen Fehler freywillig ab.

Damis. Aber lieben Sie mich denn auch?

Julchen. Ja Nunmehr weis ichs gewiß, daß ich Sie liebe. Und nunmehr bin ich bereit, dieſes Bekenntniß vor meinem Vater und Ihrem Herrn Vormunde zu widerholen, wenn Ihre Wünſche dadurch befriediget werden.

Damis. Meine Juliane! Ich bin zu glücklich.

Julchen. Wenn ich Ihr Herz noch nicht hätte: ſo würde ich nunmehr ſelbſt darum bitten, ſo hoch ſchätze ichs.

Damis. Vortreffliche Juliane! Ich bin = = Doch es iſt mir kein Gedanke anſtändig genug für Sie. Dieſes iſt es alles, was ich Ihnen in der Entzückung antworten kann.

Lottchen. Meine liebe Schweſter, (ſie umarmt Julchen.) deine Liebe ſey ewig glücklich! Sey mir ein Beyſpiel der Zärtlichkeit und der Zufriedenheit. (Zum Damis.) Und Sie, mein lieber Herr Bruder, ſollen ſo glücklich ſeyn, als ich meine Schweſter zu ſehn wünſche. Bleiben Sie ein Freund meines Freundes, und befördern Sie unſere Ruhe durch Ihre Aufrichtigkeit. Kommen Sie, wir wollen zu unſerm ehrlichen Vater gehn. Wie froh wird der fromme Alte nicht ſeyn, wenn er Julchens Entſchluß hört!

Doch ich ſehe den Herrn Vormund kommen. Gehn Sie, ich will das Vergnügen haben, dieſem rechtſchaffenen Mann, der mir heute eine freudige Poſt gebracht hat, auch die erſte Nachricht von der Gewißheit Ihrer beyderſeitigen Liebe zu geben. (Julchen und Damis gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Lottchen. Simon.

Simon. Endlich habe ich die Ehre, Ihnen die Abſchrift von dem Teſtament zu bringen. Ich habe ſie ſelbſt geholet. Wollen Sie unbeſchwert dieſen Punct leſen?

(Er reicht ihr die Abſchrift.)

Lottchen. (Sie lieſt.) Wie? Ich bin die Erbinn des Ritterguts? Ich?

Simon. Ja, Sie ſind es, Mamſell, und nicht Ihre Jungfer Schweſter. Der Herr Hofrath, der mir die erſte Nachricht gegeben, muß ſich entweder geirrt, oder dieſe kleine Verwirrung mit Fleiß angerichtet haben, um ſeiner Jungfer Pathe eine deſto gröſſere Freude zu machen. Genug, es iſt nunmehr gewiß, daß Sie die Erbinn des Ritterguts ſind, und kein Menſch kann Ihnen dieſes Glück aufrichtiger gönnen, als ich thue. Sie verdienen noch weit mehr.

Lottchen. O das iſt ein trauriges Glück! Wird nicht meine liebe Schweſter darüber betrübt werden? Wird nicht Ihr Herr Mündel ‥?

Simon. Waren Sie doch viel zufriedner, da ich Ihnen die erſte und nunmehr falſche Nachricht brachte. Leſen Sie doch nur weiter. Sie ſind die Erbinn des Ritterguts, aber Sie ſollen Jungfer Julchen zehn tauſend Thaler abgeben, ſo bald ſie heirathen wird.

Lottchen. Nun bin ich zufrieden. Sie ſoll noch mehr haben, als zehn tauſend Thaler, wenn ſie ſich nur nicht über ihren Verluſt kränkt. O was für Bewegung fühle ich in meiner Seele! Und was werde ich erſt da empfinden, wenn ich meinen Geliebten vor Freuden über mein Glück erſchrecken ſehe? O wie ſehr wird er erſchrecken! Gott, wie glücklich bin ich! Wenn nur meine liebe Schweſter nicht unruhig wid.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Siegmund.

Siegmund. Jungfer Julchen hat, wie ich gleich gehört, endlich ihr Ja von ſich gegeben? Iſt es gewiß? Das iſt mir ſehr angenehm.

Lottchen. (zu Simon.) Ja, ſie hat ſich nach dem Wunſche Ihres Herrn Mündels erklärt, und

wird die Ehre haben, Sie um einen Bräutigam zu bitten, der unter Ihren Händen ſo liebenswürdig geworden iſt. Aber, mein Liebſter, hier iſt die Abſchrift von dem Teſtament. Geht es Ihnen nicht ein wenig nahe, daß die Frau Muhme uns beyde vergeſſen hat?

Siegmund. Nein, nicht einen Augenblick. Sie ſind mir mehr als ein reiches Teſtament.

Lottchen. Aber wenn uns Julchen etwas von Ihrer Erbſchaft anbieten ſollte, wollen wirs annehmen

Siegmund. Da ſie nicht mehr über ihr Herz zu gebieten hat: ſo hat ſie auch nicht über ihr Vermögen zu befehlen.

Simon. O mein Herr, Sie können verſichert ſeyn, daß ihr mein Mündel die völlige Freyheit laſſen wird, freygebig und erkenntlich zu ſeyn. Er ſucht ſeinen Reichthum nicht in dem Ueberfluſſe, ſondern in dem Gebrauch deſſelben. Er würde Julchen gewählt haben, wenn ſie auch keine Erbſchaft gethan hätte. Und vielleicht wäre es ihm gar lieber, wenn er ihr Glück durch ſich allein hätte machen können. Wir wollen wünſchen, daß alle Liebhaber ſo edelgeſind ſeyn mögen, als er.

Lottchen. Hören Sie, Herr Siegmund, was wir für einen großmüthigen Bruder bekommen haben?

Siegmund. Er macht ſeinem Herrn Vormunde und uns die größte Ehre.

Simon. Ich bin in der That ſtolz auf ihn. Er iſt von ſeinem zehnten Jahre an in meinem Hauſe geweſen, und hat bis auf dieſe Stund alle meine Sorgfalt für ihn ſo reichlich belohnet, und mir ſo vieles Vergnügen gemacht, daß ich nicht weis, wer dem andern mehr Dank ſchuldig iſt.

Lottchen. Dieſes iſt ein Lobſpruch, den ich niemanden als dem Bräutigam meiner Schweſter gönne. Und wenn mein Papa ſterben ſollte: ſo würde ich Ihr Mündel ſeyn, um eben dieſes Lob zu verdienen. O was iſt der Umgang mit großen Herzen für eine Wolluſt! Aber Herr Simon, darf ich in ihrer Gegenwart eine Freyheit begehen, die die Liebe gebeut und rechtfertiget? Ja, Sie ſind es würdig, die Regungen meiner Seele ohne Decke zu ſehen.

(Sie geht auf Siegmund zu, und umarmet ihn.) Endlich, mein Freund, bin ich ſo glücklich, Ihren Umgang und Ihre Treue gegen mich durch ein unvermuthetes Schickſal zu belohnen. Sie haben mich als ein armes Frauenzimmer geliebt. Die Vorſicht hat mich heute mit einer Erbſchaft beſchenkt, die ich nicht rühmlicher anzuwenden weis, als wenn ich ſie in Ihre Hände bringe. Ich weis, Sie werden es mir und der Tugend davon wohlgehen laſſen. Hier iſt eine Abſchrift des Teſtaments, worinn ich zur Erbinn erkläret

bin, anſtatt, daß es meine liebe Schweſter nach unſerer Meynung war. Kurz, die Erbſchaft iſt Ihre, und ein Theil von zehntauſend Thaler gehört Julchen. Fragen Sie nunmehr Ihr Herz, was Sie mit mir anfangen wollen.

Siegmund. Ohne Ihre Liebe iſt mir Ihr Geſchenke ſehr gleichgültig.

Lottchen. Eben deswegen verdienen Sies. Fehlt zu Ihrem Glücke nichts, als meine Liebe: ſo können Sie nie glücklicher werden.

Siegmund. Ach, meine Schöne, wie erſchrecke ich! Sie machen, daß man die Liebe und das Glück erſt hochſchätzt. O warum kann nicht die ganze Welt Ihrer Großmuth zuſehen! Sie würden auch den niederträchtigſten Seelen liebenswürdig vorkommen, und ihnen bey aller Verachtung der Tugend den Wunſch auspreſſen, daß ſie Ihnen gleichen möchten. Ich danke es der Schickung ewig, daß ſie mir Ihren Beſitz zugedacht hat. Und ich eile mit Ihrer Erlaubniß zu Ihrem Herrn Vater, um ihn nunmehr ‒ ‒ ‒

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Bedienter.

Der Bediente. (zu Lottchen.) Hier iſt ein Brief an Sie, Mamſell. Er kömmt von der Poſt.

Lott‒

Lottchen. Ein Brief von der Poſt?

Siegmund. Ja, ich habe den Briefträger ſelbſt auf dem Saale ſtehen ſehen, ehe ich herein gekommen bin.

Lottchen. Wollen Sie erlauben, meine Herren, daß ich den Brief in ihrer Gegenwart erbrechen darf?

Simon. Ich will indeſſen meinem lieben Mündel meinen Glückwunſch abſtatten.

Siebenter Auftritt.

Lottchen. Siegmund.

Lottchen. (Indem ſie den Brief für ſich geleſen hat.) O mein Freund, man will mir mein Glück ſauer machen. Man beneidet mich, ſonſt würde man Sie nicht verkleinern. Es iſt ein boshafter Streich! Er iſt mir aber lieb, weil ich Ihnen einen neuen Beweis meines Vertrauens und meiner Liebe geben kann. Ich will Ihnen den Brief leſen. Er beſteht, wie Sie ſehen, nur aus zwo Zeilen.

„Mamſell trauen Sie Ihrem Liebhaber, dem Herrn Siegmund, nicht. Er iſt ein Betrüger. N. N.

Siegmund. Was? Ich ein Betrüger?

Lottchen. (Sie nimmt ihn bey der Hand.) Ich weis, daß Sie groß genug ſind, dieſes haſ-

ſens-

ſenswürdige Wort mit Gelaſſenheit anzuhören. Es iſt ein Lobſpruch für Sie. Ich verlange einen ſolchen Betrüger, als Sie ſind, mein Freund.

Siegmund. Aber wer muß mir dieſen boshaften Streich an dem heutigen Tage ſpielen? Wie? Sollte es auch Herr Simon ſelbſt ſeyn? Liebt er Sie vielleicht? Macht ihn Ihre Erbſchaft boshaft? Warum gieng er, da der Brief kam? Soll ich ihm dieſes Laſter vergeben? Wenn er mir meinen Verſtand, meinen Witz abgeſprochen hätte: ſo würde ich ihm für dieſe Demüthigung danken; aber das er mir die Ehre eines guten Herzens rauben will, das iſt ärger, als wenn er mir Gift hätte geben wollen. Ich? ⸗⸗ Ich, ein Betrüger? Himmel, bringe es an den Tag, wer ein Betrüger iſt, ich oder der, der dieſen Brief geſchrieben hat? iſt das der edelgeſinnte Vormund?

Lottchen. Ich bitte Sie bey Ihrer Liebe gegen mich, beruhigen Sie ſich. Verſchonen Sie den Herrn Vormund mit Ihrem Verdachte. Es iſt nicht möglich, daß er eine ſolche Niederträchtigkeit begehen ſollte. Sein Charakter iſt edel. Wer weis, was Sie ſonſt für einen Feind haben, der von unſerer Liebe und von meiner Erbſchaft heute Nachricht bekommen hat.

Sieg⸗

Siegmund. Sie entſchuldigen den Vormund noch? Hörten Sie nicht den boshaften Ausdruck: Wir wollen wünſchen, daß alle Liebhaber ſo edel geſinnt ſeyn mögen, als mein Mündel! Iſt dieſes nicht eine unverſchämte Anklage wider mich?

Lottchen. Ich ſage Ihnen, daß Sie mich beleidigen, wenn Sie ihn noch einen Augenblick in Verdacht haben. So, wie ich ihn kenne, und wie mir ihn ſein Mündel beſchrieben hat: ſo iſt er ein Mann, dem man ſein Leben, ſeine Ehre und alles vertrauen kann.

Siegmund. Aber ſollte er nicht unerlaubte Abſichten haben? Ich habe gemerkt, daß er ſehr genau auf Ihr ganzes Bezeigen bis auf daß geringſte Wort Achtung gegeben hat. Es kommt noch ein merkwürdiger Umſtand dazu. Er hat in dem Billette an Ihren Herrn Vater ſchon triumphiret, daß er heute eine erfreuliche Nachricht vom Hofe erhalten hätte. Und er hat es dem Herrn Vater auch ſchon endecket; aber mir nicht.

Lottchen. Ich beſchwöre Sie bey ihrer Aufrichtigkeit, laſſen Sie dieſen Mann aus dem Verdachte.

Siegmund. Warum hat er mir nicht geſagt, daß man ihm vom Hofe einen vornehmen Charakter und eine ungewöhnliche Penſion gegeben hat? Was ſucht er darunter, wenn er nicht mein Unglück bey Ihnen ſucht?

Lottchen. Ich vergebe Ihren Fehler Ihrer zärtlichen Liebe zu mir. Außerdem würde ich Sie nicht länger anhören. Wir wollen die Sache zu unſerem Vortheile enden. Ihre Feinde mögen ſagen was ſie wollen. Sie ſind beſtraft genug, daß ſie Ihren Werth nicht kennen. Und wir können uns nicht beſſer rächen, als daß wir uns nicht die geringſte Mühe geben, ſie zu entdecken. Laſſen Sie ihren Zorn hier verfliegen. Ich komme in der Geſellſchaft meines Vaters und der übrigen gleich wieder zu ihnen, unſer Bündniß in den Augen unſerer Feinde ſicher zu machen.

Achter Auftritt.

Siegmund allein.

Das war ein verdammter Streich! Aber er macht mich nur muthiger. Julchen iſt verlohren ‥ Gut, iſt doch Lottchen, iſt doch das Rittergut mein ‥ Ich bin nicht untreu geweſen. Nein! Ich habe es nur ſeyn wollen; aber ich war zu edel, als daß michs die Umſtände hätten werden laſſen. Aber wo bleibt Lottchen? Hat ſie gar meine Untreue erfahren? Ich will ſie ſicher machen.

Neunter Auftritt

Julchen. Damis.

Julchen. Wo bleibt Lottchen? Hat ſie gar meine Untreue erfahren? Ich will ſie ſicher machen. Der Boshafte! Hörten Sie ſein Bekenntniß? Wir wollten ſehen, wie er ſich nach dieſem Briefe aufführen würde. O hätten wir dieſe unglückſelige Entdeckung doch niemals gemacht! Du arme Schweſter! du verbindeſt dich mit einem Menſchen, der in böſes Herz bey der Mine der Aufrichtigkeit hat.

Damis. Ja, es iſt ein nichtswürdiger Freund, wie ich Ihnen geſagt habe. Er hat den größten Betrug begangen. Ich bitte ihn heute Vormittag wie man einen Bruder bitten kann, daß er mir Ihre Liebe ſollte gewinnen helfen. Und ſtatt deſſen bittet er Ihren Herrn Vater, unſere Verlobung noch Acht Tage aufzuſchieben, und will ihn bereden, als ob Sie meine Braut, ihn ſelbſt liebten. Iſt das mein Freund, dem ich mehr als einmal mein Haus und mein Vermögen angeboten habe?

Julchen. Mich hat er bereden wollen, daß Sie meiner Schweſter gewogener wären, als mir. Nunmehr weis ich gewiß, daß es keine Vorſtellung geweſen. Aber meine arme Schweſter wird es doch denken, weil ſie ihm dieſe Liſt aus gutem Herzen aufgetragen hat. Wer ſoll ihr ihren Irrthum entdecken?

cken? Wird ſie uns hören? Und wenn ſie es glaubt, überführen wir ſie nicht von dem größten Unglücke? Wie dauert ſie mich!

Damis. Ja, aber ſie muß es doch erfahren, und wenn Sie ſchweigen, ſo rede ich.

Julchen. Ach bedenken Sie doch das Unglück meiner lieben Schweſter! Schweigen Sie. Vielleicht ‒ ‒ Vielleicht iſt er nicht von Natur boshaft, vielleicht hat ihn nur meine Erbſchaft ‒ ‒

Damis. Es habe ihn, was auch immer wolle, zur Untreue bewogen: ſo iſt er in meinen Augen doch allemal weniger zu entſchuldigen, als ein Menſch, der den andern aus Hunger auf der Straße umbringt. Hat ihn die ausnehmende Zärtlichkeit, die ganz bezaubernde Unſchuld, die edelſte Freundſchaft Ihrer Jungfer Schweſter nicht treu und tugendhaft erhalten können: ſo muß es ihm nunmehr leicht ſeyn, um eines Gewinnſtes willen ſeinen nächſten Blutsfreund umzubringen.

Julchen. Aber ach meine Schweſter ‒ ‒ Thun Sie es nicht. Ich zittre ‒ ‒

Damis. Meine Braut, Sie ſind mir das koſtbareſte auf der Welt. Aber ich ſage Ihnen, ehe ich Lottchen ſo unglücklich werden laſſe, ſich mit einem Nichtswürdigen zu verbinden: ſo will ich mein Vermögen, meine Ehre und Sie ſelbſt verlieren. Ich gehe und ſage ihr alles, und wenn ſie

auch

auch ohne Troſt ſeyn ſollte. Mein Vormund hat das Billet an Lottchen auf meine Bitte ſchreiben und auf die Poſt bringen laſſen. Ihr ehrlicher Vater und der Magiſter, die Siegmund beyde für zu einfältig gehalten, haben ſeine tückiſchen Abſichten zuerſt gemerkt, und Ihr Herr Vater hat ſie meinem Vormunde vertraut. Dieſer haßt und ſieht die kleinſten Betrügereyen.

Julchen. Iſt er denn gar nicht zu entſchuldigen?

Damis. Nein, ſage ich Ihnen. Wir haben alles unterſucht. Er iſt ein Betrüger. (Mit Bitterkeit.) Ich habe in meinem Leben noch kein Thier gern umgebracht: aber dieſen Mann, wenn er es läugnen, und Lottchen durch ſeine Verſtellung unglücklich machen ſollte, wollte ich mit Freuden umbringen. Was? Wir Männer wollen durch den häßlichſten Betrug das Frauenzimmer im Triumph aufführen, das wir durch unſere Tugend ehren ſollten?

Julchen. Was ſoll aber meine Schweſter mit dem Untreuen anfangen?

Damis. Sie ſoll ihn mit Verachtung beſtrafen. Sie ſoll ihn fühlen laſſen, was es heiſt, ein edles Herz hintergehen.

Julchen. Wenn ihm aber meine Schweſter verzeihen wollte. Wäre das nicht auch großmüthig?

Da-

Damis. Sie braucht ihn nicht zu verfolgen. Sie kann alle Regungen der Rache erſticken, und ſich doch ſeiner ewig entſchlagen. Er iſt ein Unmenſch.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Simon.

Simon. Ich ſtehe die größte Quaal aus. Unſere Abſicht mit dem Briefe ſchlägt leider fehl. Sie liebt ihn nur deſto mehr, je mehr ſie ihn für unſchuldig hält. Sie dringt in ihren Vater, daß er die Verlobung beſchleunigen ſoll. Dieſer gute Alte liebt ſeine Tochter, und vergißt vielleicht in der groſſen Liebe die Vorſichtigkeit und meine Erinnerungen. Wenn es niemand wagen will, ſich dem Sturme Preis zu geben: ſo will ichs thun.

Damis. Ich thu es auch.

Julchen. Wenn nur meine Schweſter käme. Ich wollte ⸗ ⸗ Aber ſie liebt ihn unausſprechlich. Was wird ihr Herz empfinden, wenn es ſich auf einmal von ihm trennen ſoll?

Simon. Es wird viel empfinden. Sie liebt ihn ſo ſehr, als man nur lieben kann. Aber ſie liebt ihn deswegen ſo ſehr, weil ſie ihn der Liebe werth hält. So bald ſie ihren Irrthum ſehen wird: ſo wird ſich die Vernunft, das Gefühl der Tugend, und das Abſcheuliche der Un-

treue wider ihre Liebe empören und dieſe verdringen. Der Haß wird ſich an die Stelle der Liebe ſetzen. Wir müſſen alle drey noch einmal mit ihr und dem Herrn Vater ſprechen, ehe er ſie um das Ja betrügt.

Julchen. Du redliche Schweſter! Könnte ich doch dein Unglück durch Wehmuth mit dir theilen! Wie traurig wird das Ende dieſes Tages für mich!

Simon. Betrügen Sie ſich nicht über den Verluſt eines ſolchen Mannes. Lottchen iſt glücklich, wenn ſie ihn verliert, und unglücklich, wenn ſie ihn behält. Herr Damis, haben Sie die Güte und ſehen Sie, wie Sie Lottchen einen Augenblick von ihrem Liebhaber entfernen und hieher bringen können.

Damis. Ja das iſt das letzte Mittel.

Simon. (zu Damis) Noch ein Wort. Haben Sie die Abſchrift des Teſtaments ſchon geleſen, die ich itzt mitgebracht habe?

Damis. Nein, Her Vormund.

Simon. Sie auch nicht, Mamſell Julchen?

Julchen. Nein.

Simon. Alſo wiſſen Sie beyde noch nicht daß die erſte Nachricht falſch geweſen iſt. Mamſell Julchen, erſchrecken Sie nicht. Sie ſind nicht die Erbinn des Ritterguts.

Jul-

Julchen. Wie? ich bins nicht? Warum haben Sie mir denn eine falſche Freude gemacht? Das iſt betrübt. Geht denn heute alles unglücklich? Ach Herr Damis, Sie ſagen nichts? Bin ich nicht mehr ihre Braut? Geht denn das Unglück gleich mit der Liebe an? Ich wollte meinen Vater und meine liebe Schweſter mit in mein Gut nehmen. Ich ließ ſchon die beſten Zimmer für ſie zu rechte machen. Ach, mein Herr, was für Freude empfand ich nicht, wenn ich mir vorſtellte, daß ich Sie an meiner Hand durch das ganze Gut, durch alle Felder und Wieſen führte ⸗ ⸗! Alſo habe ich nichts?

Damis. Sie haben ſo viel, als ich habe. Vergeſſen Sie die traurige Erbſchaft. Es wird uns an nichts gebrechen. Mir iſt es recht lieb, daß Sie das Rittergut nicht bekommen haben. Vielleicht hätte die Welt geglaubt, daß ich bey meiner Liebe mehr auf dieſes, als auf ihren eigenen Werth geſehen hätte, und dieß ſoll ſie nicht glauben. Sie ſoll meine Braut aus eben der Urſache hochſchätzen, aus der ich ſie verehre und wähle. Führen ſie mich an Ihrer Hand in meinem eignen Hauſe herum: ſo werden Sie ein Rittergut verdienen. O wenn ich nur Lottchen aus ihrem Elende geriſſen hätte! Ich werde eher nicht ruhig.

Simon. Jungfer Lottchen iſt die Erbinn des Ritterguts.

Julchen. Meine Schweſter iſt es? Meine Schweſter? Bald hätte ich ſie beneidet; aber verwünſcht ſey dieſe Regung! Nein ich gönne ihr alles. (zu Damis) Was könnte ich mir doch wünſchen, wenn Sie mit mir zufrieden ſind? Sie ſoll es haben. Ich gönne ihr alles.

Damis. Auch mich, meine Braut?

Julchen. Ob ich Sie meiner Schweſter gönne? Nein, ſo redlich bin ich doch nicht. Es iſt keine Tugend, aber ⸗ ⸗ Fragen Sie mich nicht mehr.

Damis. Nein. Ich will Mamſell Lottchen ſuchen. Die Zärtlichkeit ſoll der Freundſchaft einige Augenblicke nachſtehen.

Eilfter Auftritt.

Julchen. Simon.

Julchen. Ob ich ihn meiner Schweſter gönne? Wie könnte ſie das von mir verlangen? Sie hat ja das Rittergut. Ich liebe ſie ſehr; aber wenn ich ihre Ruhe durch den Verluſt des Herrn Damis befördern ſoll: ſo fordert ſie zu viel. Das iſt mir nicht möglich.

Simon. Machen Sie ſich keine Sorge. Sie wird es gewiß nicht begehren. Ich muß Ihnen

auch

auch ſagen, daß ſie Ihnen nach dem Teſtamente zehn Tauſend Thaler zu Ihrer Heirath abgeben ſoll.

Julchen. Das iſt alles gut. Wenn ich nur meiner Schweſter ihren Liebhaber durch dieſes Geld treu machen könnte, wie gern wollte ichs ihm geben! Der böſe Menſch! Kann er nicht machen, daß ich den Herr Damis verliere, indem er Lottchen verliert? Aber warum läßt der Himmel ſolche Bosheiten zu? Was kann denn ich für ſeine Untreu? Ich bin unſchuldig.

Simon. Mein Mündel kann niemals aufhören, Sie zu lieben. Verlaſſen Sie ſich auf mein Wort. Jungfer Lottchen iſt zu beklagen. Aber beſſer ohne Liebe leben, als unglücklich lieben. Wenn ſie doch käme!

Julchen. Aber wenn ſie nun kömmt? Ich kann ja ihre Ruhe nicht herſtellen. Ich habe ſie herzlich lieb. Aber warum ſoll denn meine Liebe mit der ihrigen leiden? Nein, ſo großmüthig kann ich nicht ſeyn, daß ich ihr zu Liebe mich und = = mich und ihn vergäße. Wenn ſie doch glücklich wäre! Ich werde recht unruhig. Er ſagte, er wollte die Zärtlichkeit der Freundſchaft nachſetzen. Was heißt dieſes?

Simon. Bleiben Sie ruhig. Mein Mündel iſt der Ihrige. Sie verdienen ihn. Und wenn Sie

künftig an ſeiner Seite die Glückſeligkeiten der Liebe genießen: ſo verdanken Sie es der Tugend, daß ſie uns durch Liebe und Freundſchaft das Leben zur Luſt macht.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Magiſter.

Der Magiſter. Herr Simon, ich möchte Ihnen gern ein paar Worte vertrauen. Wenn ich nicht ſehr irre: ſo habe ich heute eine wichtige Entdeckung gemacht, was die Reizungen der Reichthümer für Gewalt über das menſchliche Herz haben!

Simon. Ich fürchte, daß mir dieſe unglückliche Entdeckung ſchon mehr, als zu bekannt iſt.

Der Magiſter. Ich habe der Sache alleweile auf meiner Studierſtube nachgedacht.

Julchen. Können Sie uns denn ſagen, wie ihr zu helfen iſt? Thun Sie es doch, lieber Herr Magiſter.

Der Magiſter. Siegmund muß beſtraft werden, damit er gebeſſert werde.

Simon. Er verdient nicht, daß man ihn anders beſtrafe als durch Verachtung.

Der Magiſter. Aber wie ſollen ſeine Willenstriebe gebeſſert werden? Si=

Simon. Iſt denn die Verachtung kein Mittel, ein Herz zu beſſern?

Der Magiſter. Das will ich itzt nicht ausmachen. Aber ſagen Sie mir, Herr Simon, ob die Stoiker nicht recht haben, wenn ſie behaupten, daß nur ein Laſter iſt; oder, daß wo ein Laſter iſt, die andern alle ihrer Kraft nach zugegen ſind? Sehn Sie nur Siegmunden an. Iſt er nicht recht das Exempel zu dieſem Paradoxo?

Simon. Ja, Herr Magiſter. Aber wie werden wir Jungfer Lottchen von der Liebe zu Siegmunden abbringen? Sie glaubt es ja nicht, daß er untreu iſt.

Der Magiſter. Das wird ſich ſchon geben. O wie erſtaunt man nicht über die genaue Verwandſchaft, welche ein Laſter mit dem andern hat, und welche alle mit einem haben! Siegmund wird bey der Gelegenheit des Teſtaments geizig. Ein Laſter. Er ſtrebt nach Julchen, damit er Ihre Reichthümer bekomme. Welcher ſchändliche Eigennutz! Er wird Lottchen untreu, und will Julchen untreu machen. Wieder zwey neue Verbrechen. Er kann ſein erſtes Laſter nicht ausführen, wenn er nicht ein Betrüger und Verräther wird. Alſo hintergeht er ſeinen Freund, ſeinen Schwiegervater, Sie, mich und alle, nachdem er einmal die Tugend hintergangen hat. Aber

alle dieſe Bosheiten auszuführen, mußte er ein Lügner und ein Verläumder werden. Und er ward es. Welche unſelige Vertraulichkeit herrſcht nicht unter den Laſtern! Sollten alſo die Stoiker nicht recht haben?

Simon. Wer zweifelt daran? Herr Magiſter. Ich glaube es, daß Sie die Sache genauer einſehen, als ich und Jungfer Julchen. Sie reden ſehr wahr, ſehr gelehrt. Sie haben ſeine Untreue zuerſt mit entdeckt, und wir danken Ihnen Zeitlebens dafür. Aber entdecken Sie nun auch das Mittel, Lottchen ſo weit zu bringen, daß ſie ſich nicht mit dem untreuen Siegmund verbindet.

Der Magiſter. Darauf will ich denken. Lottchen iſt zu leichtgläubig geweſen. Aber ſie kann bey dieſer Gelegenheit lernen, wie viel man Urſache hat, ein Mißtrauen in das menſchliche Herz zu ſetzen, wenn man es genau kennt, und die Erzeugung der Begierden recht ausſtudiert hat: Wir haben ſo viele Vernunftlehren. Eine Willenslehre iſt eben ſo nöthig. Iſt denn der Wille kein ſo weſentlicher Theil der Seele, als der Verſtand? So wie der Verſtand Grundſätze hat, die ſein Weſen ausmachen: ſo hat der Wille gewiſſe Grundtriebe. Kennt man dieſe ſo kennt man ſein Weſen: und ſo kennt man auch die Mittel ihn zu verbeſſern. Jungfer Muhme, reden Sie

auf=

aufrichtig, habe ichs Ihnen nicht hundertmal geſagt, daß Siegmund nichts gründliches in der Philoſophie weis? Dieß ſind die traurigen Früchte davon.

Julchen. Lieber Herr Magiſter, wenn Sie ſo viel bey der betrübten Sache empfänden, als ich, Sie würden dieſe Frage itzt nicht an mich thun. Sie haben mich heute eine Fabel gelehrt. Und ich wollte wünſchen, daß Sie an die Fabel von dem Knaben gedächten, der in das Waſſer gefallen war. Anſtatt, daß Sie uns in der Gefahr beyſtehen ſollen: ſo zeigen Sie uns den Urſprung und die Größe derſelben. Nehmen Sie meine Freyheit nicht übel.

Der Magiſter. Ich kann Ihnen nichts übel nehmen. Zu einer Beleidigung gehört die gehörige Einſicht in die Natur der Beleidigung. Und da Ihnen dieſe mangelt: ſehen Ihre Reden zwar beleidigend aus; aber ſie ſind es nicht.

Simon. Aber, was wollen ſie denn bey der Sache thun?

Der Magiſter. Ich will, ehe die Verſprechung vor ſich geht, Lottchen und meinem Bruder kurz und gut ſagen, daß ich meine Einwilligung nicht darein gebe. Alsdenn muß die Sache ein ander Ausſehn gewinnen.

Simon. Gut, das thun Sie.

Dreyzehnter Auftritt.

Julchen. Simon.

Julchen. Ich will dem Herrn Magiſter nachſehen. Er möchte ſonſt gar zu große Händel anrichten. Entdecken Sie Lottchen, wenn ſie kömt, die traurige Sach zuerſt. Ich will ſorgen, daß Sie Siegmund in Ihrer Unterredung nicht ſtört, und Ihnen, wenn ich glaube, daß es Zeit iſt, mit meinem Bräutigam zu Hülfe kommen.

Simon. Ich will als ein redlicher Mann handeln. Und wenn ich mir auch den größten Zorn bey Ihrer Jungfer Schweſter, und die niederträchtigſte Rache von dem Herrn Siegmund zuziehen ſollte: ſo will ich doch lieber mich, als eine gute Abſicht vergeſſen.

Vierzehnter Auftritt.

Simon. Lottchen.

Lottchen. Was iſt zu Ihrem Befehle? Haben Sie etwa wegen der zehn tauſend Thaler, die ich meiner Schweſter heraus geben ſoll, etwas zu erinnern? Thun Sie nur einen Vorſchlag. Ich bin zu allem bereit.

Simon. Mamſell, davon wollen wir ein andermal reden. Glauben Sie wohl, daß mir Ihr

Glück

Glück lieb iſt, und daß ich ein ehrlicher Mann bin? So unhöflich dieſe beyden Fragen ſind: ſo muß ich Sie doch an Sie thun, weil ich ſonſt in der Gefahr ſtehe, daß Sie meinen Antrag nicht anhören werden.

Lottchen. Mein Herr, womit kann ich Ihnen dienen? Reden Sie frey. Ich ſage es Ihnen, daß ich eben den Gehorſam gegen Sie trage, den ich meinem Vater ſchuldig bin. Ich will Ihnen den größten Dank ſagen, wenn Sie mir eine Gelegenheit geben, Ihnen meine Hochachtung durch die That zu beweiſen. Ich bin eben ſo ſehr von Ihrer Aufrichtigkeit überzeugt, als von der Aufrichtigkeit meines Bräutigams. Kann es Ihnen nunmehr noch ſchwer fallen, frey mit mir zu reden?

Simon. Meine Bitte gereicht zum Nachtheile Ihres Liebhabers.

Lottchen. Will Ihr Herr Mündel etwa das Rittergut gern haben, weil es ſo nahe an der Stadt liegt? Nun errathe ichs, warum er itzt gegen den guten Siegmund etwas verdrießlich thät. Warum hat er mirs nicht gleich geſagt? Er ſoll es haben, und nicht mehr dafür geben, als Sie ſelbſt für gut befinden werden. Kommen Sie zur Geſellſchaft. Ich habe mich wegen des boshaften Briefs, den ich vorhin erhalten, entſchloſſen,

in Ihrer Gegenwart dem Herrn Siegmund ohne fernern Aufſchub das Recht über mein Herz abzutreten, und ſeinen Feinden zu zeigen, daß ich auf keine gemeine Art liebe.

Simon. Aber dieſen boshaften Brief habe ich ſchreiben und auf die Poſt bringen helfen.

Lottchen. Ehe wollte ich glauben, daß ihn mein Vater, der mich ſo ſehr liebt, geſchrieben hätte. Sie ſcherzen.

Simon. Nein, Mamſell, ich bin zu einem Scherze, den mir die Ehrerbietung gegen Sie unterſagt, zu ernſthaft. Erſchrecken Sie nur, und haſſen Sie mich. Ich wiederhole es Ihnen, Ihr Liebhaber meynt es nicht aufrichtig mit Ihnen.

Lottchen. Sie wollen gewiß das Verguügen haben, meine Treue zu verſuchen, und mich zu erſchrecken, weil Sie wiſſen, daß ich nicht erſchrecken kann.

Simon. Sie glauben, ich ſcherze? Ich will alſo deutlicher reden. Ihr Liehaber iſt ein Betrüger.

Lottchen. (erbittert.) Mein Herr, Sie treiben die Sache weit. Wiſſen Sie auch, daß ich für die Treue meines Liebhabers ſtehe, und daß Sie mich in ihm beleidigen? Und wenn er auch der Untreue fähig wäre: ſo würde ich doch den, der mich davon überzeugte, eben ſo ſehr haſſen, als den, der ſie begangen. Aber ich komme gar in den

Zorn.

Zorn. Nein, mein Herr, ich kenne ja Ihre Groſsmuth. Es iſt nicht Ihr Ernſt, ſo gewiſs, als ich lebe.

Simon. So gewiſs, als ich lebe, iſt es mein Ernſt. Er iſt unwürdig, noch einen Augenblick von Ihnen geliebt zu werden.

Lottchen. Und ich werde ihn ewig lieben.

Simon. Sie kennen ihn nicht.

Lottchen. Beſſer, als Sie, mein Herr.

Simon. Ihre natürliche Neigung zur Aufrichtigkeit, Ihr gutes Zutrauen macht, daſs Sie ihn für aufrichtig halten; aber dadurch wird ers nicht.

Lottchen. Geben Sie mir die Waffen wider Sie nicht in die Hand. Ich habe Sie und meinen Liebhaber für aufrichtig gehalten. Ich will mich betrogen haben. Aber wen ſoll ich zuerſt haſſen? Iſt Ihnen etwas an meiner Freundſchaft gelegen: ſo ſchweigen Sie. Sie verändern mein ganzes Herz. Sie haben mir und meinem Hauſe viel Wohlthaten erwieſen; aber dadurch haben Sie kein Recht erlangt, mit mir eigennützig zu handeln. Wäre es Ihrem Charakter nicht gemäſser, mich tugendhaft zu erhalten, als daſs Sie mich niederträchtig machen wollen? Warum reden Sie denn nur heute ſo?

Simon. Weil ichs erſt heute gewiſs erfahren habe. Wenn Sie mir nicht glauben; ſo glauben

Sie wenigſtens Ihrer Jungfer Schweſter und meinem Mündel.

Lottchen. Das iſt ſchrecklich. Haben Sie dieſe auch auf Ihre Seite gezogen?

Simon. Ja, Sie ſind auf meiner Seite, ſo wohl, als Ihr Herr Vater. Und ehe ich zugebe, daß ein Niederträchtiger Ihr Mann wird, ehe will ich mich der größten Gefahr ausſetzen. Sie ſind viel zu liebenswürdig für ihn.

Lottchen. Wollen Sie mir denn etwa ſelbſt Ihr Herz anbieten? Muß er nur darum ein Betrüger ſeyn, weil ich in Ihren Augen ſo liebenswürdig bin? Und Sie glauben, daß ſich ein edles Herz auf dieſe Art gewinnen läßt? Nunmehr muß ich entweder nicht tugendhaft ſeyn, oder Sie haſſen. Und bald werde ich Sie nicht mehr anſehen können.

Simon. Machen Sie mir noch ſo viele Vorwürfe. Die größten Beſchuldigungen, die Sie wider mich ausſtoſſen, ſind nichts als Beweiſe ihres aufrichtigen Herzens. Die Meynung, in der Sie ſtehen, rechtfertiget ſie alle. Und ich würde ſie vielleicht haſſen, wenn Sie mein Anbringen gelaſſener angehört hätten. Genug ⸗⸗⸗

Lottchen. Das iſt ein neuer Kunſtgriff. Mein Herr, Ihre Liſt, wenn es eine iſt, und ſie iſt es, ſey verwünſcht! Wie? Er, den ich wie mich liebe? ⸗⸗ Sie wollen ſich an ſeine Stelle ſetzen? Iſt es möglich?

Si⸗

Simon. Dieſer Vorwurf iſt der bitterſte; aber auch den will ich verſchmerzen. Es iſt wahr, daß ich Sie ungemein hochachte; aber ich habe ein ſicheres Mittel, Ihnen dieſen grauſamen Gedanken von meiner Niederträchtigkeit zu benehmen. Ich will Ihnen verſprechen, ihr Haus nicht mehr zu betreten, ſo lange ich lebe. Und wenn ich durch dieſe Entdeckung Ihre Liebe zu gewinnen ſuche: ſo ſtrafe mich der Himmel auf das entſetzlichſte. Nach dieſem Schwure ſchäme ich mich, mehr zu reden. (Er geht ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Lottchen allein.

Himmel, was iſt das ? ‥ Er ſoll mir untreu ſeyn ‥ Nimmermehr! Nein! Der Vormund ſey ein Betrüger, und nicht er. ‥ Du, redliches Herz! Du, mein Freund, um dich will man mich bringen? Warum beweiſt er deine Untreu nicht?

Sechzehnter Auftritt

Lottchen. Damis.

Lottchen. Kommen Sie mir zu Hülfe. Und wenn ſie mein Unglück auch alle wollen: ſo ſind doch Sie zu großmüthig dazu. Was geht mit

mei-

meinem Bräutigam vor? Sagen Sie mirs aufrichtig.

Damis Er iſt Ihnen untreu.

Lottchen. Auch Sie ſind mein Feind geworden? Hat Sie mein Liebhaber beleidiget: ſo handeln Sie doch wenigſtens ſo großmüthig, und ſagen mir nichts von der Rache, die Sie an ihm nehmen wollen.

Damis. Mein Herz iſt viel zu groß zur Rache.

Lottchen. Aber klein genug zur Undankbarkeit? Hat Ihnen mein Geliebter nicht heute den redlichſten Dienſt erwieſen?

Damis. Wollte der Himmel! er hätte mir ihn nicht erwieſen: ſo würden Sie glücklicher und er würde nur ein verborgner Verräther ſeyn.

Lottchen. Betrüger! Verräther! Sind das die Namen meines Freundes, den ich zwey Jahr kenne und liebe?

Damis. Wenn ich die Aufrichtigkeit weniger liebte: ſo würde ich mit mehr Mäßigung vor Ihnen reden. Aber mein Eifer giebt mir für Ihren Liebhaber keinen andern Namen ein. Sie, meine Schweſter, ſind Ihres Herzens wegen würdig, angebetet zu werden, und eben deswegen iſt der Menſch, der bey Ihrer Zärtlichkeit und bey den ſichbarſten Beweiſen der aufrichtigſten Liebe, ſich noch die Untreue kann einfallen laſſen, eine abſcheuliche Seele. Lott-

Lottchen. Eine abſcheuliche Seele? Wohlan; nun fordere ich Beweiſe. (Heftiger.) Doch weder Ihr Vormund, noch Sie, noch meine Schweſter, noch mein Vater ſelbſt werden ihm meine Liebe entziehen können. Und ich nehme keinen Beweis an, als ſein eigen Geſtändniß. Ich bin ſo ſehr von ſeiner Tugend überzeugt, daß ich weis, daß er auch den Gedanken der Untreue nicht in ſich würde haben aufſteigen laſſen, ohne mir ihn ſelbſt zu entdecken. Und ich würde ihn wegen ſeiner gewiſſenhaften Zärtlichkeit nur deſto mehr lieben, wenn ich ihn anders mehr lieben könnte

Damis. Ich ſage es Ihnen, wenn Sie mir nicht trauen: ſo gebe ich Ihnen das Herz meiner Braut wieder zurück. Ihnen bin ichs ſchuldig; aber ich mag nicht die größte Wohlhat von Ihnen genißen und zugleich ihr Unglück ſehn.

Lottchen. Sie müſſen mich für ſehr wankelmüthig halten, wenn Sie glauben, daß ich durch bloße Beſchuldigungen mich in der Liebe irren laſſe. Haben Sie, oder ich, mehr Gelegenheit gehabt, das Herz meines Bräutigams zu kennen? Wenn Sie Recht haben, warum werfen Sie ihm ſeine Untreue abweſend vor? Rufen Sie ihn hieher. Alsdenn ſagen Sie mir ſein Verbrechen. Er iſt edler geſinnt, als wir alle. Und ich will ihn nun lieben.

Da=

Damis. Sie haben Recht. Ich will ihn ſelbſt ſuchen.

Siebenzehnter Auftritt.

Lottchen. Julchen.

Lottchen. Er geht? Er unterſteht ſich, ihn zu rufen? Nun fängt mein Herz an zu zittern. (Sie ſieht Julchen.) (kläglich.) Meine Schweſter, biſt du auch da? Haſt du mich noch lieb? (Lottchen umarmt ſie.) Willſt du mir die traurigſte Nachricht bringen? O nein! Warum ſchweigeſt du? Warum kömmt er nicht ſelbſt?

Julchen. Ich bitte dich, höre auf einen Menſchen zu lieben, der ˗ ˗ ˗

Lottchen. Er ſoll ſchuldig ſeyn; aber muß er gleich meiner Liebe unwürdig ſeyn? Nein, meine liebe Schweſter. Ach nein, er iſt gewiß zu entſchuldigen. Willſt du ihn nicht vertheidigen? Vergißt du ſchon, was er heute zu deiner Ruhe beygetragen hat? Warum ſollte er mir untreu ſeyn, da ich Vermögen habe? Warum ward ers nicht, da ich noch keines hatte?

Julchen. Er ward es zu der Zeit, da er in Gedanken ſtunde, daß ich die Erbinn des Teſtaments wäre. Ach, liebe Schweſter, wie glücklich wollte ich ſeyn, wenn ich dich nicht hintergangen ſähe?

Lottchen. So iſt es gewiß? (hart.) Nein! ſage ich.

Julchen. Ich habe lange mit mir geſtritten. Ich habe ihn in meinem Herzen, vor meinem Bräutigam, vor ſeinem Vormunde und vor unſerm Vater entſchuldiget. Ich würde ſie aus Liebe zu dir noch alle für betrogene Zeugen halten. Aber es iſt nicht mehr möglich. Er ſelbſt hat ſich hier an dieſer Stelle angeklagt, als du ihn nach dem empfangenen Briefe verlaſſen hatteſt. Er war allein. Die Unruhe und ſein Verbrechen redten aus ihm. Er hörte mich nicht kommen. O hätte er doch ewig geſchwiegen! = = Ach meine Schweſter!

Lottchen. Meine Schweſter, was ſagſt du mir? Er hat ſich ſelbſt angeklagt? Er iſt untreu? Aber wie könnte ich ihn noch lieben, wenn ers wäre? Nein, ich liebe ihn, und er liebt mich gewiß. Ich habe ihm ja die größten Beweiſe der aufrichtigſten Neigung gegeben = = (zornig) Aber was quält ihr mich mit dem entſetzlichſten Verdachte? Was hat er denn gethan? Nichts hat er gethan.

Julchen. Er hat mich auf eine betrügeriſche Art der Liebe zu meinem Bräutigam entreiſſen, und ſich an ſeine Stelle ſetzen wollen. Er hat meinen Vater überreden wollen, als ob ich ihn ſelbſt liebte, und als wenn du hingegen den Herrn Da=

mis

nis liebteſt. Er hat ihm gerathen, die Verlobung noch acht Tage aufzuſchieben. Er hat ſogar um mich bey ihm angehalten.

Lottchen. Wie? Hat er nicht noch vor wenig Augenblicken mich um mein Herz gebeten? Ihr haßt ihn und mich.

Julchen. Ja, da er geſehen, daß das Teſtament zu deinem Vortheile eingerichtet iſt.

Lottchen. Alſo richtet ſich ſein Herz nach dem Teſtamente, und nicht nach meiner Liebe? Ich Betrogene! Doch es iſt unbillig, ihn zu verdammen. Ich muß ihn ſelbſt hören. Auch die edelſten Herzen ſind nicht von Fehlern frey, die ſie doch bald bereuen. (kläglich.) Liebſte Schweſter, verdient es keine Vergebung? Mache ihn doch unſchuldig. Ich will ihn nicht beſitzen. Ich will ihn zu meiner Quaal meiden. Ich will ihm die ganze Erbſchaft überlaſſen, wenn ich nur die Zufriedenheit habe, daß er ein redliches Herz hat. O Liebe! iſt das der Lohn für die Treue?

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Siegmund.

Siegmund. Soll ich nunmehr ſo glücklich ſeyn, Ihr Ja zu erhalten? Der Herr Vater hat mir ſeine Einwilligung gegeben. Sie lieben mich doch, großmüthige Schöne?

Lott-

Lottchen. Und Sie lieben mich doch auch?

Siegmund. Sie kennen mein Herz ſeit etlichen Jahren, und Sie wiſſen gewiß, daß mein größ⸗ter und liebſter Wunſch durch Ihre Liebe erfüllt worden iſt.

Lottchen. Aber ⸗ ⸗ meine Schweſter ⸗ ⸗ Warum erſchrecken Sie?

Siegmund. Ich erſchrecke, daß Sie ſich nicht beſinnen, daß Sie mir dieſe Liſt ſelbſt zugemuthet haben. Sollte ich nicht durch eine verſtellte Liebe Julchens Herz verſuchen? Reden Sie, Mamſell Julchen, entſchuldigen Sie mich.

Julchen. Mein Herr, entſchuldigen kann ich Sie nicht. Bedenken Sie, was Sie zu mir und meinem Vater und vor kurzem hier in dieſer Stu⸗be zu ſich ſelbſt geſagt haben, ohne daß Sie mich ſahn. Alles, was ich thun kann, iſt, daß ich meine liebe Schweſter bitte, Ihnen Ihre Untreue zu vergeben.

Siegmund. Ich ſoll untreu ſeyn? ⸗ ⸗ Ich? (Er geräth in Unordnung.) Ich ſoll der aufrich⸗tigſten Seele untreu ſeyn? Wer? Ich? Gegen Ih⸗ren Herrn Vater ſoll ich etwas geſprochen haben? Was ſind das für ſchreckliche Geheimniſſe? ⸗ ⸗ Sie ſehn mich ängſtlich an, meine Schöne? Wie? Sie lieben mich nicht? Sie laſſen ſich durch mei⸗ne Widerlegungen nicht bewegen? ⸗ ⸗ Sie hören

meine Gründe nicht an? ‥ Bin ich nicht unſchuldig? ‥ Wer ſind meine Feinde? ‥ Ich berufe mich auf mein Herz, auf die Liebe, auf den Himmel. ‥ Doch auch mich zu entſchuldigen, könnte ein Zeichen des Verdachtes ſeyn. ‥ Nein, meine Schöne, Sie müſſen mir ohne Schwüre glauben. Ich will Sie, ich will meine Ruhe, mein Leben verlieren, wenn ich Ihnen untreu geweſen bin. Wollen Sie mir noch nicht glauben?

Julchen. Herr Siegmund. Sie ſchwören?

Lottchen. (mit Thränen.) Er iſt wohl unſchuldig.

Siegmund. Ja, das bin ich. Ich liebe Sie. Ich bete Sie an, und ſuche meine Wohlfahrt in Ihrer Zufriedenheit. Wollen Sie jene vergrößern: ſo ſtellen Sie dieſe wieder her, und laſſen Sie den Verdacht fahren, den ich in der Welt niemanden vergeben kann, als Ihnen. Soll ich das Glück noch erlangen, Sie als die meinige zu beſitzen?

Lottchen. (ſie ſieht ihn kläglich an.) Mich? ‥ als die Ihrige? ‥ Ja!

Julchen. Meine Schweſter!

Lottchen. Schweig. Herr Siegmund, ich möchte nur noch ein Wort mit meinem Papa ſprechen, alsdenn wollen wir unſere Feinde beſchämen.

Sieg-

Siegmund. Ich will ihn gleich ſuchen. Soll ich die übrige Geſellſchaft auch mitbringen? Wir müſſen doch die gebräuchlichen Ceremonien mit beobachten.

Lottchen. Ja. Ich will nur einige Worte mit dem Papa ſprechen. Alsdenn bitte ich Sie, nebſt den andern Herren nachzukommen.

Neunzehnter Auftritt.

Julchen. Lottchen. Cleon.

Cleon. Nun, meine Kinder, wenn euch nichts weiter aufhält: ſo ſähe ichs gern, wenn ihr die Ringe wechſeltet, damit wir uns alsdenn Paar und Paar zu Tiſche ſetzen können. Ey Lottchen, wer hätte heute früh gedacht, daß du auf den Abend mit einem Rittergute zu Bette gehen würdeſt! Der Himmel hat es wohl gemacht. Julchen kriegt einen reichen und wackern Mann, weil ſie wenig hat. Und du, weil du viel haſt, machſt einen armen Mann glücklich. Das iſt ſchön. Dein Siegmund wird ſchon erkenntlich für deine Treue ſeyn. Er kann einem durch ſeine Worte recht das Herz aus dem Leibe reden. Der ehrliche Mann! Wie vielmal hat er mir nicht die Hand geküßt! Wie kindlich hat er mich nicht um meine Einwilligung gebeten!

Lott-

Lottchen. Das iſt vortrefflich. Nun lebe ich wieder. Lieber Papa, hat Herr Siegmund denn heute bey Ihnen um meine Schweſter angehalten? Das kann ich nicht glauben.

Cleon. So halb und halb hat ers wohl gethan. Er mochte etwa denken, daß Herr Damis ein Aug auf dich geworfen hätte, und daß dirs lieber ſeyn würde, einen Mann mit vielem Geld zu nehmen. Ich war anfangs etwas unwillig auf ihn; aber er hat mich ſchon wieder gut gemacht. Man kann ſich ja wohl übereilen, wenn man nur wieder zu ſich ſelber kömmt. Da kommen ſie alle.

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Siegmund. Simon. Damis. Der Magiſter.

Cleon. Endlich erlebe ich die Freude, die ich mir lange gewünſcht habe. Ich will Sie, meine Herren, mit keiner weitläuftigen Rede aufhalten. Die Abſicht unſerer Zuſammenkunft iſt Ihnen allerſeits bekannt. Kurz, meine lieben Töchter, ich ertheile euch meinen väterlichen Segen und meine Einwilligung. (Er ſieht Lottchen weinen.) Weine nicht Lottchen, du machſt mich ſonſt auch weichmüthig.

Lottchen. Meine Thränen ſind Thränen der Liebe. Ich habe alſo Ihre Einwilligung zu meiner Wahl? Ich danke Ihnen recht kindlich dafür.

Simon. (zu Lottchen.) Aber, meine liebe Mamſel. Sie wollen ⸗ ⸗ Wie?

Damis. Ach liebſte Jungfer Schweſter, ich bitte Sie ⸗ ⸗

Lottchen. Was bitten Sie? Wollen Sie Julchen von meinen Händen empfangen? (Sie führt ſie zu ihm.) Hier iſt ſie. Ich ſtifte die glücklichſte Liebe. Und Sie Herr Siegmund ⸗ ⸗

Siegmund. Ich nehme Ihr Herz mit der vollkommenſten Erkenntlichkeit an, und biete Ihnen dieſe Hand ⸗ ⸗

Lottchen. Unwürdiger! Mein Vermögen kann ich Ihnen ſchenken; aber nicht mein Herz. Bitten Sie meinem Vatter und der übrigen Geſellſchaft, die Sie in mir beleidiget haben, Ihre begangene Niederträchtigkeit ab. Ich habe Sie Ihnen ſchon vergeben, ohne mich zu bekümmern, ob Sie dieſe Vergebung verdienen. (zum Vormunde.) Und Ihnen, mein Herr, küſſe ich die Hand für Ihre Aufrichtigkeit. Wenn ich iemals mich wieder zur Liebe entſchließe: ſo haben Sie das erſte Recht auf mein Herz. (zu Siegmunden.) Sie aber werden ſo billig ſeyn, und ohne ſich zu verantworten, uns verlaſſen.

Siegmund. Recht gern. (Indem er geht.) Verflucht iſt die Liebe!

Damis. Nicht die Liebe, nur die Untreue. Dieß iſt ihr Lohn.

Lottchen. (Sie ruft ihm noch nach.) Sie werden morgen durch meine Veranſtaltung ſo viel Geld erhalten, daß Sie künftig weniger Urſache haben, ein redliches Herz zu hintergehn.

Cleon. Lottchen, was machſt du? Ich bin alles zufrieden. Du haſt ja mehr Einſicht, als ich.

Julchen. O liebe Schweſter, wie groß iſt dein Herz! Gott weis es, daß ich keine Schuld an ſeinem Verbrechen habe. O wenn ich dich doch ſo glücklich ſähe als mich!

Der Magiſter. Ich bin ruhig, daß ich das Laſter durch mich entdeckt, und durch ſich ſelbſt beſtraft ſehe. So geht es. Wenn man nicht ſtrenge gegen ſich ſelbſt iſt: ſo rächen ſich unſere Ausſchweifungen für die Nachſicht, die wir mit unſern Fehlern haben.

Simon. (zu Lottchen.) Ich, meine Freundiñ, würde das Recht, das Sie mir künftig auf Ihr Herz ertheilet haben, heute noch behaupten, wenn ich Ihnen nicht ſchon das Wort gegeben hätte, an dieſes Glück niemals zu denken. Ich bin belohnt genug, daß Sie mich Ihrer nicht für unwürdig halten, und daß der Ungetreue beſtraft iſt.

Lottchen. O Himmel! laß es dem Betrüger nicht übel gehen. Wie redlich habe ich ihn geliebt, und wie unglücklich bin ich durch die Liebe geworden! Doch nicht die Liebe, die Thorheit des Liebhabers hat mich unglücklich gemacht. Bedauren Sie mich.

Ende des dritten und lezten Aufzugs.

Das Orakel,
Eine Operette,
nach dem Innhalte eines franzöſiſchen
Nachſpiels,
welches eben dieſen Namen führt.

Perſonen.

Die Oberzauberinn.
Alcindor, ihr Sohn.
Lucinde, eine junge Prinzeßinn.

Der Schauplatz iſt in dem Schloſſe der Zauberinn.

Erſter Aufzug.
Erſter Auftritt.
Die Zauberinn. Alcindor.

Die Zauberinn.

Lucinden hätteſt du geſehn?

Alcindor.

Ja wohl: ich will es Euch geſtehn.
Sie ſchlief = = Was kann man ſchöners ſehn!
Entzückung und Vergnügen
Sah ich mit ihr im Grünen liegen.

Zau=

Zauberinn.

Sah ſie dich auch?

Alcindor.

Sie ſchlief. Ihr hört es ja.
Wie viel empfand mein Herz, als ich ſie ſchlafen ſah!
Ich fühlte, wie ihr Reiz mir alle Freyheit raubte.
Ich ſeh ſie noch. Ein Arm lag unter ihrem Haupte;
Der andre nah bey mir. Die Blumen küßten ihn,
Und blühten ihn zu ehren
Viel reizender, als ſie ſonſt blühn.

Zauberinn.

O Sohn, was werd ich endlich hören?

Alcindor.

Von Zärtlichkeit entzückt
Wagt ichs die ſchöne Hand zu küſſen.
Und hätte ſie ein Gott ſo nah, als ich, erblickt
So hätt ein GOtt es wagen müſſen.
Drauf regte ſich das angenehme Kind;
Ich aber, ich entwich geſchwind.
Doch länger wehrt mir nicht, mein Herz ihr zu entdecken;
Sonſt muß ich ungehorſam ſeyn.
Ich will die Lieb in ihr erwecken.
Befehlt mir nicht. Ich bin nicht weiter mein.
Ich will mir ihre Gunſt erwerben,
Und glückt mirs nicht, zu ihren Füſſen ſterben.

Ja ſtürb ich auch zu ihren Füſſen,
Auch dann ſoll noch Lucinde wiſſen,
Daß ſie mein zärtlich Herz verehrt.
Die Freyheit ihr mein Leid zu klagen,
Ob ſie mich lieben wird, zu fragen,
Iſt der Gefahr zu ſterben werth.

Zauberinn.

Verlier ich doch, ſo mächtig ich auch bin,
An dir den Ruhm der größten Zauberinn?
Ich winke nur,
Sogleich gehorcht mir die Natur:
So muß der ſchönſte Strich der Erden
Zur ſchreckenvollen Wüſte werden.
Kaum heb ich meine Hand empor:
So ſteigt hier ein Pallaſt, und dort ein Thron hervor.
Dieß alles kann mein Wink vollführen.
Und doch kann ich, o junger Thor,
Dein ſtürmiſch Herze nicht regieren?
Wohlan! vernichte denn durch deinen Unverſtand
Die Sorgfalt, die ich angewandt,
Dein Glück nach Wunſch zu gründen.
Vergiß der Mutter Wort. Ja was gehorchſt du ihr?
Nein, harter Sohn, nein, folge dir,
Und raube dir Lucinden.

Des

Des Tygers Trotz kann ich bezwingen;
Nur, Jüngling, deine Thorheit nicht.
Nichts kann dich zum Gehorſam bringen,
Nicht meine Macht, nicht deine Pflicht.
Den Sturm des Meeres kann ich ſtillen.
Die Geiſter ehren meinen Willen.
Und ein verliebtes Herz allein
Sollt unbezwinglich ſeyn?

Alcindor.

Warum ſoll ich die Schöne denn nicht ſehn,
Und meine Lieb ihr nicht geſtehn?

Zauberinn.

Mein Sohn, ich will dir alles ſagen.
Ich, da ich dich gebahr, ließ das Orakel fragen;
Ich fragt es um dein künftig Glück.
Alcindorn, fieng es an, droht manch betrübt Geſchick;
Doch kann er auch das größte Glück genieſſen,
Wofern er nur durch ſeiner Mutter Kunſt,
Sich der Princeßinn Gunſt
Wird zu verdienen wiſſen,
Der er nur deſto mehr gefällt,
Je mehr ſie ihn für taub, für ſtumm und fühllos hält.

Alcindor.

Taub, ſtumm und fühllos? Wie? Wer glaubt ein ſolch Gedicht?
Alcindor glaubt es ewig nicht.

Zauberinn.

Willſt du der Mutter Sorgfalt ehren,
Mit der ich mich bemüht, dein Unglück abzuwehren,
Und nach dem Götterſpruch dein Glück dereinſt zu baun:
So höre mich, und ſey erkenntlich durch Vertraun.
Lucinde, die dein Herz ſo rühret,
Stammt aus des Fürſten Blut, der neben uns regieret;
Sie ſah die Welt in jener Nacht,
In der ich dich zur Welt gebracht.
Ich habe ſie ſehr jung entführet,
Und in dieß Schloß verſteckt,
Das noch kein ſterblich Aug entdeckt.
Ich zog ſie auf, und ließ ſie von Maſchinen,
Von lauter Statuen bedienen,
Die ſchnell zu leben ſchienen,
So bald durch meinen Zauberſtab
Ich ihnen die Bewegung gab.
Und wenn Lucinde dieſes ſah,
So fieng ich an, den Irrthum ſie zu lehren,
Daß ich und ſie allein vernünftge Weſen wären;
Die andern wären nur uns zum Vergnügen da.
Und ungeſchickt, zu reden und zu denken,
Nicht fähig, ſich zu freun, nicht fähig, ſich zu kränken.

Alcin-

Alcindor.

Warum denn das?

Zauberinn.

Damit ich dich mein Sohn,
Wenn ich dich einſt zum Vorſchein bringen wollte ‥

Alcindor.

Damit ſie mich, ich hör es ſchon,
Für eine Puppe halten ſollte,
Die nichts empfände, niemals redte,
Und Aug und Mund nur bloß zum Zierrath hätte.
O täuſcht, Lucinden immerhin;
Erfüllet des Orakels Sinn.
Beredt ſie, daß ich fühllos bin.
Mein Anblick wird ſie doch vergnügen.
Leicht läßt ſich die Vernunft, doch ſchwer das Herz betrügen.
Nein, die Natur iſt viel zu treu;
Was ſie mich lehrt, lehrt ſie Lucinden.
Lucinde wird, Trotz allen Gründen,
Daß ich blos eine Puppe ſey,
Doch ſtets das Gegentheil empfinden.
Braucht Eure ganze Zauberkunſt,
Lucindens Augen zu verſchlieſſen.
Sie wird mich ſehn, und Gegengunſt
Für mich Maſchine fühlen müſſen.
Sie wird ‥ Ach kommt! Ich bin entzückt.
Ach eilt, damit ſie mich erblickt.

Ihr könnt mich ihr nun ſicher zeigen.
Ich will! weil es mein Glück gebeut,
Auch bey der größten Zärtlichkeit
Taub vor ihr ſtehn, und fühllos ſchweigen.

Zauberinn.

So recht, mein Sohn,
Lucindens Herz iſt, wenn du folgſt, dein Lohn.
Erfülle des Orakels Willen;
So wirſt du deinen Wunſch erfüllen.

Werd ohne Kummer zur Maſchine;
Man mag gleich ſtumm und hirnlos ſeyn,
Man ſey nur ſchön; ſo nimmt man ein.
Wie mancher ſiegt durch eine feine Mine!
Der blöder iſt, als Holz und Stein. B. A.

Doch geh. Mich deucht, ſie kömmt.

Alcindor.

Ein Wort noch, eh ich gehe.
Wenn ich mit ihrem Mops Lucinden ſpielen ſehe,
So liebkoſt ſie das kleine Thier.
Geſetzt, ſie ſpielte nur mit mir,
Dürft ich denn auch ..? Was meynet ihr?

Zauberinn.

Lucinde kömmt. Begib dich gleich von hier.

Zweyter Auftritt.

Die Zauberinn. Lucinde.

Lucinde, (in tiefen Gedanken.)
War dieß ein Blendwerk, ein Geſicht?
Er hatte ſeinen Mund auf meine Hand gedrückt!

Zauberinn.
Lucinde, was ſagt ihr?

Lucinde.
Nichts. Ach ich ſah Euch nicht.

Zauberinn.
Er hatte ſeinen Mund auf eure Hand gedrückt,
Wer?

Lucinde.
Hätt ich ihn nur recht erblickt!
Er floh, ſo bald als ich erwachte.
Ich weis nicht, wie mein Herz ſo ſehr verändert iſt,
Seitdem er mir die Hand geküßt.
Ich ſinn, ich denk und ſchmachte.
Und wünſche mir ohn Unterlaß,
Ich weis es ſelbſt nicht, was.
So oft ich ihn im Geiſt betrachte.
Nimmt ein gewiſſer Trieb, ein ſüſſer Trieb mich ein,
Und die Natur ſcheint mir durch ihn,
Durch den, der mir im Schlaf erſchien,
Erſt recht belebt und ſchön zu ſeyn.
Ach Mutter, welche Zärtlichkeit

Hab ich nicht itzund wahrgenommen!
Ich ſah zwey Vögelchen erfreut
Auf einem Zweig zuſammen kommen.
Hier ſangen ſie wohl eine Stunde lang.
Ihr glaubt es nicht, wie ſchön es klang.
O hätt ichs nur verſtehen ſollen,
Was eines zu dem andern ſang,
Wie hätt ich ſie belauſchen wollen,
Drauf ſchwiegen ſie und ſahn einander an,
Als ſuchten ſie mit ihren Blicken
Das noch von neuem auszudrücken,
Was ſie durch Töne ſchon gethan.

Was muß doch aus den Vögeln ſingen?
Umſonſt ſingt nicht ihr Mund ſo ſchön,
Ihr Herz muß den Geſang verſtehn;
Sonſt würd ihr Lied ſo ſchön nicht klingen,
Allein wer giebts dem Herzen ein?
Wer lehrt das Herz aus ihnen ſingen?
Sollts auch die Liebe ſeyn? B. A.

Zauberinn.

Die Vögel ſollten ſich verſtehn?

Lucinde.

Sie müſſen ſich verſtanden haben,
Weil ſie ſich ſtets die Antwort gaben.

Zauberinn.

Ihr ſchließt vortreflich ſchön.
Wenn Ihr auf dem Claviere ſpielet,

Und

Und ſingt, ſo ſtimmt es insgemein
Mit Euren Tönen überein.
Glaubt ihr, daß dieſes etwas fühlet?
Und daß es Euer Lied vernimmt?

Lucinde.

Kann dieß wohl zur Vergleichung dienen?
Claviere ſind Maſchinen.

Zauberinn.

Die Vögel ſind es auch.

Lucinde.

Ich aber glaub es nicht.
Weil Euch mein Herze widerſpricht.
Ich würde, hätt ich ſie, ſie ſtreicheln, und ſie küſſen,
In meiner Kammer ſie verſchlieſſen,
Und ſtets beſorgt für ihre Nahrung ſeyn.
Doch meine Zitter anzulachen
Ihr Gunſtbezeugungen zu machen,
Dies fällt mir niemals ein.

Zauberinn, (für ſich.)

Ich muß Lucinden hintergehn,
Und durch ein Zauberſtück ſie blenden.
(zu Lucinden.)
Ihr ſeht hier Statuen vor Euren Augen ſtehn.
Befühlt ſie ſelbſt mit Euren Händen.
Ihr fühlts doch wohl, mein liebes Kind,
Daß ſie von Marmorſtein und ohn Empfindung ſind;
Doch laßt mich nur ein Rad in den Maſchinen
heben:

So werden ſie geſchwind
Wie Eure Vögel leben.
(Die Statuen fangen an zu tanzen, nachdem ſie die Zauberinn mit ihrem Stabe berührt.)
Seht Ihr, was dieß für Tänzer ſind?
Doch wie? Ihr ſeyd betrübt, daß Steine ſich bewegen?

Lucinde.

Ja wohl, weil ſie die Meynung widerlegen,
Die mir ſo viel Vergnügen gab.
Ihr muntern Sänger in dem Grünen,
Ihr armen Vögelchen! ſo ſeyd ihr denn Maſchinen,
Und lebt bloß durch den Zauberſtab?
Ich glaubte wirklich, ihr empfändet,
Und freutet euch, wenn ihr euch bey der Nacht
In einem hohlen Baum, und wenn der Tag erwacht,
Auf einem Zweig zugleich befändet.
Mein Herz hieß mich viel vortheilhaftes ſchließen;
Hat, dacht ich, die Natur die Vögelchen ſo lieb;
Verknüpft ſie ſie durch freundſchaftlichen Trieb,
Um ſich das Leben zu verſüßen:
So wird ſie auch, dich zu erfreun,
Nicht weniger beſorgt geweſen ſeyn:
So wird es auch ein Weſen geben,
Mit dem du lebſt, wie dieſe mit ſich leben.
Ach Mutter, er gefiel mir ſehr.

Und

Und könnt ich wiſſen, wer er wär,
Gefiel er mir vielleicht noch mehr.
O ließ mich doch der Himmel wiſſen,
Wer mir im Schlaf die Hand geküßt!
Ach ſollt er mir ſie wieder küſſen:
So will ich ihn feſt an mich ſchlieſſen,
Und zehnmal fragen, wer er iſt. V. A.

Zauberinn.

Vielleicht wars eine Mannsperſon;
Mich deucht daß ich ſie wahrgenommen.

Lucinde.

Wie? Eine Mannsperſon? Wird ſie nicht wieder-
kommen?
Warum iſt ſie davon geflohn?
Sie hatte rechte feine Minen,
Sagt, ſind die Männer auch Maſchinen?

Zauberinn.

Maſchinen, liebes Kind,
Doch beßre noch, als Eure Vögel ſind,
Die Ihr für ſo verſtändig haltet.
Sie ſind faſt meiſtens weiß, wie wir,
Und, wie die Statuen, geſtaltet.
Ich hatte welche ſonſt bey mir;
Doch ihrer vielen Fehler wegen
Hab ich ſie nicht mehr dulden mögen.

Lucinde.

Gut. Mein Clavier giebt einen Ton,
Die Wanduhr ſchlägt, die Vögel ſingen, Die

Die Statuen, die können künſtlich ſpringen;
Was thut denn eine Mannsperſon?

Zauberinn.

Weit mehr, als Ihr begreifen könnt.
Ein Theil, der ſich Soldaten nennt,
Verſammelt ſich in weiten Auen,
Mit langen Meſſern in der Hand,
Womit ſie ſich, von Wut entbrannt,
Bey tauſenden zerhauen:
Mit Feuerröhren in der Hand.
Die Bley und Pulver in ſich ſchlingen,
Und donnernd wieder von ſich ſpeyn;
Die Männer dieſer Art bemühn ſich ganz allein
Einander umzubringen.

Lucinde.

Das müſſen wohl Maſchinen ſeyn,
Die die Vernunft nicht kennen müſſen,
Sonſt würden ſie das Leben nicht verſchmähn,
Und nicht ſo vieles Blut vergieſſen.
Ich möcht ſolche Männer ſehn.
Ihr Männer mit den Mordgewehren,
Mit Meſſern und mit Feuerröhren,
O kommt, und legt ſie ab, und lernet zärtlich ſeyn!
Die Hand, die könnet ihr mir küſſen,
Dieß wird mich eben nicht verdrieſſen;
Doch eure Meſſer würd ich ſcheun.

O ſollten ſie mich nicht erſchieſſen,
Wie gut wollt ich den Männern ſeyn! B. A.

Zauberinn.

Seyd ohne Furcht. Uns Weibern iſt es leicht,
Der Männer Wildheit zu erſticken.
Wir dürfen nur recht zärtlich auf ſie blicken,
So iſt ihr Herz erweicht.
Ein Blick von Euch lehrt ſie die ſchwerſten Pflichten,
Und machet einen Mann geneigt,
Sich ſo genau nach Euch zu richten,
Als Euer Bild, das Euch der Spiegel zeigt.

Lucinde

Doch dies iſt ja mein eignes Bild.

Zauberinn.

Und doch ſeyd Ihrs nicht ſelbſt. Mehr kann ich Euch nicht lehren:
Die Männer ſind von uns erfüllt;
Sie ſind nicht wir; doch ſo, als ob ſie unſer wären.
Sie nehmen unſre Neigung an,
Und werden das, was ſie uns werden ſahn.

Lucinde.

Ich bitt Euch, zeigt mir den, der mir die Hand geküßt.

Zauberinn.

Ja, wenn er nur noch hier zugegen iſt.
Doch hat er ſchon die Flucht genommen:

So

So ſeyd ihr ſelbſt durch Eure Blicke Schuld.
Ich ſuch ihn.

Lucinde.

Werdet Ihr denn auch bald wieder kommen?
Ich warte recht mit Ungeduld.

Dritter Auftritt.

Lucinde allein.

Was für Gedanken fühl ich nicht!
Gedanken, die mein Blut erhitzen.
So ſehr mein Witz denſelben widerſpricht,
So ſucht ſie doch mein Herz zu ſchützen.
Wie? Eine Mannsperſon ⸗ ⸗ ein Mann!
Ein Mann? den ⸗ ⸗ ja, den möcht ich wohl beſitzen.
Ich will ⸗ ⸗ was wars, worauf ich ſann?
Mein ganzes Herz fängt an zu fühlen.
Ich will ein Stück auf dem Claviere ſpielen.
Um meinen Unmuth zu zerſtreun.

(Sie geht nach dem Claviere und kehrt gleich wieder um.)

Doch itzund fällt mirs ein:
Ich hätte ſie begleiten ſollen;
Dort hätte ſie gelauſcht, hier hätt ich lauſchen wollen.
Und hätten wir ihn dann geſehn:

So wären wir ganz ſacht, ganz ſacht auf ihn gegangen,
Und hätten ihn gefangen.
(Sie geht noch einmal nach dem Claviere und kehrt bald wieder um.)
Allein, wie ſoll ich das verſtehn?
Sie gieng, und hieß mich doch nicht mit ſich gehn.
Und da wir von den Männern redten,
Beſchwerte ſie ſich zwar, daß ſie viel Fehler hätten;
Allein ſie ſchwieg doch bald von ihren Fehlern ſtill.
Vielleicht ließ ſie mich hier zurücke,
Damit ich den nicht mehr erblicke,
Den ſie allein für ſich behalten will.
Die Alte ſollte ſich doch ſchämen,
Die Mannsperſon mir zu entziehn.
Nein, nein, ſie mag mir alles nehmen,
Ich bins zufrieden; nur nicht ihn!

Vierter Auftritt.

Lucinde. Die Zauberinn.

Lucinde.

Ach Mütterchen, ach ſeyd ihr wieder da?
Ihr habt ihn doch? Ach ja!

Zauberinn.

Ich hatt ihn zwar gefangen. (verſah,
Und an ein Band geknüpft; doch eh ich michs
War er dem Band und mir entgangen.

Lu-

Lucinde.

Entgangen? O das iſt betrübt!
Nun ſeh ich, daß ihr mich nicht liebt.
Ihr hättet ihn doch feſter halten können,
So wär er nimmermehr entflohn.
Verſtellt Euch nur, ich merk es ſchon,
Ihr wollt mir ihn nicht gönnen.
Wie dauert mich die liebe Mannsperſon?
O dürft ich ſie nicht mehr erwähnen!
Das ganze Schloß iſt mir nunmehr verhaßt,
Mein Leben ſelbſt wird mir zur Laſt,
Und meine Klagen werden Thränen.

Zauberinn.

Seht, wie empfindlich ihr noch ſeyd!
Ihr ſchämt euch nicht, um eine Kleinigkeit,
Um einen Mann zu weinen.

Lucinde.

O wollt er mir nur noch einmal erſcheinen;
Ich wollte ganze Tage weinen.
Der Schmerz um ihn iſt für mein Herz
Selbſt noch ein angenehmer Schmerz.
Wie? Hintergeht ihr wohl Lucinden?
Warum muß ich ſo viel empfinden,
Wenn der, der mir die Hand geküßt,
Ein Ding, gleich den Maſchinen iſt,
Die ſich in dieſem Schloß befinden?
Bringt alle dieſe Dinge her;

Wenn

Wenn rührt mich eines ſo, wie er?
Nein, Mutter, nein, Ihr müßt mich haſſen:
Sonſt hättet Ihr ihn nicht entfliehen laſſen.

Zauberinn.

O grämt Euch nicht. Ich hab ihn noch.

Lucinde.

Wo iſt er denn? O zeiget mir ihn doch!
Ich möcht ihn herzlich gerne ſehen.
Hat er euch auch die Hand geküßt?

Zauberinn.

Kommt nur, wir wollen zu ihm gehen.
Allein ich ſag es euch, daß er gefährlich iſt.
Ein Mann, mein Kind, iſt leicht in Zorn zu bringen;
Doch wollt ihr ſeinen Zorn bezwingen:
So macht ihm, wenn er tobt, ein freundliches Geſicht;
Dem widerſtehn die Männer nicht.

Die Männer ſind die trotzigſten Maſchinen;
Und dennoch müſſen ſie uns dienen,
So bald es unſer Blick gebeut.
Wir dürfen nur verdrießlich ſcheinen;
Wir brauchen nur verſtellt zu weinen:
So thun ſie ihre Schuldigkeit. D. A.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Lucinde. Die Zauberinn. Alcindor.

Lucinde, (erſtaunt über den Anblick des Alcindor.)

Das iſt er! Seht doch : : Aber : : Ja.
Ach ſeht, wie artig ſteht er da!
Ich zittre ganz. Seht, wie er mich betrachtet,
Und wie ſein Auge nach mir ſchmachtet!
Dieß kann kein Mann von jenen Männern ſeyn,
Die mit den Meſſern Blut vergieſſen,
Mit langen Röhren ſich erſchieſſen.
Wie freundlich ſieht er aus! Nicht wahr, er ſoll doch mein?

Zauberinn.

Er ſoll beſtändig Euer ſeyn.

Lucinde.

O das iſt ſchön! Nun fang ich an zu leben.
Allein wir müſſen ihm doch einen Namen geben.
Ich dächt, ich hieß ihn gar Charmant.
Er ſcheinet mir den Namen zu verdienen;
Denn ſeht nur recht auf ſeine Minen,
Und ſagt mir, ſind ſie nicht galant?

Zauberinn.

Recht gut, mein Kind, nennt ihn Charmant.
Allein wir müſſen ihn auf kurze Zeit verlaſſen.

Es

Es hat ein ſeltner Gegenſtand
Sich an dem Himmel ſehen laſſen.
Er möchte wohl nicht lange ſtehn:
Drum kömmt, wir wollen ihn betrachten.

Lucinde.

Wenn uns die Sterne doch nicht ſo viel Mühe machten!
Ich habe ja den Himmel oft geſehn.
Was werd ich auch davon verſtehn?
Ihr mögt den Horizont betrachten,
Doch ich will auf Charmanten ſehn,
Und ſeine Minen mir erklären.

Zauberinn.

So bleibt bey ihm und ſeht euch ſatt.
Die ſüſſe Phantaſey, die euch bezaubert hat,
Wird nicht gar lange währen.

Zweyter Auftritt.

Lucinde. Alcindor.

Lucinde, (die der Zauberinn nachſieht.)
O wenn ſie doch ſchon längſt gegangen wäre!
Was frag ich nach der Himmelsſphäre,
Und nach dem ganzen Sternenlauf?
Sie gehn auch ohne mich wohl auf.
(Sie betrachtet den Alcindor.)
Wie lockigt iſt ſein Haar! wie blühend ſein Geſicht!
Und wie geſchickt trägt er ſie nicht! Mich

Mich deucht, mein Herz hat das an ihm gefunden,
Was es gewünſcht und oft empfunden,
Doch ſelber nicht gekannt.
Was fehlte mir wohl weiter, als Charmant?
(Sie nähert ſich ihm.)
Die Phantaſey, ſprach ſie, wird nicht gar lange
währen?
Nein, nein, Charmant, die Mutter irrt.
Woraus will ſie denn dieſes ſchlieſſen?
Lucinde muß es beſſer wiſſen,
Wie lange ſie dich lieben wird.

Du biſt für mich gebohren,
Mein Herze lehrt es mich.
Zeitlebens hab ich nicht geſchworen;
Itzt ſchwör ich dir bey meiner Ruh,
Bey allen Göttern zu,
Lucinde liebet dich. V. A.

(Sie nimmt einen Seſſel und ſetzt ſich nieder.)
Komm her, Charmant!
Er kömmt und kniet gar vor mir nieder?
O dieß iſt wirklich recht galant.
(Indem Alcindor kniet, knüpft ſie ihm ein langes Band um den Hals, und ſchlingt das Ende um ihren Arm.)
Was regt ſich? Kömmt die Zauberinn ſchon wieder?

(Sie

(Sie läuft, um zu ſehn, ob die Zauberinn kömmt, und Alcindor hält ſie feſt an dem Bande.)

Ich ſehe nichts. Vielleicht irrt noch ihr Blick
Neugierig an dem Sternenpole.
O käme ſie doch eher nicht zurück,
Bis ich ſie ſelber hole!

(Sie holet noch einen Seſſel, ſetzet ihn neben den ihrigen, und giebt Alcindor ein Zeichen, daß er ſich ſetzen ſoll.

Charmant, komm, ſetze dich zu mir;
Die Alte kömmt ſo bald nicht wieder.
Erkniet noch einmal vor mir nieder?
O mein Charmant, wer heißt es dir?
Du machſt mir ja ein ungemein Vergnügen.
Allein von welchem Wahn
Läßt ſich mein zärtlich Herz betrügen?
Ich red ihn an,
Als könnt er mich verſtehen?
Mein Irrthum iſt mir wohl bekannt.
O hätt ich doch nur weniger Verſtand,
Um ihn nicht einzuſehen!
Wo bin ich? Und was nimmt mich ein?
Ein Zwang, ein Schmerz, den ich doch liebe?
Verlaßt mich, unruhvolle Triebe!
Doch nein, ich mag nicht ruhig ſeyn.
Du ſiehſt mich an, Charmant?
Verſtehſt du etwa meine Minen?

Was willſt du? Könnt ich dir doch dienen!
Ich bitte dich, gib mir die Hand,
(Sie reicht ihm die Hand.)
Gewiß, der Puls ſchlägt ihm, wie mir.
O mein Charmant, o warte hier;
Ich will mich ſchnell zur Zauberinn begeben;
Sie muß dich mit Verſtand beleben.

Dritter Auftritt.

Alcindor, allein.

Ganz fühllos thun, und doch empfindlich fühlen,
Dieß heißt die ſchwerſte Rolle ſpielen.
Lucinde lobte mich; Lucinde hieß mich ſchön.
Und ich, ich durft es nicht verſtehn?
Sie ſchwur, ſie liebte mich; und ich, ich mußt es hören,
Und durfte nicht, daß ich ſie liebte, ſchwören?
Sie reichte mir die ſchöne Hand;
Und dieſe Hand durft ich nicht küſſen?
Wie? hab ich denn deswegen nur Verſtand,
Um ihn zur Marter zu verſchlieſſen?
Iſt dieß wohl des Orakels Sinn?
Nein, nein! ſie ſolls noch heute wiſſen,
Daß ich nichts weniger, als ſtumm und fühllos bin.
Wie angenehm wird ſie erſchrecken,
Wenn ſie mich reden hört!

Und welche Wolluſt werd ich ſchmecken,
Wenn meine Lippen ihr entdecken,
Was mich mein Herze lehrt! - B. A.

Vierter Auftritt.

Lucinde. Alcindor. Die Zauberinn.

Zauberinn.

Was ſollt ich thun?

Lucinde.

Das ſchöne Bild,
Charmanten, mit Vernunft beleben.
Ich werde mich nicht eh zufrieden geben,
Als bis ihr dieſen Wunſch erfüllt.
Bedenkt, wenn mein Charmant Vernunft und Sprache hätte,
Verſtändig dächt und artig redte,
Wie liebenswürdig würd er ſeyn!
Ich bitt Euch, gebt ihm beydes ein.

Zauberinn.

Wie könnt ich dieſen Wunſch erfüllen?

Lucinde.

Es kömmt ja bloß auf Euren Willen,
Auf wenig Zaubereyen an.

Zauberinn.

Wahr iſt es, daß ich das Vermögen,
Sich, wie wir beyde, zu bewegen,

Auch den Maſchinen geben kann;
Ich ſtrenge nur gewiſſe Federn an.
Doch tauſendmal mag man die Federn künſtlich
lenken;
Maſchinen lernen doch nicht denken.

Lucinde.

Wie oft hab ich dieß ſchon gehört!
Ich ſeh es wohl Madam.

Zauberinn

Und was?

Lucinde.

Ihr ſeyd gelehrt,
Recht ſehr gelehrt in allen Sachen,
Und wollt Lucinden gern zur Philoſophinn ma-
chen,
Damit ſie ſtets mit Euch von Euren Künſten
redte.
Ihr denkt, wenn mein Charmant
Vernunft und Sprache hätte:
So würden wir um nichts bekümmert ſeyn,
Als nur um uns allein.
Ihr denkt, wir würden nicht auf Eure Weis-
heit hören,
Euch im Philoſophiren ſtören.
Ja, ja, dieß könnte möglich ſeyn.
Was quält Ihr mich mit Euren Sternen?
Es iſt umſonſt, ſpart Eure Müh,

Ich mag die Sternkunſt ja nicht lernen,
Ich ſag es Euch, ich haſſe ſie.
Was nützen mir die Himmelsſphären,
Als daß ſie mir im Wege ſtehn?
Zerſtören will ich ſie, zerſtören!
Gleich ſolls geſchehn! (Sie geht ab.

Fünfter Auftritt.

Alcindor. Die Zauberinn.

Zauberinn.

Wie ſchlimm wirds um die Sphären ſtehn!
Mein Sohn, gefällt dir dieß Vergehn?

Alcindor.

Auch ſelbſt der Zorn läßt ihr noch ſchön.
Die kleine Wut iſt nichts als Liebe.
Alsdenn nur wär es ein Vergehn,
Wenn ſie gelaſſen bliebe
Wie kommt ihr doch zu rechter Zeit!
Ich war nicht länger mein und trunken von Verlangen,
Beſtürmt von Lieb und Zärtlichkeit,
Wollt ich ſchon an zu reden fangen.
Ich ſchlug die Augen öfters nieder;
Allein umſonſt ſie öffneten ſich wieder;
Lucinde war zu ſchön für ſie.
Aus Liebe ſehn und reden wollen,

Und doch nicht ſehn und reden ſollen,
Wie ſchwer iſt dieſe Müh!

Zauberinn.

Die Schwierigkeit befreyt von keiner Pflicht;
Mein Sohn, du mußt ſie doch vollbringen.
Du mußt dich doch noch länger zwingen,
Weils das Orakel ſpricht.
Wer weis, ſind nicht Lucindens Triebe
Mehr Eigenſinn, als Liebe!
Drum nimm dir noch acht Tage Zeit,
Und ſuche die Gelgenheit,
Lucindens Liebe recht zu prüfen.
Der Schönen Herz hat unergründte Tiefen.

Alcindor.

Acht Tage? welche lange Zeit!
Bedenkt ihr auch, daß dieß unmöglich iſt?
Bedenkt, wenn ſie mich immer mit ſich führet,
Sich mit mir in den Hayn verlieret,
Mich als ein Lamm treu in die Arme ſchließt,
Mich ſtreichelt, und im Streicheln küßt;
Wie ſollt es wohl in ſolchen Fällen
Noch möglich ſeyn, ſich fühllos anzuſtellen?

Ich ſollte noch mein Glück acht Tage lang
verſchieben?
Acht Tage lang?
Die Liebe leidet keinen Zwang;

Ein

Ein Augenblick iſt ihr zu lang.
Lucinde ſoll in mir kein fühllos Herze lieben;
Nein nein, ihr Herz verdient zum mindſten meinen Dank.
Und den ſollt ich acht Tage lang verſchieben?
Acht Tage lang?
O Himmel, welch ein Zwang! B. A.

Zauberinn.

Was dir unmöglich ſcheint, hat manches Weib gethan.
Wie fangen es die ſpröden Schönen an,
Die heimlich faſt in Zärtlichkeit zerflieſſen,
Und halbe Jahre lang ſich kalt zu ſtellen wiſſen;
Die dem, um deſſen Gunſt ſie doch im Herzen flehn,
Ganz unbeweglich widerſtehn,
Ihn zehnmal gehn und kommen ſehn,
und dennoch keine Sylbe reden?
O mach es doch, wie dieſe Spröden.

Alcindor.

Das Schweigen ſey der Spröden Pflicht;
Kurz ich will gehn und mit Lucinden reden.

Zauberinn.

Nein, um des Himmels willen nicht!
Nehmt des Orakels Spruch zu Herzen,
Erwartet Euer Glück, ſonſt werdet ihrs verſcherzen,

Beſtimmt ſind ſchon die Augenblicke,
Worin der Menſch ſein Glücke macht.
Der Kluge wartet, bis ſie kommen,
Und läßt, wenn er ſie wahrgenommen,
Sie ungebraucht nicht aus der Acht;
Doch er erzwinget nie ſein Glücke. B. A.

Sechſter Auftritt.

Alcindor. Die Zauberinn. Lucinde.

Lucinde.

Nun könnt ihr mich mit Eurer Phantaſey,
Mit Euren Wiſſenſchaften plagen.
Der ganze Globus iſt zerſchlagen,
Das Sehrohr, alles iſt entzwey.

Zauberinn.

Ihr ſeyd ſehr ungeſtüm, Lucinde!

Lucinde.

Und Ihr ſehr grauſam, glaubt es nur.
Den liebſten Wunſch, den ich in der Natur,
In meiner Bruſt gegründet finde,
Und deſſen Billigkeit ich gar zu wohl empfinde,
Den ſchlugt ihr mir ſo unerbittlich ab,
So viel ich Euch auch gute Worte gab.
Ihr müßt mir gar kein Glücke gönnen;
Sonſt würde mein Charmant bald mit mir reden können.

O lehrt ihn nur ſo viel verſtehen,
Als zu der Liebe nöthig iſt,
Er mag ſonſt noch ſo wenig wiſſen,
Unwitzig denken, elend ſchlieſſen;
Wenn er nur zärtlich denkt und ſchließt,
Aus Liebe redt, aus Liebe küßt:
So weis er mit mir umzugehen.

Zauberinn.

Ich weis nicht, wie ihr mich ſo lange bitten könnt.
Charmant gehört zu denen Mannsperſonen,
Die man die ſüſſen Herren nennt,
Und die das Denken nie gewohnen.
Ein ſüſſer Herr kriegt nie Verſtand;
Was dieſer kann, das kann Charmant.
Charmant kann vor Euch nieder knien,
Und Euren Blick liebäugelnd auf ſich ziehn,
Und ſich nach den verſchiednen Fällen,
Bald munter, bald betrübt,
Bald frey, bald ehrerbietig ſtellen.
Er ſeufzt und lacht, ſo bald es Euch beliebt.
Und alle dieſe leeren Zeichen,
Bey ihm, und denen, die ihm gleichen,
Wirkt ein gewiſſer Drat, den man verborgen ſchiebt.

Lucinde.

Dieß kann ein bloſſer Drat erzwingen?

Zauberinn.

Noch mehr, Charmant ſingt auch.

Lucinde.

Ich bitt Euch, laßt ihn ſingen?

Zauberinn.

Er ſoll es thun; allein vergeßt es nicht,
Das, was ein Papagey und dieſer Schwätzer
ſpricht,
Sind Worte, welche nichts bedeuten.
Sie bringen ſie, zu allen Zeiten,
Ohn Unterſcheid bey allen Schönen an.

Lucinde.

So wenig ich dieß glauben kann,
So will ich doch ≈ ≈ o laßt ihn ſingen!

Zauberinn.

Er fängt nie von ſich ſelber an;
Ich muß ihn erſt auf eine Weiſe bringen.
(Sie ſingt dem Alcindor vor.)
Wer liebt, muß ſich verſtellen können,
Wenn er geliebet werden will.

Alcindor.

Wer liebt, muß ſich entdecken können,
Wenn es ſein Glücke haben will.

Zauberinn.

Sein Herz mag noch ſo heftig brennen;
So ſchweigt er doch aus Klugheit ſtill.

Alcindor.

Fängt nur ſein Herz recht an zu brennen;
So ſchweigt ſein Mund gewiß nicht ſtill.
Und zehn Orakel hindern nicht,
Daß nicht aus ihm die Liebe ſpricht.

Lucinde.

Madam, ich bin ganz auſſer mir.
Charmant ſingt ja ſo gut wie wir;
Er muß viel von der Tonkunſt wiſſen.
Er hat etwas, indem er ſingt,
Das von dem Ohr ins Herze dringt;
Wie oft wird er mir ſingen müſſen!
Allein was will Charmant
Mit dem Orakel ſagen?

Zauberinn.

Ihr könnt noch fragen?
Hat denn ein ſüſſer Herr Verſtand?
Ihr müßt Euch nicht an ſeinem Worte kehren.
Genug, das Wort iſt ihm bekannt;
Er ſangs, weil ers hat ſingen hören.

Lucinde.

Dieß wundert mich doch ſehr.
Allein warum ſingt er nicht mehr?

Zauberinn.

Weil man ihn weiter nichts gelehret.
Iſt das noch nicht genug, was ihr von ihm gehöret?

Wenn ſagt Euch Euer Papagey
Wohl auf einmal ſo vielerley?

Lucinde.

Mit Eurem Papagey! Fällt Euch nichts beſſers ein?

Zauberinn.

Ihr ſcheint ja recht erzürnt zu ſeyn.

Lucinde.

Ja wohl! Betrachtet ihn, ſo wie ich ihn betrachte,
Und ſeht ihn nur recht achtſam an.
Iſts nicht beklagenswerth, daß er nicht denken kann,
Und nicht verſteht, wie hoch ich ihn im Herzen achte?
Wie oft wird mir ſein Schickſal nahe gehn!
Das ſchönſte Bild ſoll fühllos vor mir ſtehn?
Ein ſolcher ſchöner Mann iſt unbelebt geblieben?
O könnt er doch nur lieben!

Zauberinn.

Ihr klagt umſonſt. O glaubt doch mir,
Charmant wird niemals denken lernen.
Allein was quält Ihr Euch? Wir wollen ihn entfernen.
Verbannet ihn den Augenblick von hier.

Lucinde.

Verbannen? Wen? Charmanten? Ihn?
O Himmel! Ihn ſollt ich entbehren?

Er,

Er, mein Charmant, der ſollte von mir fliehn?
Dieß könnt ihr noch von mir begehren?

Zauberinn.

Ich will euch nicht um den Geliebten bringen.
Behaltet ihn und ſchließt ihn ſorgſam ein;
Lehrt ihn, ſo oft Ihr wollt, ein neues Liedchen
ſingen,
Und laßt Ihn Euer Echo ſeyn.
Ich will Euch nicht in Eurer Freude ſtören.

Lucinde.

Das will ich thun. Ich will ihn reden lehren.
Wohlan, Charmant, ſprich meinen Namen nach:
Lucinde!

Alcindor

Lucinde!

Lucinde.

Hört, wie er deutlich ſprach!
Charmant, ſpricht mir noch weiter nach.
Geliebteſte Lucinde!

Alcindor.

Geliebteſte Lucinde!

Lucinde.

Wie zärtlich lieb ich dich!

Alcindor.

Ja wohl, vortreffliche Lucinde,
Dich liebt mein Herz, dich bet ich an.
Und kränke mich, daß ich nicht Worte finde,

Durch die ich das, was ich empfinde,
Vollkommen dir entdecken kann.
Was hat mein Herz dir alles vorzutragen?
Und dennoch weis ich nichts zu ſagen,
Als tauſendmal dir zu geſtehn,
Daß dich Alcindor liebt.

Lucinde.

Madam, er ſpricht recht ſchön.
Er ſpricht ja ganz allein

Zauberinn.

Mein Kind, dieß ſind die Früchte
Von Eurem kurzen Unterrichte.

Alcindor.

Nein, nein, ich bin kein leblos Bild.
Hört auf mit dem Gedichte:
D nn das Orakel iſt erfüllt.
Ich habe lange gnug geſchwiegen,
Nun iſt es weiter kein Vergehn;
Nun iſt es ein verdient Vergnügen,
Ihr meine Liebe zu geſtehn.

Lucinde.

Ihr habt ein zärtlich Herz, und habt mich ſo gequält,
Und mir dieß Herz verheelt?

Alcindor.

Ein Götterſpruch zwang mich, verſtellt zu ſchweigen.
Mein Herz gebot mir tauſendmal,

Euch

Euch meine Zärtlichkeit zu zeigen;
Doch ſchwieg ich, weils der Gott befahl.
Vergebet mir die Unempfindlichkeit,
Mit der ich Euch ſo lange hintergangen.
Der hohe Preis, Euch dadurch zu erlangen,
Rechtfertigt die Verwegenheit.

Lucinde.

Wie könnt ich Euch den Irrthum nicht verzeihn,
In den Ihr mich aus Zwang geſetzet?
Gern will ich hintergangen ſeyn,
Weil Ihr dadurch erfuhrt, wie hoch mein Herz
Euch ſchätzet.

Zauberinn.

Liebt! Eure Liebe war ſelbſt das Orakels Ziel.
Das Schickſal ſelbſt erweckt und billigt eure Triebe.
Mein Sohn, ſey du durch deine Liebe
Der itzgen Zeiten Widerſpiel.
Du warſt, als ein Amant, taub, ſtumm und
unempfindlich:
Sey nun, als Mann, beredt, gefällig und ver-
bindlich.

Alcindor.

So liebſt du mich, vortreffliche Lucinde?

Lucinde.

Wie? foderſt du noch ſtärkre Gründe?

Alcindor.

So iſt dein Herz denn völlig mein?

Lu-

Lucinde.

Es iſts, und wird es ewig ſeyn.

Alcindor.

Was iſt vollkommner, als Lucinde?
Kein Glück, als ſie, kann mich erfreun.

Lucinde.

Wenn ich in dir mein Glück nicht finde:
So muß kein Glück auf Erden ſeyn.

Alcindor.

Mir iſt kein Wunſch mehr übrig blieben.

Lucinde.

Was wünſcht mein Herz wohl außer dir?

Beyde.

Wie zärtlich wollen wir uns lieben!
Uns lieben wollen wir! B. A.

Zauberinn.

O Kinder, eure Zärtlichkeit
Erinnert mich an jene Zeit,
Da Reiz und Jugend mich, wie itzt Lucinden, ſchmückten,
Und eines Jünglings Herz, das an Empfindlichkeit
Alcindors Herzen glich, entzückten;
Und ſie erweckt beynah noch meines Alters Neid.
Beſingt die Göttinn doch, die Euch dieß Glück gegeben.
Beſingt die Göttin, deren Macht
Der meinigen ſo triumphirend lacht.
Ich ſelbſt will ſie mit Euch erheben.

Alle.

O Liebe! deinen Schmeicheleyen,
O Liebe! deinen Zaubereyen
Kann kein beſeelt Geſchöpf entgehn.

Alcindor.

Du lehrſt den ſtummen Mund der Blöden
Mit ihren Schönen ſeufzend reden;

Lucinde.

Und ihre Schönen ſie verſtehn.

Alle.

O Liebe! deinen Schmeicheleyen,
O Liebe! deinen Zaubereyen
Kann kein beſeelt Geſchöpf entgehn.

Zauberinn.

Du kannſt das Alter ſelbſt gewinnen;
Die Macht der größten Zauberinnen
Kann deiner Macht nicht widerſtehn.

Alle.

O Liebe! deinen Schmeicheleyen,
O Liebe! deinen Zaubereyen
Kann kein beſeelt Geſchöpf entgehn.

Ende des Singſpiels.

Die

Die Betſchweſter,
Ein Luſtſpiel.
in drey Aufzügen.

Perſonen.

Frau Richardinn, eine alte und reiche Wittwe.
Chriſtianchen, ihre Tochter.
Lorchen ihr weitläuftige Befreundinn.
Simon, Chriſtianchens Bräutigam.
Ferdinand, Simons Brautwerber.

Erſter Aufzug.
Erſter Auftritt.
Jungfer Lorchen. Herr Ferdinand.

Lorchen.

Was ich Ihnen ſage. Sie können die Frau Muhme itzt nicht ſprechen. Sie hat ihre Andacht. Und ich wollte nicht viel nehmen, und ſie ſtören.

Ferdin. Aber die gute Frau muß ja den ganzen Tag beten. Ich mag kommen, wenn ich will, ſo hat ſie ihre Andacht. Heute Vormittage wollte

ich zu ihr; da war Betſtunde. Nun komme ich nach Tiſche; ſo hat ſie wieder ihr Beteſtunde.

Lorchen. Es iſt nicht anders. Ihr Leben iſt ein beſtändiges Gebet.

Ferdin. Das Beten iſt ein wichtiges Stück der Religion. Allein es giebt ja noch andre Pflichten, die eben ſo nöthig und eben ſo heilig ſind. Sie wird doch nicht Tag und Nacht beten, das will ich nicht hoffen.

Lorchen. Nein, ſie wechſelt ab. Wenn ſie nicht beten will, ſo ſingt ſie. Und wenn ſie nicht mehr Luſt zum Singen hat: ſo betet ſie. Und wenn ſie weder beten noch ſingen will: ſo redet ſie doch vom Beten und Singen.

Ferdin. Nun das muß ich bekennen. Ich habe mir wohl ſagen laſſen, daß meine Frau Muhme ſehr fromm iſt. Ich habe es auch geglaubt. Allein ihr ſtetes Beten und Singen bringt mich faſt auf die Gedanken, daß ſie nicht fromm iſt, ſondern nur fromm ſcheinen will. Sie möchte ſich immer ein Gebet machen laſſen, um des Abends die Sünde zu verbeten, die ſie den Tag über mit Beten und Singen begeht. Stets beten heißt nichts, und den ganzen Tag beten iſt ſo ſtrafbar, als den ganzen Tag ſchlafen.

Lorchen. Mein lieber Herr Ferdinand, laſſen Sie doch Ihren Eifer nicht an mir aus. Sie

ken.

kennen mich ja wohl, da ich ehemals die Ehre gehabt, einige Zeit in Ihrem Hauſe zu leben. Es iſt niemand weniger mit der Andacht der Frau Muhme zufrieden, als ich. Sie betet uns oft um das Mittagseſſen, und nie iſt ſie andächtiger, als um die Stunde, da die Köchinn das Marktgeld holen will. Sie hat ihr ſchon aus frommen Eifer zweymal das Gebetbuch an den Kopf geworfen, weil ſie ſo unverſchämt geweſen iſt, und ſie im Singen geſtört hat.

Ferdin. Ich lerne meine Frau Muhme immer beſſer kennen. Es würde ein ſehr mittelmäßiges Glück für Herr Simonen ſeyn, wenn er mit ſeiner künftigen Frau Schwiegermutter in einem Hauſe wohnen ſollte. Sie würde ihn entweder bald aus dem Hauſe, oder bald ins Grab beten. Ueberhaupt, geht ſie mit ihm und mit mir ſehr wunderbar um. Sie hat verlangt, daß wir zu ihr kommen, und das Jawort wegen der Heirath mit ihrer Jungfer Tochter abholen ſollen. Wir ſind von Berlin hieher gereiſet. Wir ſind ſchon vier Tage hier. Und alle Tage hat ſich ein Hinderniß finden müſſen, dem Herrn Simon das verſprochene Ja zu ertheilen. Morgen müſſen wir wieder fort. Und der heutige Tag iſt endlich zu der Verſprechung angeſetzt. Gleichwohl ſehe ich noch wenig Anſtalt dazu.

Lorchen. Gedulden Sie ſich nur bis um vier Uhr, wenn ich bitten darf. Eher nimmt die Frau Richardinn keinnen Beſuch an. Und ehe ſie ſich in ihrer Nachmittagsandacht ſtören läßt, eher läßt ſie Herr Simonen und zehn andre Freyer wieder fortreiſen.

Ferdin. Ich weis wohl, daß wir erſt um vier Uhr her beſtelt ſind. Allein ich habe noch verſchiedenes wegen der Ausſteuer mit meiner Frau Muhme auszumachen, und ſolche Sachen muß man vor dem Jaworte in Richtigkeit bringen. Haben Sie alſo die Güte, und laſſen Sie mich melden.

Lorchen. Das kann ich nicht wagen. Die Andacht geht bey ihr über alles. Sie ſetzt uns beyde in die Ketzerhiſtorie, wenn wir ſie ſtören. Sie zweifelt ohnedem ſehr an der Aufrichtigkeit meiner Tugend weil ich ſo eitel bin, und zuweilen in dem Zuſchauer, oder ſonſt in einem weltlichen Buche, wie ſie zu reden pflegt, leſe.

Ferdin. So wollen Sie mich nicht melden laſſen?

Lorchen. So bald es viere ſchlägt: ſo will ich Sie melden. Denn eben dieſe Stunde hat ſie zu weltlichen Geſchäften, und alſo auch zu dem Jaworte ausgeſetzt. Doch um fünf oder längſtens um ſechs Uhr muß alles gethan ſeyn. Länger hält ſie ſich nicht auf. Denn nach dem kommen zwo von

ihren

ihren Clientinnen in der Andacht zu ihr, die ſie mit erbaulichen Neuigkeiten unterhalten.

Ferdin. Alſo wird ſie uns wohl nicht zu Tiſche behalten?

Lorchen. Ich zweifle ſehr daran. Sie hält gar nicht viel auf das Eſſen. Faſten und Beten iſt ihr Geſätz und ihr Vergnügen. Und wenn ſie etwas in der Religion zu befehlen hätte: ſo würde ſie alle Feſt-Sonn- und Apoſteltage zu Fasttage machen, ſo ſehr liebt ſie die Enthaltung vom Eſſen und Trinken.

Ferdin. Wie ich merke, ſo mag ihr dieſe Tugend ſehr natürlich ſeyn. Meine Frau Muhme wird vielleicht das Faſten lieben, weil ſie geizig iſt.

Lorchen. Das will ich eben nicht ſagen. Wer ihr aber vorwirft, daß ſie das ihrige nicht zu Rathe hält, der kann dieſe Verläumdung in Ewigkeit nicht verbeten.

Ferdin. Reden Sie nicht ſo durch Umſchweiſe mit mir, mein liebes Jungfer Lorchen; ſondern thun Sie, als wenn die Frau Richardinn meine Frau Muhme nicht wäre. Sie leben ſchon ein Jahr in ihrem Hauſe, und Sie müſſen mir die beſte Beſchreibung von ihr machen können. Ich habe die gute Frau vor drey Tagen in meinem Leben zum erſtenmale geſehen. Und ich hoffe, daß

daß mir der Abſchied von ihr nicht ſauer werden ſoll. Machen Sie mir doch einen kleinen Charakter von ihr. Denn, wie ich glaube, ſo mag es mit ihrer großen Frömmigkeit eben nicht ſo richtig ſeyn; als mir die Leute geſagt haben.

Lorchen; Wer die Tugend in den Minen und auf den Lippen zu ſuchen gewohnt iſt, der kann der Frau Richardinn ihren Ruhm ohnmöglich abſprechen. Alles iſt fromm an ihr; ihre Minen, ihre Sprache, ihr Gang, ihre Kleidung. Kurz, alles ſtimmt an ihr mit der Andacht überein. Sie iſt eine Feindinn aller Eitelkeit, und ſie hält mit der größten Demuth an den ehrbaren Sitten ihrer Vorfahren.

Ferdin. Das Letzte höre ich gern. Ich bin ein großer Freund von den unſchuldigen Sitten unſerer Voraltern. Und wenn meine Frau Muhme nur ein gutes Herz hat: ſo will ich ihr die Unrichtigkeit in ihren Meynungen gern überſehen.

Lorchen. Geben Sie nur recht Achtung auf ſie. Sie werden die Sitten ihrer Großgroßältern noch unverſehrt an ihr finden. Alle Schnitte von Kleidern und Hauben, wie ſie vor funfzig Jahren gebräuchlich geweſen ſind, behält ſie ſtandhaft bey. Und ehe ſie den kleinen Fiſchbeinrock, den langen Pelz, und die niedrigen Abſätze fahren ließe; ehe beſtätigte ſie die Unſchuld dieſer Sitten mit ihrem Tode.

Fer=

Ferdin. Sind dieſes die frommen Sitten der Alten? Dieß ſind ja ihre Moden.

Lorchen. Die Frau Richardinn weis es beſſer. Wer ſich trägt, wie die Alten giengen, der iſt ehrbar und ſittſam. Und wer zehn oder zwölf Jahre in einem Kleide gehn kann, der iſt demüthig und ſanftmüthig.

Ferdin. Das iſt eine treffliche Moral! Meine Frau Muhme ſollte ein ganzes Buch von den Kennzeichen der Tugenden ſchreiben. Ich glaube, ſie ſpräche allen Leuten den Himmel ab, die ihre Kleider dem Willen der Mode und der Schneider überlaſſen. Sagen Sie mir nur, was ſie den ganzen Tag macht?

Lorchen. Dieſes kann ich Ihnen leicht ſagen; allein Sie werden allezeit denken, ich erzählte Ihnen eine Fabel. Gegen acht Uhr ſteht ſie auf. Und ſo bald ſie den Fuß in den Pantoffel ſetzt: ſo fängt ſie auch an zu ſingen. Singend nun, kämmt ſie zuerſt den Mops. Singend verſorget ſie ihre Katze. Singend füttert ſie den Canarienvogel. Singend beſucht ſie ihre beyden brabantiſchen Hüner. Und ſo bald es neun ſchlägt: ſo hört ſie auf zu ſingen, wenn es auch mitten in dem Verſe eines Liedes wäre.

Ferdin. Warum denn das?

Lorchen. Es iſt ihre Ordnung ſo. Sie will ſtundenweiſe, und nicht anders, ſingen und beten. So bald es neune ſchlägt, ſo läuft ſie, was ſie kann, damit ſie, ehe es ganz ausſchlägt, ſchon an ihrem gebettiſche ſitzt.

Ferdin. Der Himmel nähme es gewiß nicht übel, wenn ſie auch erſt nach dem Schlage käme. Sie kann wohl nie ſpät genug kommen.

Lorchen. Von neun bis zehn Uhr lieſt ſie erſt drey Morgenſegen.

Ferdin. Warum denn drey, und nicht mehr, oder weniger?

Lorchen. Weil ſie drey verſchiedene Gebetbücher hat, die ihr alle drey gleich lieb, und die auch alle drey mit Silber beſchlagen ſind. Eines hat ſie von ihrer ſeligen Frau Pathe, zum Geſchenke; eins von ihrem ſeligen Manne, vor vierzig Jahren, zum Mahlſchatze; und das dritte aus dem väterlichen Erbe bekommen. Dieſes letzte iſt, wie ſie erzählt, in drey Häuſern mit abgebrannt, und doch keinmal verbrannt. Die Schalen ſind zwar etwas verſehrt worden; allein dem Drucke hat das Feuer mit aller ſeiner Macht nichts anhaben können.

Ferdin. Der Buchbinder muß gewiß nicht ſo fromm, als der Buchdrucker, geweſen ſeyn, weil der Band nicht im Feuer ausgehalten hat.

Lorchen. Um des Himmels willen! Ich höre jemanden oben auf dem Saale reden. Wenn es vier geſchlagen hat: ſo iſts gewiß die Frau Muhme. Ich muß gehen. Denn wenn ſie mich mit Ihnen allein ſähe: ſo würde ſie nicht viel Gutes von uns denken.

Zweyter Auftritt.

Frau Richardinn. Ferdinand.

Frau Richardinn. Sind Sie ſchon da, Herr Vetter? Das iſt mir lieb.

Ferdin. Ja liebe Frau Muhme, ich habe mit Fleiß geeilt, Ihnen meine Aufwartung zu machen, weil wir ohnedem vor der Verſprechung noch eins und das andre wegen des Brautſchatzes zu reden haben. Dieſen Punkt wollen wir unmaßgeblich gleich in Richtigkeit bringen.

Fr. Richardinn. Ach! lieber Herr Vetter, wenn ich nur auch heute zu einer Sache geſchickt wäre, die ſo viele Ueberlegung erfordert. Ich muß meine Umſtände wohl in Erwägung ziehen. Ich bin gar nicht ſo reich, als mich die Leute ausſchreyen. Ich muß erſt ſehen, was ich entbehren kann. Und gleichwohl bin ich heute ſo unruhig, daß ich meine Umſtände ſchwerlich mit Bedacht werde überſehen können. Wie viel Sorge und Noth macht einem nicht

die Welt! Das gottloſe Volk kömmt gar, und ſtört einen im Beten, in der größten Andacht; da ſoll man nicht unwillig, nicht betrübt in ſeiner Seele werden!

Ferdin. Ja, ja, die Welt iſt böſe. Aber liebe Frau Muhme, wir müſſen morgen unumgänglich wieder fort, das iſt Ihnen bekannt. Sie haben uns drey Tage nacheinander auf den heutigen Tag vertröſtet. Und Herr Simon würde zu bedauern ſeyn, wenn er eine ſo weite und koſtbare Reiſe hätte umſonſt thun ſollen.

Fr. Richardinn. Nein, nein, das nicht! Aber bedenken Sie nur, Herr Vetter, ob man nicht alle Gelaſſenheit verlieren muß? Ich leſe gleich in der Bibel; ſo kömmt ein Bettler, und klopft ordentlich an meinem Vorſaale an, und ſtört mich in der größten Andacht.

Ferdin. Es iſt nicht recht. Doch der arme Mann wird nicht gewußt haben, daß Sie in der Bibel leſen.

Fr. Richardinn. Ich leſe ja laut, recht laut, damit ich alle Leute in meinem Hauſe durch meine Erbauung erbaue. Hätte er das nicht hören können? Der gottloſe Bettler! Ein noch ſo junger Menſch ſchämt ſich nicht zu betteln. Die Ruchloſigkeit war recht in ſeinem Körper abgezeichnet. Warum kann er dann nicht arbeiten, wenn er nichts zu leben hat? Ein Hochedler Rath ſollte doch auch

das Bettlermandat = = Ich mag nicht reden. Ich habe mich geärgert, daß ich zittre.

Ferdin. Ich bedaure Sie, Frau Muhme. Aber Sie thun ſich durch Ihren Zorn Schaden. Denken Sie nicht daran. Wir wollen zur Sache kommen, und die Mitgift = =

Fr. Richardinn. Man möchte vor Aergerniß des Todes ſeyn. Es iſt kein Zorn. Ich eifere nur über die Bosheit des Bettlers, der aus Faulheit, aus Wolluſt müßig geht, und andre Leute in der Andacht ſtört, und ſie um ihren Nährpfennig bringen will. Eine Hand ohne Finger! Nun? Es war ja nur die lincke. Kann er denn nicht mit der rechten arbeiten? Dieſe war ja ſo geſund, als die meinige. Ich will nicht richten; aber wer weis, warum er ſo gezeichnet iſt. An dem rechten Fuße war er auch lahm. Die Ruchloſigkeit und ein krüplichter Körper ſind immer beyſammen. Vergebe mirs Gott! Ich will gern gelogen haben.

Ferdin. Liebe Frau Muhme, urtheilen Sie nicht ſo ſtrenge. Vielleicht hat dieſer Unglückſelige ein gutes Herz gehabt. Und wie Sie mir ihn beſchrieben haben: ſo kann er wohl ſchwerlich arbeiten.

Fr. Richardinn. So? wenn er auch nicht arbeiten kann, ſoll er mich denn in der Andacht

ſtören?

ſtören? Soll ich meine Gedanken von geiſtlichen, von überirdiſchen Dingen abziehen, und ſie auf einen irdiſchen Menſchen, auf einen Krüppel, einen elenden Wurm richten? Denn was ſind wir Menſchen denn anders? Würmer, arme boshafte Würmer ſind wir.

Ferdin. Ja, ja. Aber das Gebot, zu beten, ſchließt das Gebot der Liebe und des Mitleidens nicht aus.

Fr. Richardinn. Nein, bete und arbeiete! dieſes ſollen alle Menſchen thun. Niemand ſoll dem lieben Gott die Tage abſtehlen, noch andern ehrlichen Leuten durch ſein unverſchämtes Betteln das Leben und die Erhaltung ihres Hauſes ſauer machen. Der gottloſe Menſch!

Ferdin. Doch, wir ſollen ja wohl thun und die Anzahl der Elenden zu verringern ſuchen. Und ich dächte, ein Werk der Liebe wäre ſo angenehm bey dem Himmel, als die Andacht.

Fr. Richardinn. Alles gut! Alles wahr! Man muß geben. Man muß förderlich und dienſtlich ſeyn. Aber man muß erſt an die Seinigen, an ſein Haus, an ſich und ſeine armen Kinder denken. Wiſſen Sie, wer ärger, als ein Heide iſt? Wer ſeine Kinder nicht verſorgt; wer das Seinige wegwirft. Eben durch die Gutheit macht man nur mehr Bettler, denn man wird endlich dar-

über ſelbſt zum Bettler. Obrigkeitliche Perſonen ſollten allezeit darauf ſehn, daß dem heilloſen Bettelweſen geſteuret würde.

Ferdin. Ja doch, Frau Muhme. Sie thun es auch. Aber es giebt ja Leute, die weder Kräfte noch Glieder zur Arbeit haben; oder die durch Unglücksfälle, oder durch anderer Leute Geiz und Bosheit um das ihrige gekommen ſind. Sollen denn dieſe verhungern, aus Sorge, uns durch ihr Bitten um einen Dreyer zu bringen, lieber weinen, als eſſen? Doch wir wollen keine theologiſchen Unterſuchungen anſtellen. Sie werden die Pflichten der Religion und der Menſchenliebe, ohne mich, wiſſen. Laſſen Sie uns nun zu den Heirathspunkten ſchreiten. Denn Herr Simon wird gleich da ſeyn, und um Ihre verſprochene Einwilligung nochmals gehorſamſt bitten.

Fr. Richardinn. Ja! Es iſt ein ganz feiner Menſch. Ich habe nichts an ihm auszuſetzen, Wenn mich nur der Böſewicht, der Bettler, nicht ſo geärgert hätte: ſo könnte ich doch etwann überlegen, wie viel ich, ohne zu darben, meiner Tochter mitgeben könnte. Da kömmt Lorchen. Es wird gewiß wieder etwas geben.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Lorchen.

Lorchen. (zur Frau Richardinn.) Sie ſollen ſo gütig ſeyn, und einen Augenblick herauskommen. Die Frau Nachbarinn will gern ein Wort mit Ihnen ſprechen.

Fr. Richardinn. Nehmen Sie es nicht übel, Herr Vetter, daß ich Sie auf kurze Zeit verlaſſen muß. Es iſt eine Prieſterwittwe, der ich einen Liebesdienſt erweiſen ſoll. Lorchen bleiben Sie doch indeſſen bey dem Herrn Vetter, daß ihm die Zeit nicht lang wird. (Sie geht ab.)

Vierter Auftritt.

Lorchen. Ferdinand.

Lorchen. Wiſſen Sie wohl, worinne der Liebesdienſt beſteht, den Sie der Prieſterwittwe erzeigt? Es iſt eine rechtſchaffene Frau, die keinen Fehler hat, als daß ſie blutarm iſt. Sie hat eine goldene Kette, als ihren ganzen Reichthum, bey der Frau Richardinn für ſechzehn Thaler verſetzt, und muß ihr alle Wochen für den Thaler einen Pfennig Zinſe geben. In dieſer Angelegenheit, nämlich ihre Zinſen abzutragen, kömmt ſie alle vierzehn Tage her; länger ſieht die Frau Muhme nicht nach.

Ferdin. Iſt das möglich? Meine Frau Muhme ſoll ein Capital von dreyßigtauſend Thalern haben, und ſie nimmt von ſo einer armen Frau wochentlich für ſechzehn Thaler ſechzehn Pfennige Zinſe? Und ſie unterſteht ſich noch zu beten, oder mit dem lieben Gott zu reden?

Lorchen. Ich glaube auch, daß ſie durch ihr vieles Beten ſich blos den Himmel zum Freunde machen will, damit er ihr erlauben ſoll, nach ihrem Gefallen zu handeln. Soll ich Ihnen etwa weiter erzählen, wie ſie den Tag zubringt?

Ferdin. Ich bitte Sie von Herzen, ſagen Sie mir ja nichts mehr. Ich kenne nun meine Frau Muhme völlig, und ich wollte die Ehre, mit einer ſo heiligen Frau verwandt zu ſeyn, gerne frömmern Leuten überlaſſen, als ich bin. Wenn es viel ſolche andächtige Leute hier zu Lande giebt: ſo ſollte man erlauben, daß man, der Andacht wegen, auf die Eheſcheidung dringen dürfte.

Lorchen. Ich will es ganz kurz machen. Wir bleiben bey den drey Morgenſeegen ſtehn. Wenn dieſe vorbey ſind: ſo lieſt ſie aus den andern Büchern noch drey Gebete, erſtlich eins wider die Unkeuſchheit, und ‥

Ferdin. Meine Frau Muhme muß ja wohl nahe an ſechzig Jahren ſeyn?

Lor-

Lorchen. Dieſes hat nichts zu bedeuten. Ein Gebet alſo wider die Unkeuſchheit, eines wider die Verſchwendung, und ⸗ ⸗

Ferdin. Eine Frau, die einem Manne, der an Hand und Fuß lahm iſt, nicht einen Dreyer zu geben ſich entſchlieſſen kann, betet, daß ſie der Himmel vor der Verſchwendung verwahren ſoll?

Lorchen. Laſſen Sie mich doch ausreden. Eins wider die Verſchwendung, und eins, daß ſie Gott nicht in der Hälfte ihrer Tage wegnehmen ſoll. Und dieſe Gebete floriren Jahr aus, Jahr ein, bey ihr. Und in dieſer Andacht darf ſie kein Menſch, keine lebendige Seele ſtören, außer ihr Mops, der hat die Freyheit, auf ihrem Tiſche und auf den Gebetbüchern herum zu ſpatzieren.

Ferdin. Hat ſie nicht etwa auch die Katze bey ſich liegen?

Lorchen. Ja wohl. Die Katze hätte ich bald vergeſſen. Dieſe kömmt nicht von ihrer Seite. Und die Frau Muhme bleibt beſtändig dabey, daß das Thier Menſchenverſtand hätte, weil es ihr im Beten ſo aufmerkſam zuhörte.

Ferdin. Vielleicht iſt es auch die Katze allein, die ſie durch ihre Andacht erbaut, und betrügt.

Lorchen. Mit dem Schlage zehn ſpringt ſie von ihrem Betſtuhle auf, und tritt an den Sil⸗

Serſchrank und fängt an, aus allen Kräften zu ſingen. Sie zählt ihr Silberwerk, ihr Geſchmeide, und ihre Pfänder durch. So bald ſie die geringſte Unrichtigkeit findet: ſo hält ſie inne mit Singen, und zählt und ziffert mit der Kreide an die Schrankthüre. Iſt die Sache richtig: ſo geht ihr holdſeliges Singen wieder fort. Nun ſchlägt es eilfe, da nimmt ſie einen eiſernen Kaſten, und verſchließt ſich in ihre Schlafkammer, und ‥

Ferdin. Ich höre es ſchon. Sie wird zählen, und dem Himmel ihre Sparſamkeit anpreiſen. In Wahrheit, man ſollte wünſchen, daß die Frau um die Hälfte ihres Vermögens käme, damit ſie vernünftig würde. Es iſt ihr größtes Unglück, daß ſie reich iſt.

Lorchen. So klingt der Frau Muhme ihre Theologie nicht. Alles, was ſie hat, iſt ein Segen des Herrn. Und aller dieſer Segen iſt die ſichtbare Belohnung ihrer Frömmigkeit, das iſt, ihres Betens und Singens.

Ferdin. Alſo iſt ſie wohl ſo andächtig, damit der Himmel wieder erkenntlich ſeyn, und ſie noch reicher machen ſoll?

Lorchen. Ja wohl. Eben deswegen ſingt und betet ſie alle Stunden, weil ſie alle Stunden reicher werden will. Ihre Andacht iſt eigentlich ein

Ver-

Vertrag, den ſie mit dem Himmel in ihren Gedanken gemacht hat, kraft deſſen er ihre Capitalia vermehren, ihre Intreſſen ſegnen, und ihr Haus wohl in Acht nehmen ſoll, dafür will ſie ihm den Dienſt erweiſen, und alle Tage ſo viel Stunden beten, ſo viel Stunden ſingen, und ſo viel Capitel in der Bibel leſen.

Ferdin. Ein ſolcher Vertrag iſt auch ſehr vernünftig. Auf dieſe Art weis man doch, worauf man ſich zu verlaſſen hat, und warum man ſo andächtig iſt.

Lorchen. Ich wollte auch nicht dafür ſtehn, daß die Frau Richardinn nicht des Tages drey bis vier Stunden von ihrer Hausandacht eingehn laſſen ſollte, wenn ihr das kleinſte Capital verlohren gienge. Ich höre ſie ſchon reden. Wenn ſie wüßte, daß wir von ihrer Andacht ſprächen, ſie ſchenkte uns doch ein Gebetbuch.

Fünfter Auftritt.

Frau Richardinn. Die Vorigen.

Fr. Richardinn. Die ehrliche Frau iſt in großer Noth. Sie hat fünf unerzogene Kinder, und in keiner Hand nichts, als Armuth. Ich weis nicht, wie die Leute denken. Nichts zu haben, und doch ſo viel Kinder = = Ich mag nicht reden.

So geht es wenn man nicht nachſinnt. Ich rede von niemanden etwas böſes; aber die Geiſtlichen ſind doch ſelten reich, und haben immer ſo viel Kinder. Und ſie ſollten am meiſten beten und ſingen. Denn das Gebet verläßt niemanden. Ich will nicht richten. Lorchen, gehen Sie doch, und laſſen Sie einen Caffee zurechte machen, damit ich dem Herrn Vetter und dem Herrn Simon etwas vorſetzen kann.

Sechster Auftritt.

Frau Richardinn. Ferdinand.

Fr. Richardinn. Ich bin erſchrocken, Herr Vetter, recht ſehr erſchrocken. Weil ich vorhin mit der Frau Nachbarinn auf dem Saale rede: ſo fällt etwas in meiner Küche. Ich laufe geſchwind hinein, da liegt der Suppennapf auf der Erde, aus dem mein ſeliger Herr alle Morgen ſeine Suppe aß; denn er war gar nicht nach der Welt. Er trank weder Thee, noch Caffee. Suppe, bloße Waſſerſuppe, ohne Ey, und nur mit einem Stückchen Butter, einer Erbſe groß, gemacht, ſolche Suppe war ſein Leben. Und eben dieſe zinnerne Suppenſchüſſel war herunter gefallen, und es war kein Menſch in der Küche. Ach! was wird dieſes Anzeichen bedeuten! Wen wird die Reihe in un=

unſerm Hauſe treffen, mich oder meine Tochter? Ach gütiger Himmel, alles nach deinem heiligen Willen, nur nicht in der Hälfte meiner Tage, nur dieß nicht.

Ferdin. Frau Muhme, wer wird ſo aberglaubig ſeyn? Die Schüſſel iſt herunter gefallen, weil ſie nicht recht geſtellt geweſen iſt. Wer weis, wer über der Küche handthieret oder gepocht hat? machen Sie ſich keine Sorge. Das Anzeichen mag über mich gehn, wenn es etwas zu bedeuten hat. Laſſen Sie uns itzt wegen des Heirathsvergleich richtig werden, ſo iſt alles gut.

Fr. Richardinn. Nun höre ichs. Sie glauben auch nichts. Sie halten alles für natürlich. Sie ſtatuiren keine Anzeichen, keine Wunder. Lieber Herr Vetter, ſprechen Sie doch zu meiner Ruhe und zur Ehre der Wahrheit, daß es Anzeichen giebt, wenn ſie es auch im Herzen nicht glauben. Ich wollte Ihnen tauſend Beweiſe aufſtellen, wenn ich Sie damit überzeugen könnte.

Ferdin. Wunder glaube ich. Was aber die Anzeichen anlangt, die in der Küche und in den Kammern vorgehen, ſo ſage ich Ihnen frey heraus, daß ſie bey mir eben ſo viel bedeuten, als wenn mir mein Stock aus der Hand fällt. Doch davon wollen wir itzt nicht reden. Was ſind Sie denn geſonnen, der Jungfer Tochter mit

zugeben? Und wenn ſoll Herr Simon ſeine Braut abholen?

Fr. Richardinn. Sie erſchrecken mich durch ihren Unglauben faſt eben ſo ſehr, als ich über das Anzeichen mit der Schüſſel erſchrocken bin. Sagen Sie mir um des Himmels willen, glauben Sie denn auch nichts von dem Todtenſchmiede, von dem Wurme, der in den Fenſterrähmen, oder in den Wänden oft ganze Tage pocht und hämmert, wenn eins ſterben ſoll? Da mein ſeliger Mann aus der Zeitlichkeit in das Ewige verſetzt werden ſollte: ſo hat er ſich drey Tage zuvor hören laſſen. Soll dieſes nichts bedeuten? Daß wir doch unſern Augen und Ohren nicht trauen wollen?

Ferdin. Ich will dem Todtenſchmiede ſeine Rechte nicht nehmen, er möchte mich ſonſt einige Stunden früher ins Grab pochen. Sie ſollen Recht haben, Frau Muhme. Laſſen Sie mich nur in dem ruhigen Beſitze meiner Irrthümer, und erklären Sie ſich, was Ihre Jungfer Tochter zur Ausſteuer bekommen, und ob es noch bey den zehntauſend Thaler an baarem Gelde bleiben ſoll?

Fr. Richardinn. Ich arme Frau! Ich verlaßne Wittwe! Wo käme ich und ſo vieles Geld zuſammen? Bey meinen Lebzeiten wird meine Tochter nicht viel kriegen, und nach meinem Tode

bleibt

bleibt ihr mein bischen Armuth gewiß. Ich denke, es wird ſo nicht mehr lange mit mir werden. (Sie weint) Das Anzeichen mit der Schüſſel meines ſeligen Herrn = =

Ferdin. Wie können Sie ſich doch ohne Noth traurig machen? Der Tod iſt uns alle Tage nah, und er braucht nicht erſt die Schüſſel herunter zu werfen, oder an den Fenſterladen, und an die Stubenthüre zu klopfen, wenn er kommen will. Wir müſſen den Tod weder fürchten, noch wünſchen. Seyn Sie heute gutes Muths, damit wir bald zur Richtigkeit kommen.

Fr. Richardinn. Daß doch alle Mannsperſonen nichts glauben wollen! So war mein ſeliger Mann nicht. Er nahm nichts auf die leichte Achſel. Er hat wohl zwanzig Jahre vor ſeinem Tode geſagt, daß er ſterben würde. Ich beſinne mich noch, als wenn es heute wäre. Er hatte einige Jahre vor ſeinem Ende Zahnſchmerzen, und eben zu der Zeit fieng eine von unſern Hühnern erbärmlich an zu ſchreyen, und ſchrie drey Tage nach einander, wir mochten mit ihr machen, was wir wollten. Mein Kind, fieng endlich der ſelige Mann zu mir an, die Henne ſchreyt nichts gutes heraus, es mag nun bedeuten, was es will, laß ſie lieber abwürgen.

Fer=

Ferdin. Sie hat den Krampf gehabt, und deswegen hat ſie geſchrien. Doch, liebe Frau Muhme, wenn wir von nichts als dem Bettler, von der Schüſſel, von dem Todtenſchmiede, von der Henne und von dem ſeligen Herrn Liebſten reden wollen: ſo kommen wir nimmermehr zu Stande, und Herr Simon und ich müſſen auf dieſe Art Morgen unverrichteter Sache wieder fortreiſen.

Fr. Richardinn. Ach denken Sie mir doch nicht wieder an den Bettler. Der ruchloſe Bube hat mich im Bibelleſen geſtört. Nunmehr wird meine geiſtliche Uebungsſtunde bald kommen. Iſt es etwa ſchon um ſechs Uhr? Das will ich nicht hoffen.

Ferdin. Nein, es hat kaum fünfe geſchlagen. Wenn Sie nun auch dieſe Stunde einmal auf eine andere Zeit verlegten, dieſes würde doch wohl ⸗ ⸗ ⸗.

Fr. Richardinn. Wie? Herr Vetter! Ich ſollte von meiner Regel abweichen, und, irdiſchen Dingen zu Gefallen, die Andacht hindanſetzen?

Ferdin. Wir müſſen uns in der Andacht üben, nicht, wenn es ſchlägt, ſondern wenn wir uns geſchickt dazu fühlen.

Fr. Richardinn. Ich bin hierzu alle Stunden geſchickt, und wer nur Luſt zu beten hat, der kann allezeit beten.

Ferdin. Ja! Gebete aus den Büchern; Formulaire, die ſich oft zu unſerm Zuſtande ſo wenig ſchicken, als wir uns zu einer vernünftigen Andacht; dieſe kann man allezeit herleſen. Aber das heiſſe ich nicht beten. Das heißt nur thun, als wenn man beten wollte.

Fr. Richardinn. Gerechter Himmel! Sie machen mich ganz beſtürzt. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie ein heimlicher Verächter des Gebets ſeyn ſollten.

Ferdin. Und ich will nicht hoffen, daß Sie mich ohne Grund zum Heiden machen werden.

Fr. Richardinn. Die Religion ‥

Ferdin. Die Religion iſt das Heiligſte unter allem, was ein Vernünftiger hochſchätzen kann. Aber die Meynungen eines übelbeſchaffenen Verſtandes gehören nicht zur Religion, ſondern unter die Irrthümer. Doch wir wollen einander itzt nicht bekehren. Machen Sie ſich wegen meiner Religion keine Sorge: Erklären Sie ſich lieber, wie es mit der Ausſteuer werden ſoll. Hie kömmt gleich Herr Simon.

Sie=

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Simon.

Simon. Madam, Sie haben befohlen, daß ich Ihnen dieſen Nachmittag aufwarten, und Dero Entſchluß ‒ ‒

Fr. Richardinn. Mit der Madam verſchonen Sie mich. Solche weltliche Titel kann ich nicht leiden. Es iſt mir indeſſen lieb, daß Sie ſo ein ehrliches Abſehen auf meine Tochter haben. Ich will gleich gehn, und ſie noch einmal fragen. Alsdenn wollen wir die Sache vornehmen, wenn es nicht zu ſpät wird. Gedulden Sie ſich nur einige Augenblicke.

Achter Auftritt.

Herr Simon. Herr Ferdinand.

Simon. Das Compliment von einer Schwiegermutter war eben auch nicht zu zärtlich. Sind Sie denn mit den Heirathspunkten zu Stande gekommen?

Ferdin. Fragen Sie mich ja nicht. Ich weis nicht, was ich aus der Frau machen ſoll. Und ich wollte, daß Ihr ehmaliger Herr Vormund ſelbſt mit Ihnen hergereiſet wäre, und mich mit dieſer Verrichtung verſchonet hätte. Er hat die

Hei‒

Heirath angefangen; ſo hätte er ſie auch zu Stande bringen mögen. Sie will von den zehntauſend Thalern gar nichts hören.

Simon. Das ſind ſchlechte Aſpekten. Ich wollte das Geld gern vergeſſen. Allein ich habe meine Braut itzt eine halbe Stunde allein geſprochen. Sie iſt ſchön, recht ſehr ſchön; aber ‒ ‒

Ferdin. Nun, was fehlt Ihnen, was wollen Sie mit dem aber ſagen?

Simon. Meine Braut iſt recht ſehr ſchön, Herr Ferdinand, aber ‒ ‒

Ferdin. Aber, ſie will Sie nicht haben?

Simon. Ach nein! Ich habe ſie wohl zehnmal gefragt, und allemal hat ſie geantwortet, weiter aber auch kein Wort. Das gute Kind beſitzt viel Schönheit, viel Reichthum; doch wollte der Himmel, daß ſie auch das dritte beſäße!

Ferdin. Hat ſie etwa keinen Verſtand?

Simon. Viel nicht, ſo viel ich muthmaſſe.

Ferdin. Dieß mag ein Familienfehler ſeyn. Die Frau Mama, meine liebe Frau Muhme, darf ſich über den Ueberfluß der Vernunft auch nicht beklagen. Allein Sie haben ja ihre Braut vor einem halben Jahre geſehen, und ich weis, daß ſie Ihnen damals gefallen hat.

Simon. Von Perſon hat ſie mir gefallen, und gefällt mir noch. Ich werde aber nicht gedacht

haben, daß eine ſo ſchöne Perſon nicht reden kann Damals hielt ich ihr Stillſchweigen für eine groſſe Sittſamkeit, oder Schamhaftigkeit. Nunmehr ſehe ich wohl, daß es ihr an der Erziehung und an der Lebensart fehlt.

Ferdin. Alſo wollen Sie wieder zurück treten?

Simon. Ich möchte ſie haben, und möchte ſie auch nicht haben. Wenn ſie nur klug und artig wäre: ſo wollte ich ſie allen in der Welt vorziehen, wenn ſie auch nicht das geringſte Vermögen hätte.

Ferdin. Unſere Sachen gehen recht gut. Haben Sie nicht noch ein Frauenzimmer im Vorſchlage, bey der wir im Rückwege unſer Wort auch anbringen können? Ich möchte gern noch einmal die Perſon eines Freywerbers ſpielen.

Simon. Lieber Herr Ferdinand, werden Sie nicht unwillig. Es iſt bey der Sache niemand unglücklicher und ſtrafbarer, als ich. Ich habe das gute Kind gewählt, weil ſie mir gefallen hat, nnd ſie hat mir gefallen, weil ich nicht Gelegenheit gehabt habe, ſie zu kennen. Ich will nicht ſagen, wie viel mein ehemaliger Vormund Theil an dieſer Heirath hat. Er hat alle ſeine Beredtſamkeit angewandt. Und ich glaube,

daß ers gut gemeynt hat. Denn ein Mädchen, das ſchön iſt und dreyßig tauſend Thaler zu hoffen hat, iſt freylich bey einem, der das Geld, wie er, liebte, ein Glück, das man nicht aus den Händen laſſen kann, wenn man nicht wahnwitzig heiſſen will.

Ferdin. Sagen Sie nur kurz und gut, was ſie thun wollen? Denn wir haben keine Zeit zu verlieren.

Simon. Ich weis es nicht. Rathen Sie mir, Herr Ferdinand, was ich anfangen ſoll.

Ferdin. Sie nehmen ja die Frau nicht für mich, ſondern für ſich. Ihr Herz und Ihr Verſtand müſſen in der Liebe ihre beſten Rathgeber ſeyn. Gedenken Sie mit Ihrer Braut eine zufriedne Ehe zu führen: ſo laſſen Sie itzt die Mitgabe fahren, und geben Sie Ihr Wort von ſich. Die Seele der Ehe iſt die Gleichheit der Gemüther. Glauben Sie nun, daß Ihre Chriſtiane Ihnen an der Gemüthsart nicht gleicht; ſo machen Sie ſich ja nicht zum Märtyrer von ein paar ſchönen Augen.

Simon. Ich ſagte ihr die zärtlichſten Sachen von der Welt vor, und ſie blieb bey allen gleichgültig. Wenn ſie mich nur mit einer empfindlichen Mine belohnt hätte. Ja, und Nein, waren ihre Antworten. Und das Ja ſprach ſie mit eben dem Tone aus, wie das Nein. Sie muß

gar

gar keine Empfindung von der Liebe haben. Sie hat in der ganzen halben Stunde ihr Geſichte nicht einmal verändert, und wenn ſie die Augen nicht offen gehabt hätte; ſo hätte man ſchwören ſollen, ſie ſchliefe und redte zuweilen ein Wörtchen im Traume. Ich glaube, daß es ein gutes unſchuldiges Mädchen iſt. Aber die Unſchuld ohne Verſtand iſt ein ſehr mittelmäßiger Schatz.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Lorchen.

Lorchen. Endlich hat ſich die Frau Richardinn entſchloſſen. Sie will ihrer Tochter fünf tauſend Thaler an Wechſel mitgeben. Aber auch keinen Heller mehr. Und wenn ich Ihnen wohlmeynend rathen ſoll, ſo ſpannen Sie die Saiten nicht zu hoch. Die Frau Richardinn möchte ſonſten gar nein ſagen. Laſſen Sie es bey dem Gelde bewenden, Herr Simon: Sie bekommen doch alles nach Ihrer Frau Schwiegermutter Tode.

Simon. Ach liebe Mademoiſelle, das Geld liegt mir nicht an der Seele. Sie kennen mich beſſer, und ich wollte gern mein halbes Vermögen hingeben, wenn meine Braut nur ‥ lebhafter wäre. Ich will es Ihnen aufrichtig ſagen. Sie ſcheint mir etwas einfältig zu ſeyn.

Lor-

Lorchen. Dieſes Geſtändniß höre ich ſehr ungern. Ich bin Ihrer Braut von Herzen gut, und ich erſchrecke, daß Ihnen eine Perſon nicht gefällt, die Ihnen vor allen andern gefallen, und die in Ihren Augen die Liebenswürdigſte und Klügſte seyn ſollte.

Simon. Aber ⸗ ⸗ ⸗

Lorchen. Hören Sie mich doch, Herr Simon. Es iſt wahr, Ihre Braut hat keinen gar zu geübten Verſtand; aber es iſt kein Fehler der Natur, ſondern einer unachtſamen ſclaviſchen Erziehung.

Simon. Bin ich dadurch gebeſſert?

Lorchen. Ja bringen Sie nur Ihre Liebſte in vernünftige und muntere Geſellſchaft. Ich wette, daß ſie in kurzer Zeit eine angenehme Lebensart an ſich nehmen ſoll. Sie hat das beſte Herz. Sie läßt ſich zureden. Sie wünſcht, daß man ſie tadeln und beſſern ſoll. Allein ihre Mutter hat alle dieſe guten Regungen zurück gehalten, und ihrer Tochter nur die Anleitung gegeben, eine Betſchweſter und eine karge Wirthinn zu werden. Und Dank ſey Chriſtianchens gutem Naturelle, daß ſie keinen von beyden Charaktern angenommen hat.

Ferdin. Wie? ſingt ſie auch ſo gern, wie ihre Mutter?

Simon. Iſt ſie ewa auch geizig?

Lorchen. Nein, meine Herren, keines von beyden. Sie iſt weder geizig, noch närriſch andächtig. Sie iſt erſt ſechzehn Jahr alt, und zu beyden noch zu jung. Kurz, ſie iſt noch gar nichts. Sie hat aber die Fähigkeit, die beſte Frau von der Welt zu werden, wenn ihr Mann die Geduld hat, ſie dazu zu machen. Die Liebe kann in kurzer Zeit eine Perſon ändern, und ein gutes Naturell wird durch gute Beyſpiele bald witzig und belebt.

Simon. Sie reden ſehr wahr, und verdienen die größte Erkenntlichkeit und Hochachtung von mir. Allein, wenn nur meine Braut ſchon das wäre, was ſie nach ihrem Urtheile werden wird: ſo wollte ich ſie unendlich lieben. Ich glaube, daß alle dieſe guten Eigenſchaften in ihr verborgen liegen; aber ich bin ſo ſinnlich, daß ich nicht die zukünftigen, ſondern die gegenwärtigen Vollkommenheiten liebe. Wird nicht meine Geduld, oder meine Gewogenheit zu ihr, ſich mitten in der Bemühung, ſie recht liebenswerth zu machen, verlieren?

Lorchen. Nein, ich glaube es nicht. An einem unſchuldigen Herzen werden die kleinen Fehler unmerklich, und Sie werden Ihr Chriſtianchen um deſto zärtlicher lieben, wenn Sie ſehen, wie bereit ſie iſt, Ihnen liebenswürdig und gleich zu werden.

Si-

Simon. Das muß ich geſtehen. Sie ſetzen meine Braut wieder in die vorige Hachachtung bey mir. Und ich weis nicht, ob ich ihren edlen Vorſtellungen, oder der Unſchuld meiner Braut die Liebe von neuem zu danken habe. Denn ich war völlig entſchloſſen, mein Chriſtianchen zu vergeſſen.

Lorchen. Hierzu ſind ſie zu großmüthig.

Ferdinand (zu Simonen.) Alſo wollen Sie bey dem Entſchluſſe bleiben, und ſie heirathen?

Simon. Ja. Chriſtianchen ſoll die Meinige ſeyn. Ich will ſie ziehen, wie ich ſie mir wünſche.

Lorchen. Das vergnügt mich von Herzen. Wiſſen Sie was, Herr Simon? Verſprechen Sie ſich itzt mit ihr, und ſchieben Sie die Hochzeit noch ein Jahr auf; aber ſagen Sie es Ihrer Frau Schwiegermutter nicht. Warten Sie noch ein paar Tage hier, und alsdenn nehmen Sie Ihr Chriſtianchen gleich mit. Ich will ihr Geſellſchaft leiſten. Machen Sie uns nur bey der Frau Richardinn in Berlin ein Quartier aus. Ich will um Ihre Braut ſeyn. Ich will ſie in Geſellſchaft bringen. Ich will mit ihr reden. Ich will ihre gute Bücher, vernünftige Romane vorleſen. Ich will ihr ſo viel Franzöſiſch beybringen, als ich kann. Sie ſoll allemal über den andern Tag einen Brief an Sie ſchreiben.

Simon. Dieß wollen Sie thun?

Lorchen. Ja, Sie ſollen ſie alle Tage beſuchen; aber im Anfange nur eine halbe Stunde. Sie ſollen ſie zärtlich machen. Sie ſollen ihr die größten Gefälligkeiten erweiſen, damit ſie anfängt, Sie recht zu wünſchen und zu verlangen. Dieſes Verlangen wird ſie beleben, und ihr ein Antrieb zu alle dem werden, was man Lebensart und Artigkeit nennt. Ich weis gewiß, ſie wird in kurzer Zeit ſo munter und angenehm ſeyn, als ſie unſchuldig und ſchön iſt.

Simon. Wie glücklich bin ich! Sie wollen ſich die Mühe geben, und mein Chriſtianchen ziehen, und mir eine glückliche Ehe machen? Herr Ferdinand, Sie ſagen nichts dazu?

Ferdin. Was ſoll ich ſagen? Lorchen beſchämt uns alle beyde an Einſicht. Sie verdient Hochachtung und Gehorſam. Folgen Sie ihr. Mein Rath iſt kein andrer, als der ihrige.

Lorchen. Herr Ferdinand, Sie wollen gewiß ſehen, ob ich bey einer Lobeserhebung noch roth werde? Wenn mein Rath gut iſt, ſo habe ich ihn nicht ſowohl meiner Einſicht, als der Liebe zu einer unſchuldigen und noch nicht erzogenen Freundinn zu danken. Ich weis mir die Welt und Herr Simonen, dem ich ſchon ſo viel Höflichkeit ſchuldig bin, nicht verbindlicher zu machen, als wenn

ich eine zufriedene Ehe bewerkſtelligen helfe. Es ſoll mir das größte Vergnügen ſeyn, wenn ich dieſe guten Abſichten bey unſerer Chriſtiane erreiche, und ich zweifle nicht einen Augenblick daran.

Simon. Großmüthige Freundinn, womit kann ich Ihre Redlichkeit belohnen? Sie wiſſen, daß ich mehr Vermögen habe, als ich vielleicht bey einer ordentlichen Lebensart brauche. Das Glück iſt nicht ſo liebreich gegen Sie geweſen, als die Natur. Erlauben Sie mir, daß ich dieſen Mangel erſetzen, und Ihnen eine Verſchreibung von fünf tauſend Thalern anbieten darf. So lange ich lebe, und ſo lange Sie in Berlin bleiben wollen: ſo ſollen Sie nicht für das geringſte zu ſorgen haben. Das Geld aber können Sie zu ihrem freyen Gebrauch anwenden.

Lorchen. Ja, mein Herr ‥‥

Simon. Dieſes Geld ſoll mit der Bedingung Ihre, daß Sie ſich nicht dafür bey mir bedanken. Geſetzt, daß auch meine Chriſtiane in dem erſten Jahre nicht ſo würde, als es meine Liebe verlangt: ſo werde ich Ihnen die Schuld nicht beymeſſen. Ich belohne nicht den Ausgang der Sache, ſondern Ihre edlen Abſichten.

Lorchen. Ueberhäufen Sie mich nicht mit Wohlthaten. Ich verlange den Reichthum eben ſo wenig, als die Armuth. Fünf tauſend Thaler würden

den mich beunruhigen, wenn ich ſie behielte; und ſie würden mich auch beunruhigen, wenn ich ſie nicht allemal wohl anwendete. Und ſo viel traue ich mir nicht zu. Nein, Herr Simon, machen Sie mich nicht reich. Geben Sie mir nur ſo viel, als man braucht, wenn man nicht gehorchen, und nicht befehlen will. Es iſt Glück genug, wenn ich in die Umſtände komme, daß ich mir von der Frau Richardinn keine Wohlthaten mehr erweiſen laſſen darf, und die unſchuldige Chriſtiane ſo erziehen kann, als ich wünſche. Ich will gehen, und ihr unſern Vorſchlag eröffnen. Kommen Sie mit, Herr Ferdinand, damit es mehr Eindruck hat. Sie aber, Herr Simon, können indeſſen zu Ihrer Frau Schwiegermama ins Betzimmer gehen. Sie wird Ihnen die Zeit nicht lang werden laſſen.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Fr. Richardinn. Simon.

Fr. Richardinn. Sie kamen als wenn Sie gerufen wären. Ich wollte eben gern ein Wort mit

Ihnen

Ihnen allein reden. Nehmen Sie es nur nicht übel, daß ich Sie nicht in meine Betſtube geführt habe, es ſieht nicht gar zu ordentlich darinne aus. Iſt mirs doch recht lieb, daß Herr Ferdinand nicht bey Ihnen iſt. Wo iſt er denn?

Simon. Er hat, glaube ich, noch einige Kleinigkeiten wegen unſerer morgenden Abreiſe zu beſorgen. Er wird gar nicht lange ausbleiben.

Fr. Richardinn. Nun! Sie ſollen meine Tochter haben, wenn Sie ſie in Ehren halten, und ihr treu und gewärtig ſeyn wollen.

Simon. Ich danke Ihnen unendlich für dieſes Geſchenk. Sie können verſichert ſeyn, daß ich Ihre Jungfer Tochter, wie mich, lieben werde.

Fr. Richardinn. Ja, das iſt alles gut. Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen, und durch Beten und Singen kömmt Liebe und Segen in die Ehe. Halten Sie ja meine Tochter zum Gebet an, und laſſen Sie ſie die gottloſen Moden in Kleidern nicht mitmachen. Ich habe noch ganz hübſche Kleider. Von dieſen will ich ihr etliche mitgeben, und ſie kann ſie mir und meinen Großältern zu Ehren noch zeitlebens tragen.

Simon. Ich will ſie ſchon mit Kleidern verſorgen.

Fr. Richardinn. Nein, Herr Sohn, von denen fünf tauſend Thalern, die ich ihr mitge-

be, dürfen Sie nicht einen Heller zu Kleidern anwenden. Das Capital wird ausgeliehen, und die Intereſſen müſſen wieder zu einem Capitale gemacht werden. Dieſes iſt mein Wille. Ich arme Wittwe, wie werde ich ſo viel Geld in meiner ſchweren Haushaltung entbehren können!

Simon. Die Frau Schwiegermutter, (erlauben Sie, daß ich mich nunmehr dieſes Worts bedienen darf,) können doch allemal ihren Weg zu mir nehmen, wenn Ihnen etwas mangeln ſollte.

Fr. Richardinn. Zum Gebete, wollen Sie ſagen. Ich habe der Heirath wegen heute meine Uebungsſtunde ausgeſetzt. Gott wird mirs vergeben. Ich will es ein andermal einbringen. Und ich habe mich entſchloſſen, ihm morgen etwas zu ſeinem Dienſte zu ſchenken, wenn Sie etwas dazu beytragen wollen.

Simon. Von Herzen gern. Wollen wir etwa dem Armuth etwas geben, oder zur Erziehung etlicher Waiſen etwas gewiſſes ausſetzen? mit Freuden! Ich wollte daß ich alle Menſchen glücklich machen könnte.

Fr. Richardinn. Ach, Das Armuth! Man weis ja nicht, wie man ſeine Gaben anlegt. Es giebt der gottloſen Leute zu viel. Nein, da ich mit meiner Chriſtiane darnieder kam: ſo ließ ich den Taufſtein in unſerer Kirche kleiden, und da ſie

hei-

heirathet: ſo will ich gern ein Liebswerk thun, und den Altar bekleiden laſſen. Ich will nur gut roth Tuch und tombakne Dreſſen darum nehmen; dem ungeachtet wird es ſchon ſehr hoch kommen. Ich arme Frau! doch laß deine Rechte nicht wiſſen, was deine Linke thut. Ich will es ohne Zweifel und Mißtrauen thun. Wer der Kirche giebt, der leihet dem Herrn, und der wird es ihm wieder vergelten.

Simon. Laſſen Sie den Altar kleiden. Ich will ein klein Capital zur Verpflegung der Hausarmen ausſetzen.

Fr. Richardinn. Ach! die Hausarmen! Ich habe ſiebenmal in den Wochen gelegen, und allemahl habe ich der Kirche etwas geſchenkt. Bey meinem erſten Sohne verehrte ich ein ſtark mit Silber beſchlagenes Collectenbuch auf den Altar, weil ich gern wollte, daß er Theologie ſtudiren ſollte, und bey der = = =

Simon. Ich gebe ohne weitere Umſtände funfzig Thaler für diejenigen, die ſie brauchen.

Fr. Richardinn. Nein, nein! Hören Sie mir doch zu. Bey der erſten Tochter ließ ich ein reiches Meßgewand machen, und hätte es der Himmel gewollt: ſo hätte es nicht ohne Vorbedeutung ſeyn ſollen. Sie hätte, wenn ſie am Leben geblieben wäre, gewiß einen Geiſtlichen bekommen.

men. Die Liebe Kirche hat ſchon neun verſchiedene Stücke von mir zu ihrem Zierrathe. Und morgen ſoll das zehnte kommen. Sie koſtet mir in allem beynahe dreyhundet Thaler. Aber ich werde doch nicht müde. Wer weis, wo mirs Gott anderwärts erſetzt. Haben ſie ſich nicht in der Kirche herum führen laſſen? Es ſtehen auf jedem Stücke von mir die Anfangsbuchſtaben meines Namens. Nicht deswegen, daß die Leute von meiner Gutthätigkeit reden ſollen, ſondern, daß nicht etwa ein Fremdes käme, und ſich für den Wohlthäter ausgäbe. Wo Sie die Buchſtaben M. C. R. finden, das heißt Maria Chriſtiane Richardinn, und iſt von mir.

Simon. Allein ich dächte, ihre Kirche hätte ſelbſt große Capitale. Könnten die Mama nicht außer dem ein gutes Werk ſtiften? Ihre Hausjungfer, Jungfer Lorchen, wäre es nach meinen Gedanken wohl werth, daß Sie etwas zu ihrem künftigen Unterhalte, oder wenn ſie noch heirathen wollte, zu ihrem Heirathsgute ausſetzten, und das redliche Mädchen verſorgten.

Fr. Richardinn. Das redliche Mädchen braucht nichts. Wenn ſie weltliche Bücher und Romane hat, ſo iſt ſie zufrieden, und denkt weiter an nichts. Ihre Aufführung gefällt mir gar nicht. Sie hätte lieber meine Tochter auch zu der galanten Le-

bensart anführen wollen. Letzthin gab ſie ihr ein Buch zu leſen, ich weis nicht, ob es Pemale oder Pamela hieß. Genung, es war ein Liebesbuch, und auf dem Kupfer ſtund der Teufel hinter einer Frau, und wollte ſie verführen. Aber ich kam zu allem Glücke dazu, und riß es meiner Tochter aus der Hand. Solche teufliſche Bücher!

Simon. Die Pamela iſt ein ſehr guter Roman, der die Unſchuld und Tugend liebenswürdig zu machen ſucht. Ein Prieſter in England hat ihn ſelber auf der Kanzel zum leſen angeprieſen.

Fr. Richardinn. Und wenn es zehn Prieſter gethan hätten: ſo ſoll meine Tochter keinen Roman leſen. Was will ein Engliſcher Prieſter von der Tugend wiſſen? Haben dieſe Leute nicht die Calviniſche Religion? Wollen Sie meine Tochter gar zu einer Calviniſtinn machen?

Simon. Liebe Mama, Sie übereilen ſich in Ihrem Eifer.

Fr. Richardinn. Ich übereile mich nicht. Mit einem Worte, Lorchen lebt nach der Welt. Sie geht, wie andre Leute gehen. Sie hat ſich die Haare verſchneiden laſſen. Sie läßt ſie friſiren, und lieſt wohl gar dazu in einem Buche. Sie trägt Andriennen, und einen großen Fiſchbeinrock. Das hätte ich bey meiner ſeligen Mutter thun ſollen!

Sie hätte mich nicht eine Stunde in ihrem Hauſe gelitten.

Simon. Aber dieſes ſind ja alles unſchuldige Dinge. Es ſind Moden und Trachten, die weder fromm noch boshaft machen. Was liegt der Tugend daran, ob man das Kleid in Form eines langen Pelzes, oder einer Andrienne trägt? Wenn nur das Herz nicht eitel und närriſch iſt.

Fr. Richardinn. Ich höre es ſchon, Sie ſind ein Indifferentiſt. Bey Ihnen iſt eines ſo gut, wie das andre. Nein, Herr Sohn! Itzt habe ich meine Tochter noch, und ehe ſie weltlich werden ſoll, ſo mag ſie zeitlebens eine Jungfer bleiben.

Simon. Fürchten Sie nichts. Bey mir ſoll ſie weder die Religion, noch die Tugend, verlieren. Ich liebe beydes über alles. Wenn es Ihnen indeſſen gefällig iſt: ſo wollen wir einander in Beyſeyn etlicher guten Freunde das Jawort geben.

Fr. Richardinn. Ich kann es noch nicht vergeſſen, daß Sie mir Lorchen ſo angeprieſen haben. Ich will nicht richten; aber ich glaube gar nicht, daß ſie recht im Chriſtenthume unterrichtet iſt. Sie ſingt oft den ganzen Tag kaum ein Lied, und hat nicht mehr, als ein Gebetbuch.

Simon. Man kann ja wohl im Stillen andächtig ſeyn, und ohne Gebetbuch beten. Doch liebe Mama, wir wollen von etwas anders reden; wollen Sie mich denn auch bald in meiner Heimath beſuchen?

Fr. Richardinn. Das weis ich nicht. Wo wollte ich die Reiſekoſten hernehmen? Es geht gar zu viel bey mir auf. Es haben in dieſem Jahre ſchon drey Pathen von mir geheirathet, und einmal habe ich, und zweymal hat meine Tochter Gevatern geſtanden . .

Zweyter Auftritt.

Lorchen. Chriſtianchen. Die Vorigen.

Lorchen. Der Caffee iſt fertig. Ich habe ihn in die große Stube bringen laſſen, und Herr Ferdinand wartet auf Sie.

Fr. Richardinn. So kommen Sie denn, Herr Simon, wir wollen mit Herr Ferdinanden alles fein bald abreden; denn um ſechs Uhr muß ich zu meiner Andacht. Du, Chriſtiane, kannſt mit Lorchen noch einige Augenblicke hier warten, bis wir fertig ſind, alsdenn will ich euch beyde rufen laſſen.

(Sie gehn ab.)

Dritter Auftritt.

Lorchen. Chriſtianchen.

Lorchen. Alſo wollen Sie ſichs gefallen laſſen, und noch ein Jahr bis zur Hochzeit bey mir in Berlin leben?

Chriſtianchen. Ach ja. Warum nicht? Wenn es die Mama und Herr Simon ſo haben wollen.

Lorchen. Aber wird Ihnen die Zeit bis zur Hochzeit nicht zu lang werden? Das Verlangen, denjenigen, welchen man liebt, zu beſitzen, läßt ſich nicht ſo leicht befriedigen, als wir denken.

Chriſtianchen. Ich fühle kein beſonderes Verlangen.

Lorchen. Wollen Sie ihn denn nicht haben?

Chriſtianchen. Ja, warum nicht? Sie rathen mir ja ſelbſt dazu. Ich weis, Sie meynen es gut mit mir. Ich verlaſſe mich auf Sie.

Lorchen. Ich meyne es gut mit Ihnen; aber Sie müſſen es auch gut mich ſich ſelbſt meynen, und ſich prüfen, ob Sie ihn lieben.

Chriſtianchen. Herr Simon gefällt mir ganz wohl; allein er redt zu hoch mit mir. Ich kann ihm nicht alles verſtehn. Wenn ich ihm nur nicht zu ungelehrt bin.

Lorchen. Machen Sie ſich keine Sorge. Ein Frauenzimmer braucht nicht gelehrt zu ſeyn. Wenn

wir,

wir, bey einer zärtlichen Liebe, Verſtand und Tugend haben: ſo haben wir alles, was ein vernünftiger Eheman fordern kann.

Chriſtianchen. Ja, ja ich will ihn nehmen, wenn er mich verlangt. Will er mich aber auch nicht haben: ſo bin ich ebenfalls zufrieden. Sie kennen mich ja, wie ich bin. Ich laſſe mir alles gefallen.

Lorchen. O! reden Sie nicht ſo gleichgültig; es wird mir angſt und bange dabey. Ich hörte es lieber, wenn Sie ſprächen, daß Ihnen ein Augenblick ohne den Herrn Simon zu lang würde.

Chriſtianchen. Nein, das kann ich nicht ſagen. Ich bin zu aufrichtig dazu.

Lorchen. Aber er liebt ja Sie ſo zärtlich. Warum empfinden Sie denn nichts, mein liebes Chriſtianchen? Es iſt ja ein wohlgebildeter und angenehmer Mann.

Chriſtianchen. Ich verſichre Sie, daß ich in meinem Leben noch keine Empfindung gegen eine Mannsperſon gemerkt habe. Ich komme ja nirgends hin. Ich darf ja mit keinem Menſchen reden, weil es meine Mama nicht haben will. Machen Sie nur, mein liebes Lorchen, daß ich artiger und munterer werde. Ich will ihnen ja gern folgen. Leſen Sie mir nur oft aus dem Zuſchauer vor. Es ſtehen ſolche artige Hiſtorien darinne.

Ich möchte recht gern etwas wiſſen, wenn nur meine Mama nicht ſo ſtrenge wäre, und mich ſtets mit dem Nähen und Singen plagte.

Lorchen. So haben Sie noch niemals geliebt?

Chriſtianchen. Niemals. Und wenn es mein Leben koſten ſollte: ſo könnte ich nicht ſagen, was Liebe, oder Haß, wäre. Es hat mich in meinem Leben noch keine Mannsperſon geküßt, außer mein Bräutigam, der hat mir vorhin das erſte Mäulchen abgezwungen.

Lorchen. Aber bey dieſem Kuſſe werden Sie deſtomehr gefühlt haben, weil es der erſte geweſen iſt.

Chriſtianchen. Nichts mehr, als was ich fühle, wenn Sie mich küſſen; außer, daß mir das Blut ein wenig ans Herze trat, weil ich mich ſchämte.

Lorchen. Ich glaube es gar wohl, daß die Schamhaftigkeit an dieſer Bewegung Urſach geweſen iſt; aber wer iſt ihnen gut dafür, daß nicht auch die Liebe zu dieſer Regung das ihre beygetragen hat? Wir empfinden die Liebe oft, ohne daß wir wiſſen, daß es die Liebe iſt. Das Verlangen nach einer Perſon iſt das ſicherſte Kennzeichen der Liebe.

Chriſtianchen. Ich habe nach niemanden ein Verlangen, außer nach Ihnen, und zuweilen nach meiner Mama. Nehmen Sie meine Schwach-

heit nicht übel, wenn es eine iſt. Nicht wahr, Sie haſſen mich nicht, daß ich noch ſo unerfahren bin?

Lorchen. Nein, mein liebes Kind. Wollte der Himmel, daß ich Sie recht glücklich machen könnte. Ich habe Sie wegen Ihrer ungekünſtelten Aufrichtigkeit von Herzen lieb. Es fehlet Ihnen nichts, als die Welt. Ein vernünftiger Umgang und ein gutes Buch werden Sie in kurzen ſo weit bringen, daß ich von Ihnen lernen muß.

Chriſtianchen. Sagen Sie mir nur, wodurch ich Ihnen gefallen kann. Ich will alles in der Welt für Sie thun. Ich habe Sie weit lieber, als meine Mama. Ach wenn ich nur reden könnte! Wenn Herr Simon wieder kommen wird: ſo geben Sie nur Achtung, ich kann kein Wort aufbringen. Ich denke ſtets, ich ſage etwas unanſtändiges, weil ich nicht weis, was man reden ſoll. Da kommen Sie, und werden mich zum Jaworte holen wollen. Ich will geſchwind gehn, und mein diamanten Kreuzchen umbinden.

Vierter Auftritt.

Herr Simon. Herr Ferdinand. Lorchen.

Simon. Dergleichen Frau habe ich Zeit meines Lebens nicht geſehn. Es iſt alles aus, mein

lie-

liebes Lorchen; und mit einem Worte, es wird nichts aus der ganzen Heirath.

Lorchen. Sie ſcherzen. Chriſtianchen wird gleich wieder kommen. Wir wollen immer gehn.

Ferdin. Nein, nein. Es hat ſeine Richtigkeit. Sie können uns ſicher trauen. Die Heirath geht gewiß nicht vor ſich.

Lorchen. Sagen Sie mir um des Himmels willen, was es gegeben hat?

Simon. Das kann ich Ihnen leicht ſagen. Sie, die liebe Frau, ſchenkt mir eine Taſſe Caffee ein. Zehn Stückchen Zucker griff ſie an, ehe ſie das kleinſte nach ihren Gedanken fand, und zehnmal fragte ſie mich, ob ich auch gern ſüße tränke, und verſicherte mich, daß der Zucker ſehr ſchleimte.

Lorchen. Darüber dürfen Sie ſich nicht wundern. Bey ihr ſind alle Dinge ſchädlich, die man nicht umſonſt bekömmt. Und Sie haben ſich zu gratuliren, daß ſie Ihrentwegen hat Caffee machen laſſen. Denn dieſe Ehre wiederfährt auch ihrem Beichtvater nicht. Der heutige Caffee iſt ſeit einem Jahre der andre, den ich in ihrer Stube geſehen habe. Allein wie ward es denn weiter?

Simon. Ich nehme ſchon halb mit Lachen die Taſſe in die Hand. Und eben da ich trinke, ſo erzählt ſie die Hiſtiore von einem Anzeichen, das es gegeben hätte, da ſie mit Chriſtianchen in den

Wo=

Wochen gelegen hätte. Es war unmöglich, das Lachen zu laſſen. Ich ſehe Herr Ferdinand an, und werfe, weil ich vor Lachen huſten muß, die obere Taſſe auf die Erde.

Lorchen. Und ſie geht entzwey? Das will ich nimmer hoffen. Die Frau Schwiegermutter wird Ihnen in ihrem Leben nicht wieder gut.

Ferdin. Ich wollte, daß mir meine Frau Muhme nicht ſo viel Ehre machte. Erzählen Sie die verdrießliche Sachen ſo kurz, als es möglich iſt, und machen Sie, daß wir aus einem Hauſe kommen, wo die Frau eine Närrinn iſt.

Simon. Die Taſſe geht entzweye, und, indem ſie herunter fällt, ſo entfährt mir das Wort: der Teufel! das ich zu ſagen pflege, wenn ich erſchrecke. Kurz, ſie machte über dieſen Verluſt unerträgliche Grimaſſen. Dieſe Aufführung gefällt mir gar nicht von Ihnen, fieng ſie an. Ich glaube, Sie lachten mich aus, und lieſſen die Taſſe mit Fleiß fallen. Iſt meine Betſtube gut genug, daß Sie den Teufel darinne fluchen? Haben Sie denn gar keine Religion? Sie kriegen meine Tochter nicht. Ich will eine Tochter, und fünf tauſend Thaler nicht wegwerfen. Hören Sie nur. Sie kriegen ſie nicht. Der Teufel wohnt nicht in unſerm Hauſe. Solche Schmeicheleyen machte ſie mir.

Lor=

Lorchen. Was fangen Sie für Sachen an?

Simon. Sie können leicht denken, daß mir alle Gelaſſenheit vergieng. Mit einem Worte, ich ſagte ihr, daß ich vor die Ehre ihr Schwiegerſohn zu werden, mich gehorſamſt bedanken, und mich ihr hiemit beſtens empfehlen wollte.

Lorchen. Iſt denn die Sache gar nicht wieder gut zu machen?

Ferdin. Nein, es iſt unmöglich. Sie hat uns ordentliche Grobheiten geſagt, und ſie verdient nicht: daß Herr Simon weiter an ſie denkt.

Lorchen. Mich dauert nur die arme Chriſtiane. Was kann denn ſie dafür? Es iſt das redlichſte Kind von der Welt.

Simon. Mich dauret ſie auch. Ich will ihr den beſten Mann wünſchen, und ihr alle die Geſchenke, die ich zum Mahlſchatze mitgebracht habe, zurück laſſen. Sie kommen auf tauſend Thaler. Die gute Chriſtiane war vielleicht nicht für mich beſtimmt.

Lorchen. So wollen Sie das unſchuldige Kind verlaſſen? Thun Sie es doch nicht. Ich bitte Sie tauſendmal.

Simon. Liebſtes Lorchen, bitten Sie nicht. Ich glaube nicht, daß mich Chriſtianchen ſehr liebt. Ja ich glaube, daß es ihr leichter werden wird, mich zu verlaſſen, als wir denken. Ich habe mich

ſchon

ſchon zu einer andern Wahl entſchloſſen, und wollte der Himmel ..

Lorchen. Sie ſind ſehr veränderlich. Dieſes hätte ich Ihnen nicht zugetraut.

Simon. Kränken Sie mich nicht. Mein Herz iſt redlich; allein ich ſehe, Chriſtianchen iſt nicht für mich gebohren. Meine Untreue wird ihr eben ſo gleichgültig ſeyn, als ihr meine Liebe geweſen iſt. Sie bekömmt zehn Männer, wenn ihr auch noch zehn entgehen ſollten. Sie iſt ja ſchön und reich.

Lorchen. So wollen Sie denn ohne ſie wieder fortreiſen?

Ferdin. Ja morgen, wenn Sie etwas nach Berlin zu beſtellen haben. Nehmen Sie immer Abſchied, Herr Simon.

Simon. So leben Sie denn wohl, liebſtes Lorchen. Herr Ferdinand, verlaſſen Sie mich einen Augenblick. Ich will nur ein paar Worte mit Lorchen allein reden. Doch nein, bleiben Sie hier, und unterſtützen Sie mein Wort. (zu Lorchen.) Darf ich Ihnen etwas entdecken, daß Sie vielleicht näher angeht, als Sie wünſchen? Erlauben Sie mir, liebenswürdige Eleonore, daß ich ohne Zwang und Kunſt reden darf. ich liebe Sie, ich biete Ihnen mein Herz und meine Liebe an, und ich will mich glücklich ſchätzen, wenn

Sie mich nicht ohne alle Hoffnung fortreiſen laſſen.

Lorchen. Ich weis nicht, was ich auf dieſen Antrag ſagen ſoll. Vielleicht ſollte ich ihn, nach der Gewohnheit unſers Geſchlechts, mit etlichen gleichgültigen Worten, oder bloß nur mit einer Mine beantworten. Vielleicht ſollte ich Sie mit einigen Complimenten beſtrafen, daß Sie mich nicht eher lieben, als bis Sie meine Freundinn nicht bekommen können. Doch Sie mögen aus meiner Beſtürzung ſchließen, ob mir Ihr Antrag gleichgültig geweſen ſey. Fordern Sie kein deutlicher Geſtändniß. Ich ſchätze Sie hoch, und kenne Ihre Verdienſte. Doch, wenn es auch noch mehr als Hochachtung wäre, was ich gegen Sie empfinde: ſo ſage ich Ihnen, das ich lieber alles verlieren, als meiner Chriſtiane ein Glück entziehen will. Und wenn Sie glauben, daß ich Chriſtianchen, die Freundſchaft, und die Tugend liebe: ſo wird eine genauere Antwort überflüßig ſeyn.

Simon. Allein wenn nun Chriſtianchen geſtünde ‒ ‒

Ferdin. Ja, wenn ſie nun ſelbſt zugeſtünde, daß ſie den Herrn Simon nicht verlangte, wollten Sie ihn denn da auch nicht hoffen laſſen?

Lorchen. Chriſtianchen müßte den Werth ihres Bräutigams nicht kennen, wenn ſie

dieſes zu thun im Stande wäre. Hier kömmt ſie.

Fünfter Auftritt.

Chriſtianchen und die Vorigen.

Chriſtianchen. (zu Lorchen.) Die Mama ſchickt mich her. Ich will es Ihnen heimlich ſagen.

Lorchen. Meine Herren, die Frau Richardinn läßt bitten, ſie nicht weiter mit ihrem Beſuche zu ſtören, ſie hätte ihre Betſtunde ſchon angefangen.

Ferdin. So unhöflich wollen wir nicht ſeyn. Wir wollen gleich gehn. Herr Simon, ſagen Sie es Jungfer Chriſtianchen, daß die Mama ‥

Chriſtianchen. Ich weis es, meine Herren. Und ich will es Ihnen aufrichtig ſagen, Herr Simon, daß mir die Mama befohlen hat, nicht weiter an Sie zu gedenken. Nehmen Sie meine Aufrichtigkeit nicht übel. Ich halte Sie hoch; aber ich habe noch keine Luſt zu heirathen.

Simon. Alſo erlauben Sie mir, daß ich mein Wort zurück ziehen darf?

Chriſtianchen. Ja. Werden Sie nur nicht ungehalten auf mich. Ich habe alle Hochachtung für Sie.

Simon. Auch ich, liebſtes Chriſtianchen, werde Sie ewig hochſchätzen, und Ihnen einen viel würdigern Mann wünſchen, als ich bin. Bleiben Sie meine gute Freundinn, und nehmen Sie, zum Beweiſe, daß Sie mich nicht haſſen, folgende kleine Geſchenke, die ich zu ihrem Mahlſchatze beſtimmt hatte, von mir an. Dieſes iſt die einzige Gefälligkeit, die ich mir vor meinem Abſchiede von Ihnen ausbitte.

Chriſtianchen. Ja ich will es thun; aber Sie müſſen mir erlauben, daß ich mir auch von Ihnen etwas ausbitten darf. Doch ich bin wohl zu frey. Ich will es Ihnen ſachte ſagen, wenn Sie nicht zürnen wollen. (Sie redet heimlich mit ihm.)

Simon. An Lorchen ſoll ich denken?

Chriſtianchen. O! Warum ſagen Sie es denn laut? Nun ſehe ich, daß Sie mich beſchämen wollen.

Lorchen. Warum ſoll denn Herr Simon an mich denken?

Chriſtianchen. Sie wiſſen ja, daß ich Sie liebe. Ach wenn ich Ihnen nur zeigen könnte, wie ſehr ich Ihnen gewogen bin. Mein liebes Lorchen, darf ich Ihnen wohl die Juwelen anbieten, die mir Herr Simon geſchenkt hat?

Lorchen. Mein liebes Kind, Sie machen mich durch Ihre Güte unruhig. Ich habe es gut mit Ihnen gemeynt; aber mein Gott, Sie meynen es noch beſſer mit mir.

Ferdin. Wienach ſoll denn Herr Simon an Jungfer Lorchen denken?

Chriſtianchen. Ich kann es nicht ſagen. Es wäre zu frey.

Simon. Sagen Sie es, mein Engel. Keine Bitte kann ſo groß ſeyn, daß man ſie Ihnen abſchlagen ſollte. Mein Vermögen iſt zu Ihren und zu Lorchens Dienſten das wenigſte, was Sie begehren können.

Chriſtianchen. Nein, es iſt kein Vermögen. Ich wünſchte, daß Sie ‥

Simon. O ſagen Sie doch, was Sie wünſchen. Ich bitte Sie von Herzen.

Chriſtianchen. Ich wünſchte ‥ Nein ich kann es nicht ſagen. Ich möchte Lorchen oder Sie mit meiner Aufrichtigkeit beleidigen.

Lorchen. Fürchten Sie nichts. Ich kenne Ihr redlich Herz. Entdecken Sie uns Ihr Verlangen, die Mama möchte ſonſt kommen.

Chriſtianchen. Herr Simon, Sie ſollen das Herz, das Sie mir geben wollten, ‥

Simon. Lorchen geben?

Chriſtianchen. Ach ja. Thun Sie es doch. Sie iſt Ihrer viel würdiger, als ich bin. Ich bin zu jung. Ich habe wenig Lebensart. Aber Lorchen ... Ach wenn ich doch mein Bitten ...

Simon. Hören Sie wohl, mein liebſtes Lorchen, was Ihre gute Freundinn ſagt?

Lorchen. Ich bin über dieſe unſchuldige Aufrichtigkeit ſo gerührt, daß ich gehen muß, wenn Sie nicht die Zeichen meiner Schwachheit in meinen Augen ſehen ſollen.

Chriſtianchen. Ach gehen Sie noch nicht.

Simon. (zu Lorchen.) Wollen Sie Chriſtianchens Wünſchen und mein Bitten ſtatt finden laſſen? Darf ich hoffen, angenehmes Kind? Verlangen Sie keine weitere Erklärung von mir. Ich bin zu zärtlich gerührt, als daß ich viel reden könnte. Mein Glück ſteht bey Ihnen, und ich will es nicht meinem Bitten, ſondern Ihrem freywilligen Entſchluſſe zu danken haben.

Lorchen. (zu Chriſtianchen.) Dir, redliches Kind, ſoll ich Deinen Liebſten rauben? Dieſes kannſt du mir zumuthen?

Chriſtianchen. Ach! wenn ich Sie nur glücklich machen könnte. Sie haben ja weit mehr Verdienſte, als ich. Ich bin noch zu jung, und ich gönne Herr Simonen niemanden, als Ihnen. O wenn ich doch die Freude erleben ſollte! Ich meyne es gewiß aufrichtig.

Si-

Simon. (zu Lorchen.) Entſchließen Sie ſich; doch nicht ſo wohl nach meinem, als nach Ihrem Gefallen. Fragen Sie Ihr Herz, ob Sie mich lieben können. Ich liebe Sie, und wünſche nichts als Ihnen Zeitlebens meine Liebe zu beweiſen.

Ferdin. (zu Lorchen.) Laſſen Sie uns doch glücklich nach Hauſe reiſen. Wie vergnügt wird unſere Reiſe ſeyn, wenn wir Ihre Gewogenheit, und noch mehr, Ihr Jawort mit uns nehmen!

Lorchen. Ach! was iſt dieſes für ein Ausgang! Wenn habe ich an eine Heirath gedacht, und wenn habe ich meiner beſten Freundinn einen liebenswürdigen Mann entziehen wollen? Herr Simon, überlegen Sie meine Umſtände wohl. Mein Herz iſt mein Reichthum, ſonſt beſitze ich nichts.

Chriſtianchen. Ich will die Mama bitten, daß Sie Ihnen von meinem Vermögen etliche tauſend Thaler giebt.

Lorchen. Mein Kind ſey ſtille, ſonſt bringt mich deine Aufrichtigkeit zu der äuſſerſten Wehmuth.

Simon. Wenn ſie kein ander Bedenken haben, als Ihre Umſtände, ſo bin ich glücklich. Ihr Verſtand und Ihre Tugend iſt koſtbarer, als alle meine Reichthümer. Und warum ſchützen Sie Ihre Umſtände vor? Beſitzen Sie nicht ein Capi-

tal, das ich Ihnen vorhin geſchenkt habe? Soll ich hoffen, liebſtes Lorchen?

Lorchen. Ja. Ich überlaſſe Ihnen mein Herz, und bitte um das Ihrige; aber bey allem meinem Glücke, mache ich meine beſte Freundinn vielleicht unglücklich.

Chriſtianchen. Nein, nein, gutes Lorchen. Bringen Sie es nur ſo weit, daß Herr Ferdinand mich zu ſich nach Berlin nimmt, und daß er mir die Erlaubniß von meiner Mama ſchafft, Sie dahin zu begleiten, damit ich zuweilen um Sie ſeyn, und von Ihnen lernen kann.

Lorchen. Das iſt eben mein Wunſch, Sie bey mir zu ſehn. Ach wenn doch Ihre Mama in ihrem Leben wenigſtens einmal gütig ſeyn wollte!

Simon. Ich will es durch meine Freunde in Berlin gewiß ſo weit bringen.

Ferdin. (zu Lorchen.) Ich verſpreche Ihnen, daß ich nicht eher ruhe, bis Sie Ihren Aufenthalt bey mir und meiner Frau haben. Es ſoll alles zu Ihren Dienſten ſeyn, und ich will mit Ihnen als mit meiner Tochter umgehen.

Chriſtianchen. Nun bin ich glücklich. Aber, Herr Simon, wenn wollen Sie Lorchen abholen?

Simon. (zu Lorchen.) Darf ich bitten, daß Sie mich itzt gleich nach Berlin begleiten: ſo will ich noch einige Tage hier warten.

Lorchen. Ja. Ich folge Ihnen, wohin Sie wollen, wenn meine Chriſtiane mit mir ziehen darf.

Chriſtianchen. Ich will gehn, und meine Mama bitten.

Simon. Ich will indeſſen mit Herr Ferdinanden in das Porcellangewölbe gehen, und einen Aufſatz von gutem Porcellan ausnehmen, und ihn der Mama herſchicken: ſo wird ſie das Caffeeſchälchen und ihren Zorn gegen mich ſchon vergeſſen (zu Lorchen.) So ſind Sie denn meine Braut?

Lorchen. Ich bin die Ihrige und vollkommen glücklich, wenn ich mir Ihre Liebe zeitlebens erhalten kann. Und morgen bin ich ſchon bereit, Ihnen zu folgen.

Chriſtianchen. Sehn Sie, mein liebes Lorchen, dieſes iſt die Belohnung für Ihren Verſtand und für Ihr edles Herz. Meine Mama hat Ihnen viel Verdruß gemacht. Vergeben Sie es ihr, und vertreten Sie an mir die Stelle einer Mutter. Kommen Sie, wir müſſen doch mit ihr reden.

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Fr. Richardinn. Chriſtianchen.

Fr. Richardinn. Ich ſage dirs, denke mir nicht mehr an ihn. Ehe dich Simon zur Braut bekommen ſoll, ehe will ich ſelber ins Oberconſiſtorium gehen. Ich würde mich noch im Grabe umwenden, wenn ich dich nicht beſſer verſorgt wüßte. Einen ſolchen Schwiegerſohn möchte ich haben, der kein Gewiſſen, keine Religion hat; der in meiner Gegenwart den Teufel flucht; der mir mit Fleiß ein Caffeeſchälchen zerbricht.

Chriſtianchen. Liebe Mama, mit Fleiß wird ers wohl nicht gethan haben. Für ſo ſchlimm halte ich ihn nicht.

Fr. Richardinn. Wie? Du unterſtehſt dich noch, ihn zu vertreten, ihn zu entſchuldigen? Was heißt das anders, als daß du ihn haben willſt? Ungehorſames Kind! Ich will dich enterben, ich will dich aus dem Hauſe ſtoſſen, ich will nichts mehr von dir hören und wiſſen. Seht doch, Herr Simon, dein Herr Simon, wird gewiß mehr ſeyn, als deine Mutter?

Chriſtianchen. Zürnen Sie doch nicht auf mich. Ich bin ja unſchuldig. Ich verlange weder Herr Simonen noch einen andern zum Manne. Sie thun mir gewiß zu viel, Mama, wenn ſie es nur wiſſen ſollten.

Fr Richardinn. Was ſoll ich denn wiſſen? Daß du dich ſchon mit ihm verſchworen haſt? Daß du dich von ſeiner ſchönen Larven blenden läßt? Ich werde es gewiß nicht geſehen haben, da er dich vorhin in der Nebenſtube küßte? Nicht wahr, es wird dir gefallen haben? Du garſtiges, ungezognes Kind, du!

Chriſtianchen. Ach Mama, fahren Sie mir nicht ſo übel mit. Ich kann mich nicht anders, als durch Thränen entſchuldigen.

Fr. Richardinn. Ja, nur geweint! So machen ſie es alle, wenn ſie kein gut Gewiſſen haben. Biſt du ihm nicht vor einer Stunde noch ſelber nachgelaufen? Iſt das eine Aufführung für eine wohlgerathene Tochter? Du wirſt gewiß nicht Zeit genug zu einer Heerde kleiner Kinder kommen? (Chriſtianchen will fortgehn.) Nein, bleib hier! Du willſt meine Vermahnungen nicht länger anhören? Du willſt mir nicht folgen? Ins Zuchthaus mit ſolchen ungerathenen Rangen, ins Zuchthaus, und ſtatt des Mannes den Spinnrocken in den Arm!

Chriſtianchen. Aber, Mama, ich habe nichts gethan. Ich bin ja ohne alle Schuld.

Fr. Richardinn. Wie? du kannſt mir noch widerſprechen? Weiſt du das vierte Gebott nicht mehr? Wer das vierte übertritt, der übertritt auch das fünfte; denn er ſchlägt durch ſeinen Ungehorſam ſeine armen Eltern todt. Ich Unglückſelige Mutter! Willſt du deinen Simon noch nehmen? Sage nur ja, oder nein.

Chriſtianchen. Nein, ich verlange ihn in Ewigkeit nicht.

Fr. Richardinn. Nun ſo gib mir die Hand darauf: ſo ſoll alles vergeſſen ſeyn. Alſo willſt du ihn nicht lieben?

Chriſtianchen. Nein.

Fr. Richardinn. Alſo verſprichſt du mir, ihn Zeitlebens zu haſſen?

Chriſtianchen. Ach warum ſoll ich ihn haſſen? Er hat mir ja nichts gethan. Es iſt ja wider die Bibel, daß man einen haſſen ſoll.

Fr. Richardinn. Wider die Bibel? Das iſt eine ſchöne Antwort. Wer wird die Schrift beſſer verſtehen, die Mutter, die ſeit vierzig Jahren alle Tage eine Stunde darinn geleſen hat, oder das Töchterchen, das kaum ſeit ſechs Jahren leſen kann? Du unverſtändiges Kind! Ich will es haben, du ſollſt ihn haſſen, weil ich ihn haſſe.

Ein

Ein Menſch, der flucht und ſchwört, der nichts zu einem Kirchengeſchenke geben will, den trägſt du Bedenken, zu haſſen? Den willſt du wohl gar noch lieben? Du ſollſt ihn haſſen, das iſt genug. Gehe mir aus den Augen.

(Chriſtianchen geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Fr. Richardinn. Lorchen.

Lorchen. Herr Simon läßt . . .

Fr. Richardinn. Herr Simon mag hingehen, wo er hin gehört. Bey mir hat er nichts zu ſchaffen. Wollen Sie nunmehr die Unterhändlerinn werden? Wollen Sie meine Tochter auf Ausſchweifungen führen, wenn ſie nicht von ſich ſelber darauf gerathen kann? Das gefällt mir. Zum Beten und Singen zwingen Sie meine Tochter nicht; aber zur Liebe. Das ſchickt ſich für ein lediges Frauenzimmer, die von nichts, als Unſchuld, wiſſen und reden ſollte. Wenn ſehn Sie denn dergleichen Aufführung von mir? Meine Uebungsſtunden beſuchen Sie nicht; aber wenn Herr Ferdinand und Herr Simon da ſind, ſo . . ich mag nichts weiter ſagen

Lorchen. Frau Richardinn, ich habe Sie mit Fleiß ausreden laſſen, um mein Verbrechen zu hö-

ren; allein ich weis bis dieſe Stunde noch nicht, warum Sie ſo ungehalten auf mich ſind. Meynen Sie denn, daß ich Chriſtianen verführe? Dieſe Beſchuldigung iſt zu entſetzlich, als daß ich Urſache hätte, mich deswegen zu vertheidigen. So lange mir mein Herz keine Vorwürfe macht: ſo werde ich die Ihrigen mit Gelaſſenheit, oder doch wenigſtens mit Stillſchweigen anhören.

Fr. Richardinn. Nur fein höniſch! Nur mit einer frommen alten Frau noch geſpottet! Bin ich gut genug, daß Sie mich ins Geſicht Lügen ſtrafen? Iſt das der Dank für die Sorgfalt, die Sie dreyzehn Monate in meinem Hauſe genoſſen haben? Ich werfe Ihnen meine Wohlthaten nicht vor, ſo unverſchämt bin ich nicht. Ich vergeſſe es, daß Sie ſo lange in meinem Hauſe Brodt gehabt haben; aber daß Sie es vergeſſen, das iſt nicht recht. Undank aller Laſter Anfang und Fortgang! Ich habe meinem eignen Maule den Biſſen abgedarbt, damit ich ‒ ‒ ‒

Lorchen. Ich bitte Sie um des Himmels willen, Frau Richardinn martern Sie mich nicht mit ſolchen entſetzlichen Vorwürfen. Ich habe ja für den Unterhalt, den Sie mir zeither gegönnet haben, die Aufſicht im Hauſe geführt. Sie haben es ja ſelber verlangt, daß ich zu Ihnen ziehen ſollte. Geſetzt, Sie hätten mir mehr erwieſen,

ſen, als ich verdiente: ſo haben Sie ſich doch den Augenblick für alle Wohlthaten bezahlt gemacht, da Sie mir ſie alle vorgeworfen haben. Wenn ich Ihrer Güte unwerth geweſen bin: ſo bin ich beſtraft genug, daß ichs anhören muß, ohne mich rechfertigen zu dürfen. Ich will Ihnen weiter keine Unruhe machen. Erlauben Sie mir, oder befehlen Sie mir vielmehr, daß ich ihr Haus noch heute verlaſſen ſoll. Es ſoll gewiß an meinem Gehorſame nicht fehlen.

Fr. Richardinn. Seht doch! Gleich den Stuhl vor die Thür geſetzt! Ein nackend Mädchen, die in ihrem Leben nichts als ein paar weltliche Augen, und ein paar weiſſe Hände hat, die darf auch ſo trotzig thun. Ich habe noch keinen geſehen, der ſich aus Liebe zu Ihr um das Leben bringen mollen. Sage Sie mir doch, worauf Sie ſo ſtolz thut?

Lorchen. Ich bin nichts weniger, als ſtolz. Sie haben Recht, wenn Sie mir meine Armuth vorrücken. Es iſt auch wahr, daß ich noch keinen Mann habe: allein beydes fällt mir ſehr erträglich. Indeſſen kann ich Sie aufrichtig verſichern, daß ich in kurzer Zeit einen liebenswürdigen Mann und ein groſſes Vermögen beſitzen wollte, wenn ich mich entſchlieſſen könnte, weniger großmüthig zu handeln.

Fr. Richardinn. Wer iſt denn der große Mann, der ein Mädchen mit Armuth braucht? Er muß gewiß willens ſeyn, ohnedem bald zum Lande hinaus zu laufen, und alſo wird es ihm nichts verſchlagen, ob er vor der Hochzeit, oder kurz darnach geht. Darf ichs nicht wiſſen, wer ſich ſo ſterblich in Sie verliebt hat?

Lorchen. Ich könnte es Ihnen leicht ſagen, wer mich liebte; allein ich will Sie weder dadurch kränken, noch mich damit groß machen. Weder der Reichthum, noch der Mann macht den Werth eines Frauenzimmers aus. Ein Mädchen kann arm ſeyn, und doch Verſtand, Tugend, Lebensart, und Geſchicklichkeit im Hausweſen haben. Machen Sie ſich keine Sorge, Frau Richardinn, ich habe das Vertrauen zum Himmel, daß ich, ſo lange ich lebe, genug haben werde; denn ich brauche nicht viel, und alſo verlange ich auch nicht viel.

Fr. Richardinn. Mache Sie ſich immer nicht ſo groß. Ich dächte, es lieſſe ſich mit Ihrem Verſtande noch halten. Von Ihrer Tugend mag ich nicht reden. Ich kann niemanden in das Herz ſehen. Aber iſt Sie nicht undankbar gegen mich? Und kann der Undank und die Gottesfurcht beyſammen ſeyn? Mit Ihrer Wirthſchaft ſah es wohl auch nicht ſo richtig aus, als ich Sie zu mir ins

Haus

Haus nahm. Wer weis, ob Sie wußte, daß man die harten Eyer nicht ſalzen darf, wenn man ſie zum Feuer ſetze? Sey Sie doch nicht zu ſtolz, und wenn Sie in Ihrem Leben noch nichts von mir gelernet hat: ſo lerne Sie nur dieſes, daß der Hochmuth vor dem Falle kömmt.

Lorchen. Sie ſehen ja wohl, was ich von Ihnen gelernet habe. Wo nähme ich die Geduld her, die größten Beſchimpfungen ruhig anzuhören, wenn ich Sie nicht in Ihrem Hauſe gelernet hätte? Was übrigens die Tugend anlangt, die Sie mir abſprechen, (denn von dem Verſtande und der Wirthſchaft will ich nicht reden): ſo nimmt michs nicht Wunder. Ich bin freylich nicht ſo fromm, als Sie ſind. Und wie ſollte ich zu dem Glücke kommen, daß Sie mich für tugendhaft hielten, da Sie in der Welt keinen Menſchen für fromm halten, als Ihre eigene Perſon? Doch, Frau Richardinn, Sie haben mich, dächte ich, genug ausgeſcholten. Ich werde Ihnen nun wohl weiter zu Ihrer Erbauung nicht nöthig ſeyn. Ich will auch den Augenblick gehn. Haben Sie nur die Güte und hören Sie, warum ich hergekommen bin. Herr Simon läßt Ihnen = =

Fr. Richardinn. Um mich recht zu erbittern, ſo fängt ſie wieder von Simonen an, und ich ha-

be es Ihr doch geſagt, daß ich weder ſeinen Namen, noch ſeine Perſon leiden kann. Iſt Sie nicht ſelber Schuld, wenn mir ein Wort im Zorne entfährt? Bringt Sie mich nicht um alle Seelenruhe?

Lorchen. Nein, Frau Richardinn. Ich glaube es wird zu ihrer Beruhigung dienen, was ich Ihnen zu ſagen habe. Hören Sie mich nur an. Herr Simon läßt Ihnen ſein Compliment machen.

Fr. Richardinn. Er mag ſein Compliment für ſich behalten. Von einem Flucher nehme ich keinen Gruß an. Er iſt ein ehrvergeßner Mann, ich will ihn nicht geſchimpft haben.

Lorchen. Er hat einen großen porcellanen Aufſatz hergeſchickt, und läßt bitten, daß Sie ihn für das zerbrochne Caffeeſchälchen annehmen ſollen. Geben Sie ſich doch zufrieden, ich glaube, daß der Aufſatz über funfzig Thaler werth iſt.

Fr. Richardinn. Nicht doch! Er wird mich gewiß wider gut machen wollen. Denkt denn Herr Simon, daß mir ſo viel an zeitlichen Gütern liegt? Hält er mich denn für ſo eigennützig, daß ich ein Caffeeſchälchen nicht vergeſſen kann? Ich dürfte den Aufſatz bald nicht annehmen. Wie hoch halten Sie ihn denn mein liebes Lorchen?

Lorchen. Ich glaube gern, daß er funfzig bis ſechzig Thaler koſtet. Es iſt von dem feinſten Porcellan, und die Taſſen haben alle Henkel.

Fr. Richardinn. Henkelchen? Das iſt ja recht hübſch. Nun weil die Schälchen Henkelchen haben, ſo will ich das Geſchenk annehmen. Er wird mirs doch aus gutem Herzen ſchicken, und da wäre es wohl Sünde, wenn ichs ausſchlüge. Iſt denn der Bediente von Herr Simon noch da?

Lorchen. Ja, er wird noch zugegen ſeyn, wenn Sie mit ihm reden wollen.

Fr. Richardinn. Nein, mein liebes Lorchen, ich möchte mich nicht gern vor ihm ſehen laſſen. Wenn ich mit ihm rede: ſo müßte ich ihm doch ein Trinkgeld geben, und der arme Menſch könnte nachmals bey ſeinem Herrn Verdruß davon haben, daß ers angenommen hätte.

Lorchen. Er nimmt nichts, ich habe ihm ſchon etwas angeboten.

Fr. Richardinn. Sollte er nichts annehmen? Wenn ich nur klein Geld hätte, ich wollte ihm doch ein paar Dreyer zu einer Kanne Bier geben. Denn wenn man ihm wenig giebt; ſo kann es ſein Herr doch nicht ſo übel nehmen, als wenn man ihm etwan einen halben Gulden gäbe. Es ließe, als wollte man das Geſchenke bezahlen.

Lorchen. Machen Sie ſich keinen Kummer, Frau Richardinn; der Bediente des Herrn Simons wird ein paar Dreyer nicht ſo nöthig brauchen.

Fr. Richardinn. Ja, das denke ich auch. Ich muß doch gehn, und mit ihm reden. Es dauert mich, daß ich ihm nichts geben darf. Wenn ich nur einzeln Geld hätte! - - Was will denn Chriſtiane? Dieſe könnte an meiner Statt den Bedienten abfertigen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Chriſtianchen.

Chriſtianchen. Ach liebe Mama, zürnen Sie doch nicht mehr auf Herr Simonen. Er hat Ihnen recht viel ſchöne Sachen hergeſchickt, recht ſehr ſchöne Sachen.

Fr. Richardinn. Iſt ſein Bedienter noch da?

Chriſtianchen. Nein, er ſagte, er könnte nicht warten. Ich habe mich in Ihrem Namen bey Herr Simonen bedanken laſſen.

Fr. Richardinn. Nun, das iſt ja recht gut, daß du den Bedienten nicht aufgehalten haſt, er möchte ſonſt bey ſeinem Herrn Ungelegenheit davon gehabt haben. Er iſt doch auch gewiß wieder fort?

Chriſtianchen. Ja, er iſt fort. Herr Simon ließ zugleich Abſchied von Ihnen nehmen, wenn er Sie etwa nicht wieder ſehn ſollte.

Fr. Richardinn. Der artige Menſch! Warum will er denn ohne Abſchied fortgehn? Ich muß ja wegen deiner Heirath mit ihm ſprechen. Schicke doch zu ihm, und laß ihn herbitten.

Chriſtianchen. Mama, Herr Simon will mich nicht haben.

Fr. Richardinn. Ach! Warum wird er dich nicht haben wollen? Du biſt ein einfältiges Kind, du verſtehſt es nicht. Warum hätte er denn ein ſo koſtbares Präſent hergeſchickt, wenn er dich nicht zur Frau verlangte? Nicht wahr, mein liebes Lorchen, Sie ſind auch meiner Meynung?

Lorchen. Ja, in dieſem Stücke bin ich völlig Ihrer Meynung.

Chriſtianchen. Aber, Mama, Sie haben mir ja verboten, Herr Simonen zu lieben. Sie widerſprechen ſich ja ſelber.

Fr. Richardinn. Nein, ich widerſpreche mir nicht. Vorhin habe ich dir verboten, ihn zu lieben, und nunmehr gebiete ich dir, ihn zu nehmen. Es iſt ein ganz hübſcher Menſch, bey dem du keine Noth haben wirſt, wenn du dir ſie nicht ſelbſt machſt. Chriſtiane, ſiehe hinaus, ob der Bediente noch da iſt. Ich muß doch die

vielen Sachen anſehen, die ich zum Geſchenke bekommen habe. Herr Simon muß gewiß ein gutes Herz haben, das ſeinen Fehler bald bereut. Je nun! Wie wir Menſchen ſind! Ich ſpreche immer, wir haben alle unſere Fehler, nur einer vor dem andern. Wir müſſen Geduld mit einander haben.

Chriſtianchen. Es liegen bey dem Porcellan auch etliche geiſtliche Bücher, ich denke, daß eine hieß Scrivers Seelenſchatz. Herr Simon ließ bitten, Sie ſollten es nicht übel nehmen, daß ſie nicht eingebunden wären, er hätte ſie nicht gebunden bekommen können.

Fr. Richardinn. Warum giebt er denn das Geld für die Bücher aus? Ich habe Bücher genug, und ich bleibe bey den Büchern, an die ich mich von Jugend auf gewöhnet habe. Scrivers Seelenſchatz! Es mag ganz ein hübſches Buch ſeyn. Doch wozu brauche ichs? Wie viel muß es denn koſten? Vielleicht nimmt es mein Herr Gevatter, der Buchändler, für ein billiges von mir an. Nunmehr wird der Bediente wohl fort ſeyn. Ich will die Sachen anſehn. Chriſtiane bleibe du hier bey Lorchen, wenn etwa Herr Simon noch einmal herſchicken ſollte.

Vierter Auftritt.

Lorchen. Chriſtianchen.

Chriſtianchen. Ach mein liebes Lorchen, ich habe Ihrentwegen eine ganze Viertelſtunde die bitterſten Thränen vergoſſen. Ich ſtund an der Thüre, und hörte zu, wie übel Ihnen die Mama begegnete. Sie meynen es aufrichtig mit mir, und meine Mama kann Ihnen vorwerfen, Sie verführen mich. Laſſen ſie michs nicht entgelten, meine liebe Freundinn. Herr Simon wird Ihnen tauſendmal mehr Vergnügen verſchaffen, als Ihnen meine Mama Verdruß gemacht hat. Sie nehmen mich doch noch mit nach Berlin?

Lorchen. Ja, meine liebe Chriſtiane, wir reiſen gewiß mit einander. Ihre Aufrichtigkeit wird mich zu allem in der Welt geſchickt machen, was Sie nur von mir verlangen. Ich will Ihnen mit allem dienen, was in meinem Vermögen iſt.

Chriſtianchen. Wollen Sie denn auch meiner Mama vergeben, daß Sie ſo ſehr von ihr ſind beleidiget worden?

Lorchen. Ja mein Kind. Wir müſſen ſtets ſo fertig zum Vergeben ſeyn, als es andre ſind uns zu beleidigen. Und wenn kein Menſch in der Welt mehr großmüthig wäre; ſo wollen wir es beyde ſeyn. Bittere Beſchuldigungen anzuhören, iſt eine große

Mar-

Marter für ein ehrliebendes Herz; allein ſie nicht verdienet haben, iſt ein weit größeres Vergnügen. Ich kann Ihre Mama nicht beſſer beſtrafen, als daß ich das alles bleibe, oder das werde, wofür ſie mich nicht hält. Sie denkt, ich meyne es nicht gut mit Ihnen. Doch ſie wird erſchröcken, wenn es der Ausgang zeigt, daß ich Ihr Glück dem meinigen vorgezogen habe.

Chriſtianchen. Wie werden wir es aber anfangen, daß mich meine Mama mit Ihnen reiſen läßt? So bald Sie hören wird, daß Sie Herr Simons Braut ſind: ſo wird Sie wieder böſe werden, und mich nicht reiſen laſſen.

Lorchen. Dafür laſſen Sie mich ſorgen. Eins bitte ich Sie nur: wenn Herr Simon kömmt, denn er wird bald da ſeyn, ſo thun Sie nicht ſo furchtſam gegen ihn. Es fehlet ihnen nicht an dem Vermögen, zu reden. Sie ſind nur zu ſchüchtern, und benehmen ſich durch Ihre Furcht die Sprache. Herr Simon iſt nicht mehr Ihr Bräutigam, ſondern der meinige; alſo können Sie ſchon etwas freyer und ungezwungner mit ihm umgehn. Wollen Sie es thun mein liebes Kind?

Chriſtianchen. Ja! ich will recht aufrichtig und vertraut mit ihm reden. Aber werde ich nicht die Freundſchaft beleidigen, wenn ich gegen Ihren Bräutigam freundlich thue? Ich bin ihm nunmehr

mehr recht herzlich gut, weil er ſo aufrichtig war, und mein Bitten erfüllte, und Ihnen ſein Herz ſchenkte. Er muß von Natur recht gütig und liebreich ſeyn. Wie gut werden ſie nicht mit ihm auskommen! Die Mama konnte mir vorhin zumuthen, ich ſollte ihn laſſen, weil ſie ihn haßte! aber das thue ich in meinem Leben nicht.

Lorchen. Nein, haſſen Sie ihn nicht. Lieben Sie ihn, als Ihren Freund. Je mehr Sie ihn werden kennen lernen, deſto liebenswürdiger wird er Ihnen vorkommen.

Chriſtianchen. Aber wenn er mich wieder küſſen wollte, das darf ich ihm wohl nicht mehr erlauben, weil ich nicht mehr ſeine Braut bin. Er wird es auch wohl nicht thun.

Lorchen. Dieſen kleinen Eintrag in meine Rechte will ich Ihnen herzlich gern erlauben. Schlagen Sie ihm einen Kuß nicht ab, wenn er Sie darum bitten ſollte. Sie ſind ihm dieſes Vergnügen für ſeine Liebe noch ſchuldig. Aber, mein liebes Kind, machen Sie auch, daß ich nicht zu viel dabey verliere. Sie ſind ſchöner und reizender, als ich.

Chriſtianchen. Fürchten ſie nichts. Ich will lieber gar nicht mit ihm reden, wenn ich Ihnen etwa gefährlich ſeyn ſollte. Ich dächte nicht, daß ich eben ſo ſchön wäre. Gefalle ich Ihnen denn, mein liebes Lorchen?

Lor-

Lorchen. Sie gefallen mir, und, wenn ich nicht irre, auch Herr Simonen mehr, als zu ſehr. Wie lange wird es werden: ſo bringen Sie mich um meinen Bräutigam!

Chriſtianchen. Quälen ſie mich nicht. Wie dächten Sie, daß ich zu ſo einer Bosheit geſchickt wäre? Ach nein, ich bin Herr Simon gewogen, weil er Ihnen gewogen iſt, und ich habe nunmehr das größte Vertrauen zu ihm.

Lorchen. Wenn ich nun etwa bald ſterben ſollte, wollten Sie mirs wohl verſprechen, ihn nach meinem Tode zu heirathen? Was meynen Sie?

Chriſtianchen. O denken Sie doch nicht an den Tod! Ich höre gar nicht gern von dem Sterben reden. Der Himmel laſſe ſie noch lange leben.

Lorchen. Aber wenn ich nun bald ſterben ſollte, wollten Sie ihn alsdenn lieben?

Chriſtianchen. Ja, weil Sie ihn geliebet haben, und weil er Sie geliebt hat, ſo würde ich ihn auch lieben, und auch zu meinem Manne nehmen. Laſſen Sie aber die Gedanken vom Tode fahren; Sie machen ſonſt mich und Herr Simonen betrübt.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Ferdinand.

Ferdin. Nun, wie ſtehts um unſre Sachen? Hat ſich meine Frau Muhme bald zufrieden gegeben? Sie hat in unſer Quartier geſchickt, und uns wieder herbitten laſſen. Ich weis nicht was wir ſollen, ob ſie uns vielleicht noch einige Grobheiten ſagen will, die ihr in der Hitze nicht gleich beygefallen ſind. Her Simon wird gleich auch zugegen ſeyn.

Lorchen. Meine liebe Chriſtiane, gehn Sie doch, und empfangen Sie Herr Simonen. Führen Sie ihn nur gleich in Ihre kleine Stube. die Mama möchte ſonſt empfindlich werden, wenn er erſt zu mir käme. Aber thun Sie mir nicht gar zu freundlich mit ihm; ich ſage es Ihnen. Mehr, als drey oder viermal, dürfen Sie ſich nicht küſſen laſſen. Kommen Sie nur her, ich will Ihnen ein Mäulchen geben, das können Sie Herr Simonen in meinem Namen wiedergeben: ſo behalten Sie doch ein gut Gewiſſen.

Chriſtianchen. Nein, das muthen Sie mir nicht zu. Ich weis nicht, warum Sie ſo mit mir ſcherzen. Warten Sie nur, ich will mich an Ihnen rächen, und es Herr Simonen gleich wieder ſagen. Ich bin recht froh, daß ich Sie ſo aufgeräumt ſehe.

Lor-

Lorchen. Ja, das macht die Liebe, und Sie, daß ich ſo zufrieden bin. Und ich will es Ihnen nur ſagen, ich möchte Sie auch gern verliebt, und ſo glücklich machen, als ich bin.

Chriſtianchen. Itzt noch nicht. Lernen Sie mir nur die Liebe erſt kennen. Wenn ich artiger bin, alsdenn iſt es Zeit genug. Ich höre ſchon iemanden kommen, ich will gehn, es möchte Herr Simon ſeyn.

Lorchen. Geſchwind, ſehen Sie noch erſt einmal in den Spiegel, ob Sie auch geputzt genug ſind. Herr Simon giebt auf alles acht.

Chriſtianchen. Er wird nicht ſehr auf mich ſehen. Wenn er auf ſeine Braut ſieht, ſo kann er meine Fehler nicht wahrnehmen.

Sechſter Auftritt.

Lorchen. Ferdinand.

Lorchen. Hörten Sie, was das loſe Kind ſagte? Sie kann wohl reden, wenn ſie nur nicht ſo furchtſam wäre. Und ſie wird in kurzer Zeit recht aufgeweckt und manierlich werden. Sie iſt noch die bloße Unſchuld.

Ferdin. Ich habe das gute Kind niemal für einfältig gehalten. Ich will alles zu ihrer Erziehung anwenden; und ich bin verſichert, daß ſich

der

der klügſte Mann noch um ſie Mühe geben ſoll. Wenn ſie nur aus den Händen ihrer närriſchen Mutter ſeynd wird: ſo ſoll ſie das liebenswürdigſte Frauenzimmer von der Welt werden.

Lorchen. Ja, wir wollen gewiß für ſie ſorgen. Sie hat mich glücklich gemacht, und ich denke, ſie bald eben ſo glücklich zu machen. Da kömmt die Frau Muhme. Sieht ſie doch ſo freundlich aus, als wenn ſie zehn Thaler in der Lotterie gewonnen hätte.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Richardinn.

Fr. Richardinn. Willkommen, lieber Herr Vetter, willkommen! Es iſt alles vergeſſen. Mein liebes Lorchen, ſeyn Sie ſo gut, und laſſen Sie Anſtalt machen, daß Herr Simon und der Herr Vetter dieſen Abend einen Biſſen Brod bey uns eſſen können. Ich muß doch heute meine geiſtliche Uebungsſtunde eingehn laſſen, da ich ſo liebe Freunde bey mir habe. Herr Simon iſt bey meiner Tochter. Sie mögen immer mit einander allein reden, ich will es ihnen nicht wehren. Sie ſind doch vor Gott ſchon Eheleute.

(Lorchen geht ab.)

Achter Auftritt.

Fr. Richardinn. Ferdinand.

Ferdin. Frau Muhme, glauben Sie denn, daß Herr Simon Chriſtianchen noch heirathen wird? Ich glaube es nicht. Sie haben ihm ja den ganzen Handel aufgeſagt.

Frau Richardinn. Was reden Sie doch? Machen Sie mir das Herz nicht ſchwer. Nein, nein, meine Tochter iſt ein ganz hübſches Mädchen, und Herr Simon ein hübſcher Mann. Sie haben auch alle beyde Geld, und alſo können ſie einander ſchon heirathen.

Ferdin. Ja, es gienge an, und es wäre angegangen; allein Sie haben ja alles rückgängig gemacht. Herr Simon hat ſich zu einer ganz andern Heirath entſchloſſen. Denken Sie denn, daß er ſich ſo unhöflich begegnen läßt? Es iſt ein angeſehner geſchickter Mann. Er bekömmt zehn Weiber aus den vornehmſten Häuſern, wenn er ſie nur haben will.

Fr. Richardinn. So? Alſo hat er meine Tochter nur in die Rede bringen wollen? Alſo will er ſie ſitzen laſſen, der gottloſe Menſch? und mich arme Frau vor der Zeit unter die Erde bringen? Solche Leute kann er mir ins Haus führen, Herr Vetter, und fürchtet ſich der Sünde

nicht?

nicht? Ich arme Wittwe! Ja, ja, arme Wittwen zu unterdrücken, das iſt der Weltlauf.

Ferdin. Was reden Sie wieder, Frau Muhme? Warum heiſſen Sie Herr Simonen einen boshaften Mann, und warum beleidigen Sie mich? Haben wir denn nicht beyde die redlichſten Abſichten gehabt? Und ſind Sie denn nicht ſelbſt Schuld, daß Herr Simon von Chriſtianchen abläßt?

Fr. Richardinn. Was? Ablaſſen will er? Nein, nun und nimmermehr, und wenn mein ganzes Vermögen darauf gienge. Es müßte keine Gerechtigkeit mehr im Lande ſeyn. Ich will gehn, ſo weit mich meine Füße und mein Gebet tragen. Ich will dem Landesherrn einen Fußfall thun. Ich will mir und meiner Tochter Recht ſchaffen. Ich will beten, daß es dem ehrloſen Simon nimmermehr wohl gehn ſoll. Ich will ‒ ‒ Ich arme Frau! Ja alles dieſes will ich thun.

Ferdin. Frau Muhme, ich weis gar nicht, wie Sie mir vorkommen. Können Sie denn nicht gelaſſen mit mir reden? Ich gehe den Augenblick aus Ihrem Hauſe, wenn Sie mir noch ein empfindliches Wort ſagen. Ich kann Ihren Wandel und Ihre vielen Betſtunden gar nicht zuſammen reimen. Wenn man Sie reden und ſchmähen hört: ſo ſollte man glauben, Sie hätten keine Religion, außer die Sie ſich ſelber gemacht hätten. Und gleich-

gleichwohl reden Sie ſo viel von Ihrer Andacht. Doch ich will billig ſeyn und Ihre Ausſchweifungen einer natürlichen Hitze und ſtarken Wallung des Geblüts zuſchreiben. Allein glauben Sie ja nicht, daß ich und Herr Simon Ihren Zorn anhören müſſen. Der Weg, den wir herkommen ſind, ſteht uns alle Augenblicke offen.

Fr. Richardinn. Lieber Herr Vetter, (Sie weint.) was ſoll ich aber anfangen? Nehmen Sie ſich doch einer armen Wittwe an. Rathen Sie mir doch. Herr Simon, ein ſo ſinnreicher Mann, der faſt eine Tonne Goldes im Vermögen hat, der will meine Tochter, meine einzige Tochter nicht haben? Ach gerechter Himmel! Sie hat ja auch auf dreyßig tauſend Thaler. Sie iſt ja jung, und ſchön, und chriſtlich erzogen. Sie hat ihm ja vor ein paar Stunden angeſtanden. Warum will er ſie dann itzt nicht haben?

Ferdin. Weil Sie geſagt haben, daß er ſie nicht verdiente; daß er ſie mit Ihrem Willen nimmermehr bekommen ſollte. Kurz, weil Sie ihm die gröſten Grobheiten unter die Augen geſagt haben.

Fr. Richardinn. Aber, ich habe es ſo böſe nicht gemeynt. Ich will meine Sünde wohl heute verbeten. Ich will Herr Simonen die verſprochene fünf tauſend Thaler gleich mitgeben. Ich will

ihn von nun an für einen frommen Menſchen hal-ten, und ihn alle Tage in mein Gebet einſchlieſ-ſen. Ich will auch die Reiſekoſten bis Berlin für meine Tochter tragen. Ach ſo gewiſſenlos wird er nicht ſeyn, daß er meine arme Tochter im Sti-che laſſen ſollte! Was würde die böſe Welt davon ſagen? Würde ſie die Schuld nicht auf mich ſchieben?

Ferdin. Auf dieſe Art würde die böſe Welt zum erſtenmale wahr reden. Denn ſind Sie nicht an allem Urſache? Die gute Chriſtiane dauert mich ſelbſt. Sie hätte in der Welt keinen beſſern Mann bekommen können, als Herr Simon iſt. Sein Reichthum iſt das wenigſte, was ich an ihm hoch ſchätze. Sein Verſtand und ſein redliches Herz ſind weit größere Schätze.

Fr. Richardinn. Ja doch! Sein Verſtand und ſein chriſtliches Herz, das iſt es eben, warum ihn meine Tochter nehmen ſoll. Und wenn er al-ler Welt Reichthümer beſäße, und hätte nicht ſo viel Religion: ſo bekäme er ſie nimmermehr. Der liebe Mann hat mir mit allerhand geiſtlichen und erbaulichen Büchern ein Geſchenk gemacht. Ja, wenn er mir eine Grafſchaft geſchenket hätte, er hätte mir keinen größern Gefallen thun können. Daraus ſehe ich, daß er fromm iſt, und nicht bloß an dem Zeitlichen klebt. Meine Tochter wird

bey ihm ſo gut aufgehoben ſeyn, als bey mir ſelber.

Ferdin. Liebe Frau Muhme, Sie haben zweyerley Sprachen, und ich weis nicht, auf welche man ſich verlaſſen ſoll. Eine klingt geiſtlich, und die andre ziemlich weltlich. Man ſollte ſchwören, Sie müßten auch zwo Seelen haben; eine zum Beten und Singen; und eine zum Richten und Schelten. Doch das werden Sie am beſten wiſſen. Es iſt meine Profeſſion nicht, einen Gewiſſensrath abzugeben. Indeſſen will ich mit Herr Simonen reden, ob er ſich noch entſchlieſſen kann, Ihr Schwiegerſohn zu werden. Ich zweifle ſehr daran, denn er hat = = .

Fr. Richardinn. Ich zweifle keinen Augenblick. Ja ich will eben daran erkennen, ob er ein rechtſchaffen Herz hat, wenn er meine Tochter nimmt. Ich kann ihm zwar bey meinem Leben nicht mit vielem Gelde dienen, aber deſto mehr mit meinem Gebete; und daran wird ihm mehr gelegen ſeyn, als an etlichen Tauſend Thalern. Wir müſſen ja alles zurück laſſen, wenn wir ſterben; aber das Gebet folgt uns mit ins Grab. Ich arme Frau, wie lange wird es denn noch mit mir werden! Ja, lieber Herr Vetter, wenn Sie es nur ſehen ſollten, ich habe mir ſchon alle Kleider zu rechte gelegt, die ich im Sarge tragen

will. So gar die Breter zu meinem Sarge liegen ſchon da. Es ſind feſte und eichene Breter, ich weis nicht mehr, wie viel ſie mich koſten. Ich habe ſie von dem Gevatter Tiſchler ſtatt der Intereſſe angenommen.

Ferdin. Das iſt alles gut. Ich will wünſchen, daß Sie dieſe feſte Breter noch lange nicht brauchen, und Sie ehe zu einem Brautbette, als zu dem Sarge anwenden mögen.

Fr. Richardinn. Der Himmel vergebe es Ihnen, Herr Vetter, daß Sie mit mir armen alten Frau ſo ſpotten. Ich könnte noch an das Heirathen denken? Schämen Sie ſich doch. Es wird indeſſen ſchlimm genug ſeyn, wenn meine Tochter aus dem Hauſe iſt. Wer ſoll mich künftig in meinem Alter warten und pflegen! Keinen Mann habe ich, der mir an die Hand gienge, und ſo einen, wie mein ſeliger Herr war, kriege ich in meinem Leben nicht wieder. Nein, Herr Vetter, rathen Sie mir ja nicht, daß ich wieder heirathen ſoll. Ein alter Mann iſt unbehülflich, und ein junger hält mich nicht für gut, und verthut mir das Meinige. Ach denken Sie mir nicht an dieſe Schwachheit. Die Breter ſind zu meinem Sarge beſtimmt, der ſoll mein Brautbette ſeyn.

Ferdin. Sie haben mich nicht recht verſtanden, ich meynte zum Brautbette Ihrer Jungfer Tochter. Ich würde Ihnen nicht zur Ehe rathen, Frau Muhme, da ich weis, daß Sie in ſechzig ſind.

Fr. Richardinn. Warum nicht lieber in achtzig? Ich muß am beſten wiſſen, wie alt ich bin. Es läßt ſich mit meinen Jahren noch wohl halten, und meines Alters wegen könnte ich noch lange leben, wenn mich nicht Noth und Sorge vor der Zeit ins Grab brächten. Ich bin alle Tage bereit zum Tode. Doch möchte ich nur noch einige Jahre leben, damit ich ſähe, wie es meiner Tochter gienge, und ob ſie mich auch mit wohlgerathnen Kindern erfreuen würde. Wenn ſie nur nach Herr Simonen gerathen, ſo bin ich ſchon zufrieden.

Ferdin. Frau Muhme, wir wollen noch nicht von den Kindern reden; denn es ſtößt ſich noch an die Kleinigkeiten, ob Herr Simon Chriſtianchen zur Frau haben will.

Fr. Richardinn. Davon bin ich überzeugt. Ich will gehn, und den Biſſen Eſſen zurecht machen laſſen. Ueber Tiſche wollen wir die Verſprechung zur Richtigkeit bringen.

Neunter. Auftritt.

Ferdinand Simon.

Simon. Wo iſt denn meine Braut? Haben Sie noch nicht mit ihr geſprochen?

Ferdin. Ja, ich weis nicht, welche Braut Sie meynen; ob die erſte oder die letzte? ob Chriſtianchen, oder Lorchen?

Simon. Wie können Sie doch fragen? Habe ich denn eine andre Braut, als Lorchen?

Ferdin. Bey Ihnen iſt es freylich Lorchen; aber bey meiner Frau Muhme iſt es Chriſtianchen. Sie will uns zu Tiſche behalten, und da ſoll die Verſprechung vor ſich gehn. Und wenn Sie Chriſtianchen nicht zur Frau nehmen: ſo will meine liebwerthe Frau Muhme in eigener hoher Perſon ins Conſiſtorium laufen, all ihr Vermögen daran ſetzen, und wenn dieſes nicht hilft, Sie durch ihr Gebet in das entſetzlichſte Unglück beten.

Simon. Die Frau weis nicht, was ſie will. Sie kann thun, was ihr gefällt. Lorchen iſt meine Braut, und Chriſtianchen dauert mich. Sie hat itzt wieder mit mir geſprochen, und recht artig gethan. Sie iſt wirklich nicht ſo wohl einfältig, als furchtſam. Sie hat recht mit mir geſcherzt, und Lorchen bey mir auf eine loſe Wei-

ſe verklagt. Freylich hat ſie mir nichts ſinnreiches geſagt; aber ſie wußte es doch mit einer guten Mine vorzubringen. Sie bedankte ſich recht zärtlich bey mir, daß ich auf ihr Bitten Lorchen hätte zu meiner Braut erwählen wollen. Ich hätte lieber über ihre Unſchuld geweint. Doch, Herr Ferdinand, wo iſt denn Lorchen? Haben Sie noch nicht mit ihr geſprochen?

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Lorchen. Chriſtianchen.

Lorchen. Hat mich Chriſtianchen bey Ihnen verklagt, Herr Simon?

Simon. Ja wohl, meine liebe Braut; und ich wollte bitten, daß Sie ſich ſelber eine Strafe auferlegten, damit ich es nicht in Chriſtianchens Namen thun müßte.

Lorchen. Das iſt doch ganz artig. Sie trauen der loſen Chriſtiane, und verdammen mich, ohne mich gehört zu haben. Bey wem ſoll ich mich denn über Sie ſelbſt beklagen? Bey der kleinen Chriſtiane? Ja, ja, da würden Sie mit einer ſehr leichten Strafe davon kommen.

Chriſtianchen. Mein liebes Lorchen, ich habe nichts mehr geſagt, als was wahr iſt. Ich hätte gerne noch etwas dazu geſetzt; aber ich konnte

es

es nicht über das Herz bringen. Ich habe Sie gar zu lieb. Ich will es Ihnen auch geſtehn, daß mir Herr Simon ⸗ ⸗ doch er mag es Ihnen ſelber ſagen.

Lorchen. Ich höre es ſchon, mein Herr Bräutigam wird Ihren kleinen Muthwillen mit etlichen Mäulchen beſtraft haben, und Sie werden ſich dieſe harte Beſtrafung haben gefallen laſſen. Sie ſagen nichts, Herr Simon? Soll ich etwan auch ſtille ſchweigen, und Ihre erſte Untreue gleich mit Gelaſſenheit anſehen?

Chriſtianchen. O! reden Sie doch nicht von der Untreue. Sie haben mir es ja ſelbſt befohlen. Herr Simon liebt Sie von Herzen, und wir haben von nichts, als von Ihnen, geſprochen. Er hat Ihnen die größten Lobſprüche beygelegt, und ich auch. Wenn ich von Ihnen reden ſoll, ſo werde ich recht beredt.

Simon. So, meine liebe Chriſtiane! Immer vertheidigen Sie mich bey meiner Braut. Sie ſehen wohl, daß ſie eiferſüchtig auf Sie iſt. Aber, liebſte Eleonore, wir wollen die wenigen Augenblicke noch zu einigen Berathſchlagungen wegen unſerer morgenden Abreiſe anwenden. Weis es denn die Frau Richardinn, daß Sie meine Braut ſind? Wird ſie auch ihre Chriſtiane mit Herr Ferdinanden reiſen laſſen?

Chriſtianchen. Wie? Herr Simon! Ich ſoll nicht mit Lorchen reiſen, und nur mit Herr Ferdinanden? Iſt dieſes Ihr Verſprechen? Das hätte ich Ihnen nicht zugetrauet.

Simon. Nein, mein liebes Kind, Sie reiſen mit uns, und was Sie in Berlin verlangen, das ſoll zu Ihren Dienſten ſtehen.

Ferdin. Sie ſollen meine Tochter ſeyn, und ich will Ihnen mehr halten, als ich verſpreche. Ich mache mir eine Ehre daraus, ein Frauenzimmer in meinem Hauſe zu haben, das ſo angenehm und ſittſam iſt, als Sie ſind. Sie wiſſen es nicht, wie liebenswürdig Sie Ihre Unſchuld macht; und deſto mehr verdienen Sie, hochgeſchätzt zu werden. Jungfer Lorchen und meine Frau ſollen alles zu Ihrem Umgange und zu Ihrem Vergnügen beytragen.

Lorchen. Ich will nichts weiter ſagen, meine liebe Chriſtiane. Genug, Sie ſollen bald ſehn, daß mir Ihre Zufriedenheit ſo lieb, wo nicht gar noch lieber, als die meinige iſt.

Chriſtianchen. So wollen wir immer gehn, die Mama wird ganz gewiß ſchon mit dem Eſſen auf uns warten. Herr Simon und Herr Ferdinand, ich verlaſſe mich auf Ihren Fürſpruch. Nehmen Sie es nur nicht übel, wenn die Mama wieder verdrießlich werden ſollte. Sie meynt es nicht ſo böſe.

Simon. (zu Lorchen.) Alſo kommen Sie, meine liebe Braut. Wir wollen ſehn, wie wir mit der Frau Richardinn aus einander kommen. Ich habe noch für ein größer Präſent geſorgt, ſie wird ſich ſchon befriedigen laſſen.

Lorchen. Meine liebe Chriſtiane, gehn Sie immer voran. Wir wollen gleich nachkommen. Thun Sie nur indeſſen gegen die Mama, als ob Herr Simon noch Ihr Bräutigam wäre. Wir wollen es nachdem ſchon machen. (Sie geht ab.)

Eilfter und letzter Auftritt,

Die Vorigen.

Lorchen. Ich habe noch ein Wort mit Ihnen zu reden, Herr Simon. Sie ſind ſo großmüthig geweſen, und haben mich zu Ihrer Braut erwählt und ich geſtehe Ihnen, daß ich mir kein größer Glück in der Welt wünſche, als die Frau eines ſo edelgeſinnten Mannes zu ſeyn. Ich gebe Ihnen hiermit die aufrichtigſte Verſicherung, daß ich Sie liebe. (Sie küßt ihn.) Allein ich höre auch in eben dem Augenblicke auf, die Ihrige zu ſeyn. Ihr Herz war nicht für mich, ſondern für Chriſtianchen beſtimmt, und je mehr Vergnügen ich in der Ehe mit Ihnen würde genoſſen haben, deſto unruhiger würde ich geworden ſeyn, daß ich

meiner Freundinn ſo viel entzogen hätte. Werfen Sie mir nicht vor, daß ich zu zärtlich in der Freundſchaft bin. Ich will lieber durch den Ueberfluß der Freundſchaft fehlen, als durch den Mangel.

Simon. Um des Himmels willen, was fangen Sie mit mir an? Wozu bringen Sie mich? Iſt mir denn alles in der Liebe zuwider?

Lorchen. Laſſen Sie mich ausreden, ſo werden Sie hören, ob ich Ihnen Unrecht thue. Sie haben mich gewiß aus der beſten Abſicht gewählt, und ich glaube, daß ich Ihr Herz einigen von meinen Eigenſchaften zu danken habe. Allein überlegen Sie wohl, ob nichts mehr, als die Liebe, an dieſer Wahl Antheil hat? Der Verdruß, den Sie mit der Frau Richardinn gehabt, hat ſich gewiß ohne Ihr Wiſſen mit in das Spiel gemengt. Sie ſchlug Ihnen Chriſtianchen ab, und gleich darauf trugen Sie mir Ihr Herz an. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf; ich will Ihnen auch Ihre Liebe zu mir nicht verdächtig machen. Ich will nicht ſagen, daß ſie zu geſchwind entſtanden iſt. Nein, ich will es anders ausdrücken. Ich glaube nicht, daß ich ſo viel Reizungen beſitze, daß ich in ſo kurzer Zeit mir Ihre Liebe zu eigen machen könnte. Geſetzt auch, daß ſie noch ſo gegründet wäre, ſo bleibe ich doch bey meinem Vorſatze. Ich

habe

habe alles wohl überlegt. Ihr Herz gehört niemanden; als Chriſtianchen. Sie verdient es, wo nicht mehr, doch eben ſo wohl, als ich. Sie hat es aus Liebe zu mir nicht annehmen wollen, und um mich glücklich zu machen, hat ſie ſpäter glücklich werden wollen. Sie liebt Sie, ohne es zu wiſſen, und Sie können nach meinem Urtheile nicht glücklicher wählen, als bey Chriſtianchen. Bleiben Sie alſo bey Ihrem erſten Entſchluſſe. Sie ſind nicht unbeſtändig gegen Chriſtianchen geweſen, denn Sie haben Ihren Werth nicht genug gekannt. Ich begleite Chriſtianchen nach Berlin. Sie lebt noch ein Jahr bey mir, ehe Sie ſich mit ihr vermählen. Es ſteht bey Ihnen, ob Sie meinem Rathe folgen wollen, der die aufrichtigſte Abſicht zum Grunde hat. Genug, ich bin nicht mehr Ihre Braut, ſondern Ihre gute Freundinn.

Simon. Liebſte Eleonore, in welche Beſtürzung ſetzen Sie mich! Ich weis nicht ‥ Iſt es denn nicht möglich, daß Sie mich lieben können?

Lorchen. Ich will Ihnen die Mühe nicht machen, mich weitläuftig zu widerlegen. Ich will Unrecht haben. Ich glaube, daß ich Sie beleidige, und daß Sie ſich dergleichen fremden Antrag niemals vermuthet haben. Allein ich wiederhole es: Entweder Chriſtianchen iſt Ihre Braut, oder keine von uns beyden.

Ferdin Ach Lorchen! Worzu bringen Sie Herr Simonen? Uebereilen Sie ſich doch nicht, ich bitte Sie.

Lorchen. Ich übereile mich nicht. Antworten Sie mir, mein lieber Herr Simon. Iſt Chriſtianchen Ihre Braut, und ſoll ich mit Ihr nach Berlin reiſen?

Simon. Laſſen Sie mich doch nur von meiner Beſtürzung zu mir ſelber kommen, Sie verfahren gewiß zu ſtrenge mit mir. Ich weis ja nicht, ob die unſchuldige Chriſtiane ſich entſchlieſſen kann ⸗⸗⸗ Alſo darf ich mir keine Hoffnung machen, Sie zu beſitzen, meine Eleonore? Verdiene ich nicht länger, als etliche Augenblicke, von Ihnen geliebt zu werden? Bin ich denn in einem Traume, oder ſchlagen Sie mir wirklich ihr Herz ab? Darf ich gar nichts mehr hoffen?

Lorchen. Nein, Sie dürfen nicht mehr hoffen. Beruhigen Sie ſich, wenn ich Ihnen geſtehe, daß es mir ſo ſauer ankömmt, dieſes zu ſagen, als es Ihnen ſeyn kann, es anzuhören. Genug, ich opfere die Liebe der Freundſchaft auf, mein Herz mag dawider ſagen was es will. Sie gehören Chriſtianchen zu, und ich will mich vollkommen glücklich ſchätzen, wenn Sie dieſes liebenswürdige Kind von meiner Hand annehmen. Sie liebt Sie gewiß; allein ſie hat, aus Lieb zu mir, mich durch Sie glücklich machen, und ſich ſelber vergeſſen wollen. Ich bin alſo nicht

ein⸗

einmal ſo großmüthig, als Chriſtianchen. Was ich thue, iſt nur eine Belohnung, oder eine Erkenntlichkeit für die Freundſchaft, die ſie mir freywillig erwies. Erfüllen Sie meine Bitte: lieber Herr Simon, und nehmen Sie meine unſchuldige Freundinn von mir an. Ich reiſe mit ihr nach Berlin, und es bleibet bey meinem Verſprechen. Geben Sie dieſen Abend Ihr Wort von ſich, und verſchieben Sie das Hochzeitfeſt noch ein Jahr. Ihre Ehe wird alsdenn ein Beyſpiel der beſten Ehen ſeyn. Denken Sie nicht mehr an mich; ſondern von dieſem Augenblicke an, an Chriſtianchen. Ich bitte Sie bey der Zuneigung, die Sie mir heute geſchenkt haben, denn ich weis nichts koſtbarers.

Simon. Ich kann nichts weiter ſagen, als daß ich Chriſtianchen von Ihrer Hand annehmen, und Ihre Großmuth, meine Eleonore, und mein Schickſal zeitlebens bewundern werde. Ach Herr Ferdinand, wer hätte dieſen Ausgang vor einer Stunde vermuthet? Ich gehorche dem Verhängniſſe und der Liebe. Chriſtianchen ſey zum andernmale meine Braut, und auf ewig die meinige. Wird ſie mich auch lieben? Wie unruhig iſt mein Herz, wenn es liebt, und was iſt gleichwohl ſüſſer, als die unſchuldige Liebe? Liebſte Eleonore, glauben Sie wohl, das Chriſtianchen mich liebt?

Lorchen. Ja. Sie liebt Sie, Herr Simon, und ich freue mich über den glücklichen Ausgang Ihrer Liebe. Ich will mit Chriſtianchen reden; verlaſſen Sie ſich auf mich, und auf Ihren eignen Werth. Wie zufrieden will ich ſeyn, wenn ich Sie beyde in dem Glücke ſehe, das Sie verdienen, und wenn ich den ſüſſen Gedanken mit mir herum tragen kann, daß ich zu dieſem Vergnügen etwas beygetragen habe! Kommen Sie, wir wollen zur Frau Richardinn gehen. Sie wird dieſen guten Erfolg mehr, als einmal, ihrem Gebete zuſchreiben.

Ferdin. Das heißt Großmuth! Das heißt Freundſchaft! Wenn doch viel ſolche weltlich geſinnte Frauenzimmer in der Welt wären, wie Lorchen und Chriſtianchen, und keine einzige ſo heilige Frau, wie meine Frau Muhme, die Betſchweſter. Lorchen, ich habe kein Kind. Sie ſind meine Tochter. Nehmen Sie die fünf tauſend Thaler von Herr Simonen nicht an. Ich will Sie allein glücklich machen. Kommen Sie, meine liebe Tochter, wir wollen gehn.

(Er nimmt ſie bey der Hand, und ſie küßt ihm die Hand.)

Lorchen. (zu Simonen.) Erlauben Sie mir das Vergnügen, daß ich Sie zu Ihrer Braut führen darf. Das gute Kind wird recht erſchrecken.

Das
Loos in der Lotterie,
Ein Luſtſpiel.
in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Herr Orgon.
Frau Orgon.
Herr Damon.
Frau Damon.
Carolinchen, eine Anverwandtinn der Frau Damon.
Herr Simon.
Herr Anton, Carolinchens Bräutigam.

Der Schauplatz iſt in Damons Hauſe.

Erſter Aufzug.
Erſter Auftritt.
Frau Damon. Herr Orgon.

Frau Damon.

Bringen Sie mir etwan eine gute Nachricht wegen der Berliniſchen Lotterie? Haben Sie die Liſte noch nicht erhalten?

Hr.

Hr. Orgon. Nein, zur Zeit noch nicht, meine liebe Frau Schwägerinn. Aber ich bekomme ſie entweder mit der heutigen Poſt, oder doch mit der morgenden gewiß. Und ich will Ihnen im voraus von Herzen wünſchen, daß ihr Loos den größten Gewinnſt mag erhalten haben.

Fr. Damon. Sie wünſchen mir mehr, als ich verlange. Ich habe nicht in die Lotterie gelegt, um reich zu werden, ſondern um andern gutes zu thun, wenn ich etwas gewönne. Sie wiſſen wohl, daß mein lieber Mann mit der Freygebigkeit nicht wohl zufrieden iſt, und mich durch ſeine gar zu große Sparſamkeit auſſer den Stand ſetzet, jemanden Gefälligkeit zu erzeigen. Wenn ich nun zum Exempel hundert Thaler gewönne: ſo wollte ich ihm die eine Hälfte davon geben, damit er mir erlaubte, die andere Hälfte meiner Schweſter Tochter, Carolinchen, zu ſchenken, welche ſich einige gute Bücher und muſikaliſche Sachen dafür kaufen würde. Es iſt ein recht artiges und geſchicktes Mädchen, die von den meiſten Fehlern unſers Geſchlechts frey iſt.

Hr. Orgon. Ja, ja. Sie mag ein gut Gemüthe haben. Wenn ich Herr über mein Vermögen wäre: ſo wollte ich ihr ſelber dienen. Allein unſere beyden Haushaltungen ſind einander gleich entgegen geſetzt. Bey Ihnen hat der Mann das Geld allein, und bey mir die Frau.

Fr.

Fr. Damon. Aber warum geben ſie denn Ihrer Frau Liebſte alles, und benehmen ſich die Gelegenheit, gegen Ihre Anverwandten und Freunde gefällig und liebreich zu ſeyn?

Hr. Orgon. Ich habe recht viele Urſachen dazu, wenn Sie es nur wiſſen ſollten, Frau Schwägerinn. Erſtlich will es meine Frau haben, daß ich ihr alles Geld geben ſoll. Und warum ſollte ichs nicht thun, da mir nicht viel an dem Gelde liegt? Zum andern, was ſollte ich mit dem Gelde anfangen? Die Arten, wodurch man es verthut, ſind mir faſt alle zu beſchwerlich. Ich ſpiele nicht gern, weil es mühſam iſt, und man dabey lange nachſinnen muß. Ich trinke nicht gern, weil ich mich vor dem Kopfweh fürchte. Und in dem Weinkeller ſind auch immer ſo viel Leute. Dieſe muß ich entweder grüſſen, wenn ich hinkomme, oder ich muß gar mit ihnen reden, oder doch zuhören. Und alles dieſes beunruhiget mich; denn ich bleibe gar zu gern in meiner Gelaſſenheit, und laſſe mir alles gefallen, wobey ich mich leidend verhalten kann.

Fr. Damon. Wobey Sie ſich leidend verhalten können? Was ſoll denn das eigentlich heiſſen?

Hr. Orgon. Ich weis es ſelber nicht recht, aber ich wollte nicht erſt lange herum ſinnen. Denn was ſollte man ſich eines Wortes, oder Gedan-

kens wegen lange quälen? Ich bin von dem vielen Reden ſchon recht müde. Wenn nur meine Frau käme, daß ſie an meiner ſtatt mit Ihnen ſprechen könnte!

Fr. Damon. Herr Schwager, das iſt auch gar zu bequem. Sie werden doch Ihrer Frau Liebſte nicht zumuthen, daß Sie in Ihre Seele reden ſoll?

Hr. Orgon. Ja, warum ſoll ſie nicht in meinem Namen reden können, da ſie mein ganzes Herz kennt und im Beſitze hat? Sie thut es auch gern. Denn ſie redt lieber, als ich. Und ſo wenig ich ſpreche: ſo läßt ſie es doch ſelten bey dem, was ich ſage, bewenden. Sie verbeſſert es entweder, oder ſie führt es weitläuftiger aus, oder ſie zeigt mir das Gegentheil davon. Und dieſes laſſe ich mir von Herzen gefallen. Denn auf dieſe Art habe ich keine Mühe. Meine liebe Frau denkt für mich und redt auch für mich.

Fr. Damon. Herr Schwager, Sie ſind gar zu treuherzig. Warum ſagen Sie mir alles dieſes? Ich hätte geglaubt, Sie nähmen es übel, wenn man Ihnen nur die Hälfte von denen Eigenſchaften beylegte, die Sie ſich ganz zueignen.

Hr. Orgon. Ich rede die Wahrheit. Die Vorſtellung kömmt mir allemal weit beſchwerlicher an, als wenn ich ſage, wie mirs ums Herze iſt. Ge

ſetzt

ſetzt, daß auch meine Lebensart nicht recht nach der Mode wäre: ſo iſt ſie doch ruhig; und ein ruhig Leben iſt das vernünftigſte.

Fr. Damon. Mich deucht, Sie vermengen das gar zu Bequeme mit dem Ruhigen.

Hr. Orgon. Das mag ſeyn. Ich habe es Ihnen ja ſchon geſtanden, daß mir ein Wort nichts verſchlägt. Uber dieſe mühſelige Pedanterey bin ich lange hinweg. Bedenken Sie nur, ob dieſes keine ruhige Lebensart iſt, wenn man wenig oder nichts thun darf, und ſogar der verdrießlichen Mühe, ſich zu entſchlieſſen, überhoben ſeyn kann.

Fr. Damon. Nun überlege ich erſt, wie viel Ihnen mein Lotteriezeddel Mühe gekoſtet haben mag. Urtheilen Sie nur. Erſtlich haben Sie meine Bitte, mir einen zu verſchaffen, anhören müſſen. Dieſes iſt eine Mühe. Dann haben Sie ſich entſchlieſſen müſſen, daß Sie mir ein Loos ausnehmen wollen. Dieſes iſt die andre Mühe. Ferner haben Sie das Geld dafür nach Berlin geſchickt. Dieſes iſt die dritte Mühe. Und wenn Sie heute, oder morgen die Liſte von der gezogenen Lotterie von Ihrem Correſpondenten erhalten: ſo habe ich Ihnen die vierte Mühe gemacht. Derjenigen nicht zu gedenken, die ich Ihnen itzt verurſache, da Sie mit mir davon haben reden müſſen.

Hr.

Hr. Orgon. Sie vergrößern meinen Dienſt gar zu ſehr. Ich weis doch wohl, daß man einer lieben Freundinn zu Gefallen ſich auch einmal Gewalt anthun muß. Indeſſen bleibe ich dabey, daß ein ruhiges Leben ein vernünftiges Leben iſt. Ueberlegen Sie nur, liebe Frau Schwägerinn, wie glücklich man iſt, wenn man niemals daran denken darf, was man thun will, und ſogar nicht einmal zu wollen braucht. Meine Intereſſen kommen, ohne daß ich daran gedacht habe. Ich denke auch ferner nicht daran, wenn ich ſie habe; denn ich überlaſſe ſie meiner Frau. Wenn meine Frau ſagt: Mein Schatz, wir wollen eſſen, ſo eſſe ich. Wenn ſie ſpricht: Wir wollen Caffee trinken, ſo trinke ich, wenn ſie mir einſchenkt. Kurz, meine Frau lenkt meine Seele, meine Wünſche, mein Geld, wohin ſie will. Und ich erſpare mir auf dieſe Art die größte Mühe, die das menſchliche Leben, wo nicht verkürzt, doch gegewiß beſchwerlich macht.

Fr. Damon. Aber auf dieſe Art, Herr Schwager, ſind Sie ja, wenn Sie meine Vergleichung nicht übel nehmen wollen, faſt nichts in Ihrem Hauſe, als ein Gängelwagen, der nicht eher laufen kann, als bis man ihn in Bewegung ſetzet.

Hr. Orgon. Wie ich höre, können Sie auch ſpotten. Laſſen Sie es gut ſeyn. Ich befinde

mich

mich, als ein lebendiger Gängelwagen, ſehr wohl, und will es bis an meinen Tode bleiben. Doch wir haben viel geredet. Laſſen Sie uns nun etwas ausruhen, ſonſt möchte ich vor Müdigkeit nicht Caffee trinken können.

Fr. Damon. Soll ich Ihnen etwan ein Küſſen holen, wenn Sie ſich mit dem Kopfe ein wenig auf den Tiſch legen wollen? Doch hier kömmt Ihre Frau Liebſte.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Fr. Orgon. Weil Sie es alſo befohlen haben, Frau Schweſter, ſo ſtelle ich mich ein. Aber meine erſte Bitte iſt, daß Sie ſich unſertwegen nicht die geringſte Ungelegenheit machen.

Fr. Damon. Befürchten Sie nichts, liebe Frau Schweſter. Sie wiſſen ſchon, daß mein Mann kein Freund von großen Gaſtereyen iſt, und daß er an ſeinem Geburtstage eben ſo wenig verſchwendet, als zu einer andern Zeit. Verziehen Sie nur einen Augenblick, ich will gehen und ihn herbey rufen.

Dritter Auftritt.

Herr Orgon. Frau Orgon.

Fr. Orgon. Die Frau Schwägerinn hat ſich ja ganz erſtaunlich geputzt. Ich hätte ſie für eine Hofdame angeſehen, wenn ſie mir im Dunkeln begegnet wäre. Gewiß, wenn ich argwöhniſch wäre: ſo könnte ich mir allerhand Gedanken machen, daß ich meinen Mann ganz allein bey einer Frau antreffe, die wohl nicht ohne Urſache ihren völligen Staat angeleget hat.

Hr. Orgon. Hat ſich die Fr. Schwägerinn ſo geputzt, mein liebes Kind? Ich habe nicht Achtung darauf gegeben.

Fr. Orgon. Sie mögen nun Achtung darauf gegeben haben oder nicht; ſo ſagen Sie mir nur, warum Sie eher hieher gegangen ſind, als ich?

Hr. Orgon. Du haſt mirs ja geheiſſen, mein gutes Herz!

Fr. Orgon. Gut! habe ich Ihnen deswegen befohlen, daß Sie ſich ganz allein zu der Frau Schwägerinn ſetzen, und wer weis was für Reden mit ihr führen ſollen? Was für ſinnreiche und angenehme Sachen haben Sie denn von ihr gehört?

Hr. Orgon. Ich weis kein Wort mehr von unſerer ganzen Unterredung. Warum ſollte ich

mir die Laſt machen und das behalten, was ich höre?

Fr. Orgon. Mit dieſer Entſchuldigung, ſo wahr oder erdichtet ſie auch iſt, werden Sie dieſesmal nicht auskommen. Ich frage Sie kurz und gut, ob Sie mich lieben, oder nicht?

Hr. Orgon. Ach ja, mein Schatz.

Fr. Orgon. Nun ſo befehle ich Ihnen bey dieſer Liebe, daß Sie mir ſagen, was ſie mit der ſo ſchön geputzten Frau Schwägerinn geſprochen haben.

Hr. Orgon. Ja wenn ichs nur wüßte. Ich redte, glaube ich, davon mit ihr, daß mir das Reden ſauer würde.

Fr. Orgon. Man höre nur, was das für eine boshafte Antwort iſt. Wie kommen Sie denn zu dem ſinnreichen Einfalle? Ich glaube, die Frau Schwägerinn hat es Ihnen eingegeben, was Sie Ihrer rechtſchaffenen Frau antworten ſollen. Sie wiſſen doch wohl, daß ich Ihre Frau bin, oder ſoll ich Ihnen noch mehr ſagen? Ich kündige Ihnen meine Liebe und alles auf, wenn Sie mir nicht den Augenblick ſagen, was Sie mit der eingebildeten, närriſchen, ſtolzen, ungeſchickten und verführeriſchen Frau geredet haben.

Hr. Orgon. Mein Engel, beunruhige mich nicht. Ich glaube, ich ſchliefe ein, wenn ich lange nachſinnen wollte.

Fr. Orgon. Und wenn Sie auf zehn Jahre einſchlieſen: ſo muß ich wiſſen, was Sie mit der Frau geredet haben.

Hr. Orgon. Itzt beſinne ich mich. Wir redten von der Berliniſchen Lotterie.

Fr. Orgon. Was iſt denn das für ein Geheimniß?

Hr. Orgon. Die Frau Schwägerinn hat mich vor einiger Zeit erſucht, ein Loos in der Berliniſchen Lotterie für ſie auszunehmen. Nun iſt die Lotterie gezogen, und ſie möchte gern wiſſen, ob ſie für ihre vier Thaler etwas gewonnen hätte.

Fr. Orgon. Das iſt ja recht artig. Sie bemühen ſich für die Frau Schwägerinn, und ſagen Ihrer Frau kein Wort davon. Ich darf alſo nicht wiſſen, was Sie mit ihr vorhaben? Und Sie befürchten auch nicht, daß es heraus kommen wird? Ich weis nicht, warum die Männer ſo einfältig ſind, etwas geheim anzufangen, da ſie doch nie geſchickt ſind, es geheim zu halten?

Hr. Orgon. Laß mich nicht ſo viel reden, mein Kind, es möchte mir ſchädlich ſeyn!

Fr. Orgon. Aber wenn Sie mit der Frau Schwägerinn reden und etwas heimlich einfädeln ſollen: ſo haben Sie dieſe Sorge nicht. Ich redliche, rechtſchaffene Frau, gehe mit Ihnen ſo vertraut um; und Sie hintergehen mich?

Hr. Orgon. Nicht doch. Die Frau Schwägerinn bat mich, ich ſollte es niemanden ſagen, damit es nicht vor ihren Mann käme, daß ſie Geld in die Lotterie legte.

Fr. Orgon. Alſo weis es ihr Mann nicht? Das gefällt mir. Iſt das die ſo vernünftige, die tugendhafte Frau, von der alle Leute als von einem Wunder ihres Geſchlechts reden? Sie hintergeht ihren wackern Mann. Sie entwendet ihm das Seinige und ſetzt es in die Lotterie, um Geld zu gewinnen, damit ſie Staat davon machen, und es andern ehrlichen Weibern in den Moden zuvorthun kann. Warum putzt ſie ſich denn ſo ſehr, wenn ſie keine Anbeter ſucht? Entſchuldigen Sie doch Ihre Frau Schwägerinn, wenn ich ihr Unrecht thue.

Hr. Orgon Ich glaube wohl, daß man ſie entſchuldigen könnte; aber ich mag mich in dieſe Arbeit nicht einlaſſen.

Fr. Orgon. Heißt dieſes nicht ſo viel, als Ihre Frau hat Unrecht? Halten Sie mich denn für eine Verläumderinn? Eins von beyden muß wahr ſeyn. Entweder Ihre Frau Schwägerinn iſt das, wofür ich ſie ausgebe, oder ich bin eine Verläumderinn. Welches behaupten Sie?

Hr. Orgon. Ich behaupte keines von beyden.

Fr. Orgon. Und ich behaupte, daß ich Recht habe. Wer iſt Ihnen lieber? Ihre Frau, oder

Ihre Schwägerinn? Wer wartet und pflegt Sie?

Hr. Orgon. Ja, mein Kind, du haſt Recht; ſie hat Recht; kurz, wir haben alle mit einander Recht. Doch, wenn du es lieber ſiehſt: ſo ſollſt du allein Recht haben. Laß mich in Ruhe, komm her und umarme mich.

Fr. Orgon. Sie verdienen dieſe Belohnung eben nicht. Doch, damit Sie ſehen, daß ich nicht halsſtärrig bin: ſo ⸗ ⸗ (Sie küßt ihn.) Nicht wahr, mein liebſter Schatz, Sie hatten Unrecht?

Hr. Orgon. Ja wohl.

Fr. Orgon. (Sie küßt ihn.) Iſt es nicht an⸗ dem, daß die Frau Schwägerinn lange nicht ſo ſchön ausſieht, als es die Leute machen?

Hr. Orgon. Ja, mein Engel, du biſt viel ſchö⸗ ner.

Fr. Orgon. Habe ich nicht Recht, daß die Frau Schwägerinn (Sie küßt ihn.) lange nicht ſo verſtändig, ſo tugendhaft und artig iſt, als man ſie in allen Geſellſchaften ausſchreyt.

Hr. Orgon. Ja, du übertriffſt ſie in allen. Laß mich nicht ſo viel reden, ſonſt wird mir das Küſ⸗ ſen zu ſauer.

Fr. Orgon. Ach mein engliſcher Mann! Itzt beſinne ich mich, daß ich mein Spielgeld zu Hauſe in meinem Putzſchranke vergeſſen habe; und die

Magd mag ich nicht in meinen Schrank gehen laſſen. Willſt du nicht ſo gut ſeyn und mirs holen? Nicht wahr, du kannſt mirs nicht abſchlagen? Oder ich würde auf den Abend = = =

H. Orgon. Das wird mir ſehr ſauer werden. Ich dächte du gäbeſt mir vier Groſchen zu einer Sänfte; denn ſonſt entkräfte ich mich zu ſehr.

Fr. Orgon. Hier iſt das Geld, gehen Sie nur. Da kömmt ja mein lieber Herr Damon.

Vierter Auftritt.

Fr. Orgon. Hr. Damon.

Hr. Damon. Ich bin von Herzen erfreut, wehrteſte Frau Schwägerinn, Sie heute bey mir zu ſehen. Nur bitte ich, daß ſie mit einer ſchlechten Bewirthung vorlieb nehmen, und ſichs bey uns gefallen laſſen wollen.

Fr. Orgon. Mir iſt es das größte Vergnügen, daß ich die Ehre haben ſoll, dieſen Nachmittag bey Ihnen zuzubringen; noch angenehmer aber iſt mir der heutige Tag, weil es Ihr Geburtstag iſt, wozu ich Ihnen von Grund meiner Seelen gratulire, und Ihnen zu dem zurückgelegten Halbenhunderte noch ein Halbhundert Jahre wünſche.

Hr. Damon. Der Himmel beſtättige Ihren Wunſch geehrteſte Frau Schwägerinn, und gebe

auch Ihnen, und Ihrem lieben Manne ein langes Leben, gutes Auskommen und alles, was Sie ſich ſelber wünſchen. Aber auf hundert Jahre werde ichs wohl nicht bringen. Nein, ich fühle ſchon, daß meine Kräften abnehmen. Ach die Hausſorgen nehmen einen ſehr mit! Sie wiſſen, daß ich mir das meinige angelegen ſeyn laſſe. Wer wirthſchaften und in der Welt ehrlich leben will, hat ſtets zu ſorgen, ſtets zu thun. Gott lob! daß ich mich keine Mühe dauern, und auch um einen Pfennig keinen Weg verdrieſſen laſſe. Leider iſt das Geld ſchwer verdient, und leicht verthan, und man braucht gleichwohl ſogar viel. Ich pflege immer zu meiner lieben Frau zu ſagen, daß niemand wüßte, ob er mit ſeinem Vermögen auskommen würde, als bis er todt wäre. Es ſind der Fälle in der Welt gar zu viel, wodurch man in ſeiner Nahrung zurück geſetzet werden kann.

Fr. Orgon. Sie haben vollkommen Recht, lieber Herr Schwager. Ihre Frau Liebſte iſt meine Herzensfreundinn; ich liebe ſie wie mich; aber mit ihrer Freygebigkeit, oder ſoll ich es Leichtſinnigkeit nennen, bin ich eben nicht zufrieden. Sie meynt es gut; aber . . doch eine Freundinn ſoll nicht von der andern reden. Ach es koſtet viel, wenn ein Frauenzimmer alle neue Moden mitmachen will. Sehen Sie nur, wie ſchlecht und recht

ich

ich gehe. Und meiner Jahre wegen könnte ich doch in der Kleidung noch ſehr jung thun.

Hr. Damon. Ja, Frau Schweſter, Sie helfen mir auf das rechte Capitel. Es iſt wahr, meine Frau iſt Schön, und jung, und tugendhaft, und darum gefällt ſie mir; aber ſie iſt auch galant in Kleidern, gar zu freygebig; und darum gefällt ſie mir nicht. Ich ſchwöre Ihnen zu, daß ſie mir niemals beſſer, als in ihrem Nachtkleide, gefällt, nicht darum weil es mich wenig koſtet, ſondern weil es ohne Pracht, bald geſchafft, und nicht leicht verderbt iſt. Sie hat mir heute zu meinem Geburtstage verſprochen, künftig alle Groſchen umzuwenden, ehe ſie einen ausgiebt. Und wenn ſie recht haushältig wird, ſo kann ich mir keine beſſere Frau wünſchen.

Fr. Orgon. Daran zweifele ich gar nicht. Aber man muß auch mit dem Taſchengelde wohl umzugehen wiſſen.

Hr. Damon. Taſchengelde hat meine Frau gar nicht. Sie muß mir alle Heller abfordern.

Fr. Orgon. Nun wenn das iſt, ſo haben Sie ja nichts zu befürchten. Denn ſie wird nicht mehr fordern, als ſie braucht.

Hr. Damon. Ja liebe Frau Schwägerinn, das iſt eben die Frage und meine Sorge. Sie hält gar zu viel auf die Töchter ihrer ſeligen Schweſter.

Und ob dieſe gleich nicht oft bey mir ſeyn darf: ſo fürchte ich doch, daß ſie eins und das andre von meiner Frau geſchenkt bekommt. Doch verwünſcht ſey der Groſchen, um welchen ſie mich bringt! Ich will auch der Noth ein Ende machen, und meine Muhme an meinen Mündel, den Herrn Simon verheirathen: ſo bekömmt ſie doch einen Mann mit Gelde. Und meine Frau hat alsdenn keine Urſache mehr, für ſie zu ſorgen. Herr Simon und Jungfer Carolinchen werden heute mit uns ſpeiſen. Vielleicht können wir unverſehens ein Paar aus ihnen machen.

Fr. Orgon. Aber, Herr Schwager = = Nein, um des Himmels willen, fragen Sie mich ja nicht, was ich Ihnen ſagen wollte. Es ſoll nimmermehr über meine Lippen kommen. Nein, nein! Ihre Frau Liebſte iſt meine gar gute Freundinn. Sie wird es doch ſo zu machen wiſſen, daß ſie es an einem andern Orte wieder erſpart.

Hr. Damon. Was? meine Frau will mich zum armen Manne machen? Iſt dieſes das Verſprechen, welches ſie mir heute gethan? Hat ihr der Teufel wieder eine Gelegenheit zur Verſchwendung eingegeben? Ich geplagter und unglückſeliger Mann! Eben diejenige Perſon, die mir am nächſten iſt; die keinen Heller zu mir ins Haus gebracht hat; durch dieſe ſoll ich mein ſauer erworbenes Vermögen aus einander gehen ſehen? Fr.

Fr. Orgon. Wie können ſie doch gleich ſo einen übeln Verdacht auf Ihre arme Frau werfen! Sie iſt meine Freundinn; und wenn ich gewußt hätte, daß Sie ſo auffahren würden: ſo hätte ich kein Wort ſagen wollen. Wenn habe ich denn behauptet, daß ſie Ihnen Ihr Vermögen durchbringt? Vor ſolchen Gedanken bewahre mich der Himmel. Wenn ſie nun auch etliche Thaler ohne Ihr Wiſſen in die Lotterie legt, wird denn dadurch Ihre ganze Haushaltung zu Grunde gehen?

Hr. Damon. Wie? meine Frau legt Geld in die Lotterie? Das gottloſe Weib! Ich darbe es meinem Leibe, ja meiner Seele ab: und ſehe, wie ich es mache, daß ich das Jahr über nur dreymal zur Beichte gehe, damit ich die vierten achtGroſchen erſpare. Und meine Frau iſt ſo ruchlos und ſetzt das meinige in dieLotterie? Ich möchte vor Aergerniß des Tods ſeyn. Ich weiß es allen meinen Freunden, die mir zu dieſer Heirath gerathen haben, ſchlechten Dank. Nur heraus mit der Sprache, Frau Schwägerinn! Nur gleich geſtanden! Wie viel hat meine Frau in die Lotterie gelegt? Ich mag nichts mehr von ihr hören und wiſſen. Ich übergebe ſie der Obrigkeit, dem weltlichen Arme. Ja, ja, ich thue es. Es iſt durch ein öffentliches Mandat verboten, daß man ‒ ‒

Fr. Orgon. Um des Himmels willen, Herr Schwager, begreifen Sie ſich doch!

Hr. Damon. Ja, durch ein öffentliches Mandat iſt es verboten, nichts in auswärtige Lotterien zu legen. Ich will die Obrigkeit um Hülfe anflehen. Von Tiſche und Bette mit einer ſolchen Frau! Wo kriegt ſie denn das Geld her? Werden nicht in Paris alle Hausdiebe ohne Barmherzigkeit wegen acht Groſchen gehangen? Und man wollte hier zu Lande nicht einen Mann von einer Frau ſcheiden, die ihn betrügt? Sie ſoll ins Zuchthaus. Ich will den Befehl gleich ablöſen. Ich veralimentire ſie nicht, nun und nimmermehr!

Fr. Orgon. Iſt Ihre Hitze bald vorbey? Man muß die Männer nur austoben laſſen. Sie ſind wie das ſiedende Waſſer, und hören endlich von ſich ſelber auf zu lärmen. Sagen Sie mir, was Sie mit allen den vergeblichen Reden haben wollen! Wenn nun Ihre Frau auch vier Thaler in die Lotterie geleget hat, wollen Sie wohl ſo albern ſeyn und ſich bey Ihrem Verluſte noch vor Gerichte auslachen laſſen?

Hr. Damon. Nein, das will ich nicht thun. Klagen will ich nicht. Sie haben Recht, Frau Schwägerinn. Es kömmt nichts heraus, als Sporteln, als Advocatengebühren. Nein, daß

ich

ich mich nicht mit den Advocaten einließe. Sie könnten meiner Frau den Eid deferiren, und ſie könnte, um bey mir zu bleiben, ſchwören, und⸗⸗

Fr. Orgon. Nun, nun, Herr Schwager. Nur nicht ſo verächtlich geſprochen. Sonſt kommen wir vor Gerichte. Eines Mannes wegen ſchwört ſich keine Frau in die Hölle. Das ſage ich! Verſtehen Sie mich?

Hr. Damon. Ja doch. Ich will meine Frau ſelbſt beſtrafen. Ich will ſie zu mir in mein Hinterſtübchen kommen laſſen. Ich will die Thüre zu ſchlieſſen. Sie ſoll mir eine kniende Abbitte thun. Sie ſoll acht Tage nicht in meine Schlafkammer kommen, ſo wahr ich heute meinen Geburtstag begehe.

Fr Orgon. Herr Schwager, halten Sie mit ſolchen Reden inne. Das heißt das ganze weibliche Geſchlecht, und alſo auch mich beſchimpft. Wenn Ihre Frau einfältig genug iſt: ſo können Sie mit ihr machen, was Sie wollen. Aber in meiner Gegenwart müſſen Sie mit mehr Ehrerbietung von den Weibern reden, ſonſt will ich Ihnen zeigen, was eine Frau iſt. Wollen Sie Ihre Frau nicht etwan gar ſchlagen? Ich ſollte Ihre Frau ſeyn, ich wollte Ihnen⸗⸗

Hr. Damon. Ernſt muß in der Ehe ſeyn. Mein ſeliger Vater hat meine ſelige Mutter einmal die

ganze Treppe hinunter geſtoſſen, weil ſie ihm widerſprochen hatte. Meine Frau ſoll es ſchon empfinden. Ich will gleich gehen und ...

Fr. Orgon. Wo wollen ſie hin? Sind Sie denn ſo leichtgläubig, daß Sie die Sache mit der Lotterie für Ernſt halten? Merken Sie nicht, daß ich Sie nur habe auf die Probe ſtellen wollen, um zu erfahren, ob Sie ein böſer Mann ſind? So lernt man die lieben Männer kennen. Ihre rechtſchaffene Frau hat wohl in Ihrem Leben an keine Lotterie gedacht. Und Sie ſind ſo argwähniſch, daß Sie das Aergſte den Augenblick von ihr glauben? Hätten Sie doch auf meine Minen Achtung gegeben: ſo würden Sie leicht geſehen haben, daß die ganze Sache eine Erdichtung ſey. Ich ſage es Ihnen kurz und gut, daß kein Wort von der Lotterie wahr iſt, und daß ich Sie bloß auf die Probe habe ſtellen wollen. Und wenn Sie mirs nicht glauben, ſo gehe ich den Augenblick aus Ihrem Hauſe.

Hr. Damon. Ach liebe Frau Schwägerinn, wie froh bin ich, daß Sie mich hintergangen und mir eine Gelegenheit gegeben haben, meine Uebereilung zu erkennen! Ich bin gar zu leichtgläubig. Ich will es meiner armen Frau tauſendmal abbitten.

Hr. Orgon. Nein! Sie müſſen mirs zuſchwören, daß Sie Ihrer Frau liebſten kein Wort von der ganzen Sache ſagen wollen; ſonſt betrete ich Ihre Schwelle mit keinem Fuſſe mehr.

Hr. Damon. Ja, von Herzen gern. Ich will kein Wort ſagen. Hier kömmt ſie. Sehen Sie nur, Madam; habe ich nicht eine ſchöne Frau!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Damon.

Fr. Damon. Liebe Madam, wo wollen Sie den Caffee am liebſten trinken? Im Garten, oder auf dem Altane, oder hier?

Fr. Orgon. Wo Sie befehlen. In Ihrer Geſellſchaft wird er mir allezeit gut ſchmecken.

Hr. Damon. Wir wollen ihn immer im Garten trinken, Frau Schwägerinn. Da kann ich Ihnen die Geſchicklichkeit meiner Frau ſehen laſſen. Sie hat mein Gärtchen allerliebſt angelegt.

Fr. Damon Beſchämen Sie mich nicht, mein lieber Mann. Der Lobſpruch kömmt mehr dem Gärtner, als meiner Anſtalt zu.

Hr. Damon. Ich will immer gehn und den Garten aufſchlieſſen. So bald alles fertig ſeyn wird, werde ich die Ehre haben, die Frau Schwägerinn abzuholen.

Sechſter Auftritt.

Frau Orgon. Frau Damon.

Fr. Orgon. Es geht mir recht nahe, daß ich Ihnen ſo viel Ungelegenheit verurſache. Aber liebſte Frau Schweſter, das ſind ganz vortreffliche Ohrringe. Dieſe habe ich ja noch niemals bey Ihnen geſehen. Haben Sie ſich dieſen koſtbaren Staat ſelber geſchafft, oder iſt es ein Präſent von Ihrem Herrn Liebſten?

Fr. Damon. Nein, Frau Schweſter, weder mein Mann, noch ich, würden ſo viel für einen Schmuck geben, den man gar wohl entbehren kann. Es iſt ein Geſchenke, das mir ein guter Freund von meinem Manne, ein Juwelier aus Augſpurg, gemacht hat. Er reiſete vorige Woche hierdurch und trat bey uns ab, weil er auf der Reiſe krank geworden war. Er blieb etliche Tage bey uns, um ſich wieder zu erholen. Kurz, er ſchenkte mir bey ſeiner Abreiſe die Ohrgehenke, nebſt einer Zitternadel, für die Mühe, wie er ſagte, die er mir durch ſeine Unpäßlichkeit verurſachet hätte. Ich wollte, daß er mir das Vergnügen gelaſſen hätte, ihm umſonſt gedienet zu haben. Es war der rechtſchaffenſte und liebreichſte Mann von der Welt; der durch die Gelaſſenheit, mit der er die größten Schmerzen ertrug, mich und alle zum Mitleiden bewog.

Fr.

Fr. Orgon. In Wahrheit, Frau Schweſter, Sie ſind recht glücklich bey den Mannsperſonen. Ich glaube, daß alle Geſchenke, die ich in meinem ganzen Leben von dem andern Geſchlechte bekommen habe, nicht halb ſo viel austragen, als Ihre Ohrgehenke. Er gab Ihnen auch noch eine Zitternadel dazu? Ach laſſen Sie mich ſie doch ſehen! Ich habe eine herzliche Freude darüber, daß Sie ſo reichlich beſchenket worden ſind. Ich will gern ſchlecht und recht gehen, wenn ich Sie nur galant ſehe. Hören Sie, zeigen Sie mir doch die Nadel. Iſt ſie mit Brillanten beſetzet?

Fr. Damon. Ja, ſehr ſtark. Sie liegt in meinem Putzſchranke. Wenn ich Ihnen einen Gefallen damit erzeige, ſo will ich ſie gleich holen, wenn Sie etliche Augenblicke allein bleiben wollen.

Fr. Orgon. Von Herzen gern. Ach da kömmt ja auch mein armer Mann wieder.

Siebenter Auftritt.

Herr Orgon. Frau Orgon.

Hr. Orgon. Hier iſt das Spielgeld. Ich bin ganz entkräftet, mein lieber Schatz. Die Eſel, die Sänftenträger, ſetzten die Sänfte ſo ſtark nieder, daß es mir durch alle Glieder fuhr. Mein ganzes Blut iſt in Unordnung gebracht. Das grobe

Volk fragt den Henker darnach, wenn ich auf den Abend nicht eſſen, oder ſchlafen kann.

Fr. Orgon. Sind Sie ſchon unwillig, daß Sie mir einen kleinen Dienſt erwieſen haben? Ich muß alles für Sie thun; aber wenn Sie ſich meinetwegen nur über die Gaſſe ſollen tragen laſſen; ſo werden Sie ſchon an Händen und Füſſen contrakt. Was iſt denn das für eine Kaltſinnigkeit? Warum geben Sie denn auf mich nicht Achtung? Sehen Sie mirs denn nicht an, daß ich bis zur Ohnmacht krank bin?

Hr. Orgon. Nein, mein liebes Kind. Ich ſehe nichts. Du kömmſt mir ganz munter vor.

Fr. Orgon. Das wundert mich nicht. Sie möchten ſich die Sehe etwan ſchwächen, wenn Sie mich recht genau anſehen ſollten. Ich ſage es Ihnen ein für allemal, daß mir recht ſehr ſchlimm iſt, und daß ich vor Mattigkeit kaum die Lippen mehr bewegen kann. Wie? Sie wollen mirs nicht glauben? Sie haben kein Mitleiden mit mir.

Hr. Orgon. Werde nicht böſe, meine liebe gute Frau. Ich höre es nunmehro wohl, daß dir nicht recht iſt. Was fehlet dir denn?

Fr. Orgon. Was mir fehlet? das weis ich nicht; aber das weis ich wohl, daß ich eine arme unglückliche Frau bin, der nichts in der Welt

nach

nach Wunſche geht. Ich diene meinem Nächſten. Ich liebe Sie, als meinen Mann, und thue alles, was einer ehrlichen Frau zukömmt. Und wenn ich mich gegen meine Frau Schwägerinn, die eingebildete Närrin, die weder keuſch, noch wirthſchaftlich iſt, anſehe: ſo bin ich eine unglückliche Frau, und ihr hingegen läuft das Glück auf dem Fuße nach. Bedenken Sie nur! Vorige Woche hat ſie ein Paar mit Brillanten beſetzte Ohrgehenke geſchenkt bekommen. Der Himmel weis, von wem? Sie ſpricht von einem Juwelier. Und wenn es auch wahr wäre, ſo iſt die Frage, was ſie ihm für einen Liebesdienſt dafür erwieſen hat. Umſonſt wirft man ein ſolches Geſchenke nicht weg. Und wenn ſie ja durch die Ohrgehenke nicht zu bewegen geweſen iſt; ſo wird wohl die Zitternadel, mit Diamanten beſetzet, den Gedanken von der ehelichen Treue verdunkelt haben. Die eitle, ſtolze und verführeriſche Frau! Warum macht man denn mir keine ſolche Präſente, wenn man ſie unſchuldigen Weibern geben kann? Wenn Sie nur die Zitternadel ſehen ſollten, Sie würden über die Koſtbarkeit erſchrecken. Ich glaube, daß ſie über hundert Thaler werth iſt.

Hr. Orgon. Wo haben Sie ſie denn geſehen?

Fr. Orgon. Was iſt denn das wieder für eine einfältige Frage? Gehört es denn zur Sache? Ich

mag ſie geſehen haben, wo ich will. Und kurz, ich habe ſie nicht geſehen; aber es iſt ſo gut, als ob ich ſie hundertmal geſehen hätte. Ich ſage nichts, was ich nicht muthmaſſen kann; und was ich muthmaſſe, iſt gewiſſer, als das, was andere Leute ſehen. Genug, ich bin die unglücklichſte Frau von der Welt. Keine Mannsperſon giebt ſich die geringſte Mühe meinetwegen. Und daran iſt Ihr ſchläfrigs, Ihr verdrüßliches und albernes Weſen Schuld. Die Männer ſchlieſſen von Ihnen auf mich, und halten mich für das, was Sie ſind, weil ich gütig genug geweſen bin, Sie zum Manne zu nehmen. Können Sie es läugnen?

Hr. Orgon. Was denn? Ich habe nicht recht darauf gehöret. Ich dachte noch an die groben Sänftenträger. Sie wollten, über die vier Groſchen, noch einen Achter zu Biere haben, weil ich ſo ſchwer zu tragen, und der Weg ſo weit geweſen wäre. Nun hatte ich nicht mehr, als die vier Groſchen, die Du mir gegeben hatteſt. Ich ſagte daher, meine Frau würde ihnen bey Gelegenheit den Achter geben. Ich hätte itzt nichts mehr bey mir. Da lachten mich die Narren aus und fragten, wann meine Frau zum Mann geworden wäre? Das unverſtändige Volk! Ich habe mich gar nicht darüber geärgert; aber das verdroß

droß mich, daß ſie mich ſo hart niederſetzten. Es war nicht anders, als wenn mir alle Glieder auf einmal gelähmet würden.

Fr. Orgon. Mit Ihrer verwünſchten Sänfte! Thun Sie doch, als wenn Ihr Körper eine Spinnewebe wäre, die ſo leicht erſchüttert werden könnte. Die Sanftenträger ſind alte verſtändige Leute, die Ihnen keinen Schaden thun werden. Sagen Sie mir nur, warum Sie mich nicht fragen, wie ich mich befinde? Sehen Sie nicht, daß mir immer ſchlimmer wird? Die verwünſchten Ohrgehenke! Ach die verfluchte Zitternadel! Gab mirs nicht einen Stich ans Herze!

Hr. Orgon. Wenn Du es für nöthig befindeſt, ſo ſchicke nach dem Doctor. Vielleicht iſt Deine Unpäßlichkeit eine Frucht unſerer ehelichen Liebe.

Fr. Orgon. Schweigen Sie ja mit ſolchen Reden ſtill. Zehn Jahre habe ich den Himmel um einen Sohn gebeten. Meine Mutter hat dreyzehen Kinder gehabt. An mir kann die Schuld nicht liegen, wenn wir ohne Erben ſterben. Eſſen, trinken und ſchlafen, das können Sie ſehr gut. Mag doch unſer Vermögen an lachende Erben kommen. Wenn man die Urſache von allen Dingen wiſſen könnte, vielleicht würde man den Ausſchweifungen der Jugend ; ; ; Ich mag nichts mehr ſagen.

Hr. Orgon. Ach liebe Frau, Kinder ſind ein Segen vom Himmel. Man kann ohne Kinder viel bequemer leben. Nicht wahr, du haſt mich doch lieb? Wenn nur der Caffee bald kåme! Ich werde ganz ſchlåferig. Ich weis nicht, was es bedeuten muß, ich habe in der Sånfte auf dem Hinwege zweymal; da ich das Spielgeld aus dem Schranke nahm, wieder zweymal; und auf dem Herwege drey bis viermal gegåhnet. Die Månner liefen ſo ſtark mit der Sånfte; wenn ſie mir nur nicht etwan Gewalt gethan haben.

Fr. Orgon. Hören Sie ja von der Sånfte auf. Es wird mir allemal noch ſchlimmer, wenn ich Sie ſo einfåltig reden höre. Was wollen Sie denn mit der Sånſte? Es iſt ja die Rede von meiner Krankheit, und von den Ohrgehenken, und von der Zitternadel.

Hr. Orgon. Mein Engel, kaufe Dir doch ein Paar Ohrgehenke. Der Verwalter brachte vorhin fünf Gülden, weil ich zu Hauſe war. Er hatte ſie, glaube ich, aus Haber oder Heu gelöſet. Nimm dieſes Geld und kaufe dir ..

Fr. Orgon. Fünf Gülden! Sie ſind der einfåltigſte Mann von der Welt. Fünfzig langen nicht zu, wenn meine Ohrgehenke der nårriſchen Frau Schwågerinn ihren gleich kommen ſollen. Und damit iſt mir nicht gedienet. Meine müſſen noch beſ-

ſer

ſer ſeyn, als ihre, weil ich klüger und vorneh=mer bin, als ſie iſt.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Damon.

Fr. Damon. Sie ſehen ja ganz verdrüßlich. Was fehlet Ihnen?

Fr. Orgon. Ach engliſche Frau Schweſter! machen Sie, daß ich gleich in die friſche Luft komme. Es iſt mir gar nicht wohl. Ich habe mich bald zu Tode geärgert. Mein Mann hat einen Verdruß mit den Sänftenträgern gehabt. Das grobe ungeſchliffene Volk! Sie haben ihn ſo ſtark niedergeſetzet, und ihm noch die leicht=fertigſten Reden angehangen, und er will ſie nicht verklagen. Haben Sie die Zitternadel nicht bey ſich?

Fr. Damon. So bald wir Caffee getrunken haben, werde ich die Ehre haben, ſie Ihnen zu zeigen. Kommen Sie doch, Herr Orgon, wir wollen die Frau Liebſte in die Mitte nehmen, daß ihr das Gehen in den Garten nicht ſo ſauer wird.

Hr. Orgon. Iſt es weit in den Garten? Ich bin ſchon ſehr müde. Doch er iſt ja gleich am Hauſe.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Herr Orgon. Herr Damon.

Hr. Damon. Nun, wie gefallt Ihnen mein Gärtchen? Verwundern Sie ſich nicht, daß ich ſo viel Geld darein ſtecke? Meine Frau hat ihre Luſt daran. Manchmal geht mir der Aufwand wohl in dem Kopfe herum; aber, wenn ſie mir eine Blume bringt oder ein hübſches Gartengewächs aufträgt, und mich dabey mit ihrer liebreichen Mine anſieht: ſo vergeſſe ich, wie viel er mich koſtet.

Hr. Orgon. Ich habe nichts an dem Garten auszuſetzen. Der Caffee ſchmeckt recht gut darinnen; aber ich wollte, daß ich nicht hinein gegangen wäre. Ich bin ganz unruhig. Es hat mich eine Micke auf den Fuß geſtochen. Nun juckt mich das Schienbein abſcheulich. Und wenn ich es reibe, ſo wird mir das Bücken und das Reiben ſauer. Und endlich werde ich auf die Nacht nicht ſchlafen können.

Hr. Damon. Sie ſind auch ſehr zärtlich, Herr Schwager. Haben Sie nur Geduld, Sie werden an der Wunde nicht ſterben. Doch, daß Sie mich meines Gartens wegen nicht etwan für einen Ver-

ſchwender halten, ſo muß ich Ihnen ſagen, wie ichs damit mache. Sie wiſſen, daß ich ſtarke Capitale von meinem Mündel, dem Herrn Simon, in den Händen habe. Dieſe verleihe ich gegen acht und zehn Procent, und verrechne nach den Landesgeſetzen nur fünfe. Dieſen Profit nun ſtecke ich in meinen Garten. Ich kann es mit gutem Gewiſſen thun; aber meine Frau darf ichs nicht wiſſen laſſen. Dieſe dächte gleich, ich verlöre um der Paar Thaler willen den Himmel. Wenn ich, wie meine Frau geſinnt wäre: ſo würden wir, um die Tugend zu beſitzen, manchmal nichts in der Küche haben. Ich lobe mir die Mittelſtraſſe, und mache mir über Kleinigkeiten kein Gewiſſen. Welches iſt vernünftiger, tugendhaft und reich zu ſeyn? Oder tugendhaft, und dabey aus Einfalt arm ſeyn?

Hr. Orgon. Mich müſſen Sie nicht fragen, Herr Schwager. Ich laſſe mich in keine Streitfragen ein, und dabey will ich bis an mein Ende bleiben. Ich bin der Tugend weder gram noch gut: ſo wie ich den Reichthum weder hoch ſchätze, noch verachte. Wenn ich zeitlebens einen guten Tiſch, bey Tage meine Bequemlichkeit, und bey der Nacht meine Ruhe behalte: ſo mag meinetwegen Geld in der Welt ſeyn, oder nicht. Und mit der Tugend werde ichs von freyen Stücken niemals verderben.

Hr. Damon. Ja, ja, ich höre es wohl, Herr Schwager. Sie hätten ſich gut in eine Welt geſchickt, wo die Einwohner alle Tage funfzehn Stunden ſchlafen, und neun Stunden eſſen und trinken.

Hr. Orgon. Ich ſehe eben nichts unvernünftiges in einer ſolchen Welt. Halten Sie denn etwan die Arbeit höher, als das Vergnügen? Warum arbeiten wir? Um vergnügt und ruhig zu leben. Wenn ich nun das Vergnügen ohne Arbeit und Mühe haben kann: ſo iſt ja nichts vernünftiger.

Hr. Damon. Aber, wenn man nun gar nichts in der Welt gethan hat, wie wird es nach unſerm Tode mit dem Nachruhme ausſehen?

Hr. Orgon. Erwähnen Sie mir dieſe Sache nicht. Ich kann die lächerlichſten Dinge eine ganze Stunde ohne Lachen anhören; aber wenn man mir mit dem Nachruhme kömmt: ſo muß ich nothwendig lachen, daß ſich die Leute um ein Ding bekümmern, das nichts iſt.

Hr. Damon. Herr Schwager, Sie ſtoßen alle Philoſophie über den Haufen. Iſt dieſes nichts, wenn die Leute nach unſerm Tode ſagen: Der rechtſchaffene Mann! Er ließ ſichs blutſauer werden. Er wußte, wie ſchwer das Geld zu verdienen war. Er bauete das große Haus. Er legte den ſchönen Garten an. Er hat zehn reiche Vor-

mund-

mundſchaften mit vieler Sorgfalt verwaltet. Er hat dem Landesherrn jährlich ſo und ſo viel an Steuern und Gaben eingebracht. Er trank das ganze Jahr kein Glas Wein, auſſer an ſeinem Geburtstage, oder wenn ſeine Frau in die Wochen kam. Halten Sie dieſen Nachruhm für nichts: ſo müſſen Sie, ſo wenig ich auch von der Philoſophie verſtehe, doch gar keine haben.

Hr. Orgon. Ich bin etliche Jahre auf Univerſitäten geweſen, und habe das gelehrte Gewäſche mit angehöret; aber der Teufel mag wiſſen, was die Leute haben wollen. Ich habe mich nie in ihre Meynungen eingelaſſen. Anderer Leute ihre Philoſophie mag ſeyn, wie ſie will; ich bekümmere mich nicht darum. Meine Philoſophie beſteht in Ruhe und Bequemlichkeit. Und wem ſie nicht gefällt, der arbeite ſich zu Tode. Ich will an dieſer Krankheit nicht ſterben. Ich weis nicht, es fängt mich ganz an zu hungern. Ich möchte wohl etwas auf den Caffee eſſen. Ich habe heute zu viel Bewegung gehabt und gar zu viel geredt. Herr Schwager, erzählen Sie mir etwas. Ich will mir einen Stuhl bringen laſſen und ſehen, ob ich dabey einſchlafen kann, damit die Beule von der Mücke ſich ſetzet, es möchte ſonſt eine Entzündung dazu kommen, wenn ich ſo lange ſtünde.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Fr. Orgon. Ich weis nicht, die friſche Luft will mir auch nicht recht bekommen. Es iſt ein rechtes Elend, wenn mir einmal etwas fehlet, ſo ſind mir nachdem die geſündeſten Dinge ſchädlich. Ich will es einige Augenblicke in der Stube verſuchen. Sie erlauben mir es doch, Herr Schwager?

Hr. Damon. Von Herzen gern. Wenn ich etwas zu Ihrer Geſundheit beytragen könnte, ich wollte ſelber in die Apotheke laufen.

Fr. Orgon. Hören Sie es, mein Schatz, wie mitleidig und galant der Herr Schwager iſt? Ich glaube, wenn ich in Kindesnöthen läge, Sie machten mir kein ſolch liebreich Compliment.

Hr. Orgon. Ja, Complimente ſind mein Werk nicht. Ich meyne es gut; aber viele Worte machen, und laufen und rennen, das leidet mein Körper und meine Gemüthsruhe nicht Werde ja bald wieder geſund, mein Schatz, ſonſt werde ich dir zu Liebe krank.

Fr. Orgon. Ja, das glaube ich, daß Sie mit krank werden, nur damit Sie mir keine Handreichung thun dürfen.

Hr. Damon. Ich höre es wohl, Sie ſcherzen gern mit Ihrem Herrn Liebſten. Er hat ein redliches Herz.

Fr. Orgon. Ja, ſein Herz iſt ganz redlich. Aber wenn viel ſolche redliche Herzen unter den Menſchen wären: ſo würde die Welt bald aus großer Redlichkeit zu Grunde gehen. Mit Vorſatz beleidiget er niemanden; aber mit Vorſatz hat er auch noch keiner Seele gedienet. Sagen Sie mir, könnte ich wohl kränker ſeyn, als ich bin, und könnte er bey meiner Krankheit wohl weniger thun, als er thut?

Hr. Orgon. Ich pflege zu ſagen, keine Entſchuldigung iſt die beſte. Ich weis es ſchon, meine Frau hat mich lieb, und ich habe ſie auch lieb. Nimm etwas ein, mein Kind. Vielleicht hat der Herr Schwager Schaueriſchen Balſam.

Hr. Damon. Den habe ich nicht. Aufrichtig zu reden, ſo ſtecke ich nicht gern viel Geld in Arzney. Die Natur iſt der beſte Doctor. In meinem Hauſe curire ich mit einem Mittel alle Patienten, und zwar durch gute Diät. Wenn mir etwas fehlet: ſo hungere ich. Und ſo bald ſich eines im Hauſe klaget: ſo verbiete ich ihm das Eſſen, bis es mich verſichert, daß es ſich vollkommen beſſer befindet.

Fr. Orgon. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie Ihre Hungercur an mir auch probiren wollen.

Hr. Damon. Behüte der Himmel! Ich will gleich einen Löffel Krebsaugen holen laſſen, wenn ich Ihnen damit dienen kann.

Fr. Orgon. So glauben Sie, daß ſich meine Krankheit durch ſechs Pfennige Krebsaugen heben läßt? Sie müſſen keine gar zu hohe Meynung von mir haben.

Hr. Damon. Nicht doch, liebe Frau Schwägerinn, ich habe geraſpeltes Hirſchhorn; dieſes wollen wir darunter thun. Es ſchlägt vortrefflich nieder.

Hr. Orgon. Mein liebes Kind, Du nimmſt ja ſonſt immer Bibergeil ein. Laß Dir doch welches holen. Du haſt zu Mittage blähende Sachen gegeſſen.

Fr. Orgon. Sind Sie nicht ein unvernünftiger und unverſchämter Mann? Wenn ich noch nicht krank wäre, ſo würde ichs über Ihre niederträchtigen Reden. Können Sie mir ſonſt keine Krankheit andichten, die mir weniger Ehre bringt? Wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, ſo verlaſſen Sie mich, ſonſt ſterbe ich vor Aergerniß. Hören Sie, gehen Sie eine halbe Stunde in Garten; ich will ohnedieß gern mit dem Herrn Schwager ein Paar Worte allein reden.

Hr. Orgon. Warum ſoll ich aber gehen? Laſſen Sie mich immer hier bleiben, ich will nicht

zuhö-

zuhören. Und wenn es auch das größte Geheimniß wäre: ſo will ich darüber einſchlafen, wie ich hoffe.

Fr. Orgon. Nein, weil Sie im guten nicht wollen, ſo befehle ich Ihnen, in den Garten zu gehen, und zwar aus Sorge für Ihre Geſundheit. Wie? Sie wollen mir noch widerſprechen?

Hr. Orgon. Ach nein! Ein gutes Wort findet eine gute Statt. Wenn mir es auch noch ſo ſauer wird: ſo kann ich Dirs doch nicht abſchlagen. Ach wie ſpannt michs auf dem Schienbeine! Die verteufelten Mücken! Wenn es nur nicht ein offener Schade wird.

Dritter Auftritt.

Fr. Orgon. Hr. Damon.

Fr. Orgon. Wenn Sie gelaſſen bleiben wollen, ſo will ich Ihnen etwas erzählen, dazu mich meine Aufrichtigkeit verbindet, wenn mich anders meine Maladie reden läßt. Wollen Sie alſo nicht böſe werden, und wollen Sie meine Bitte Statt finden laſſen?

Hr. Damon. Bitten Sie alles in der Welt, nur nicht, daß ich einem guten Freunde mit Geld dienen ſoll. Es ſind itzt gar zu ſchlechte Zeiten. Die Preußiſche Contribution verwinde ich

zeitlebens nicht. Ach der Himmel behüte uns doch vor Krieg und theurer Zeit! Nein, was ich Ihnen ſage. Es iſt mir unmöglich, iemanden auch nur mit einem Ducaten zu dienen. Die ſchrecklichen Kriegsläufte machen einen wohl behutſam. Ja, liebe Frau Schwägerinn, man redet ſtark von einer Kopfſteuer.

Fr. Orgon. Sagen Sie mir nur, was Sie mir ſo viel von den böſen Zeiten vorpredigen? Sie brauchen dieſe Klaglieder nicht. Ich habe, Gottlob! ſo viel, daß ich Niemanden ein gut Wort geben darf. Hören Sie doch nur zu. Die Sache mit der Lotterie, wovon ich vorhin mit Ihnen geſprochen habe, iſt mehr, als zu gewiß.

Hr. Damon. Ach ich bin des Todes!

Fr. Orgon. Ich meyne es gut. Belohnen Sie meine Aufrichtigkeit nicht mit Unwillen. Ihre Frau Liebſte hat vier Thaler in die Berliner Lotterie gelegt.

Hr. Damon. Was? Vier Thaler zum Fenſter hinaus zu werfen? Eine Frau, die das ganze Jahr keinen Groſchen verdient, die nicht einmal ein Tiſchtuch zu mir ins Haus gebracht hat! Ich unglücklicher Mann! So kann Gott Segen im Hauſe geben, wenn man ſeine Gabe verachtet und in die Lotterie wirft. Ihrem öffentlich angetrauten Ehemanne das Geld heimlich zu entwenden?

Fr.

Fr. Orgon. Thun Sie mirs zu Liebe und werden Sie nicht böſe. Wiſſen Sie, was Sie thun können? Das Geld iſt noch nicht ganz verlohren. Suchen Sie nur die Schranke und Kiſten der Frau Liebſte durch. Wenn Sie das Loos heimlich wegnehmen könnten: ſo fände ſich wohl noch iemand, der es Ihnen abkaufte, weil die Lotterie noch nicht gezogen iſt. Ihrer Frau Liebſte brauchen Sie nichts davon zu ſagen, ſo erſparen Sie ſich den Verdruß. Und Sie würde am Ende doch errathen, daß Sie hinter die Sache gekommen wären, und ſich alſo ſchämen, und nicht mehr ſo leichtſinnig mit dem Gelde umgehen. Ja, wenn ich wüßte, daß ſie etwas gewänne: ſo wollte ich ihr die Freude wohl gönnen, wenn ſie auch den Gewinnſt zu nichts anders anwenden ſollte, als zu neuen Moden, um mich und andre ſtille Weiber durch ihren Staat zu beſchämen.

Hr. Damon. Sie haben mich ganz wieder aufgerichtet. Ja, engliſche Frau Schwägerinn, ich will es ſo machen, wie Sie geſagt haben. Ich will meiner Frau ihren Putz = und Wäſchſchrank durchſuchen. Ich will den Zeddel wegnehmen, und ihn an den erſten den beſten heimlich verkaufen, wenn ich auch vier Groſchen fallen laſſen ſollte. Kurz, ich will mich überwinden, und meiner Frau heute und lange Zeit kein Wort davon ſagen. Ich

will den Tag, da ich zur Welt gebohren bin, nicht mit Zank und Streit zubringen. Wer weis, ob ich ihn wieder erlebe, und wenn es geſchieht, ob ich ihn übers Jahr wieder aus Armuth begehen kann, wenn meine gottloſe Gehülfinn ſo fortfährt.

Fr. Orgon. Aber, Herr Schwager, geſetzt, es ſollte Ihnen über lang oder kurz einkommen, der Frau Liebſte dieſe Sache vorzuhalten; wollen Sie mir auch zuſchwören, daß Sie mich nicht verrathen wollen?

Hr. Damon. Ja, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin, ich will Ihren Namen nicht nennen. Bleiben Sie ohne Sorgen. Itzt aber erlauben Sie mir daß ich Sie auf einige Zeit verlaſſen und den Lotteriezeddel ſuchen darf. So bald ich ihn finde, ſo bin ich wieder bey Ihnen, und will Ihnen die Hand tauſendmal für Ihre Aufrichtigkeit küſſen.

Fr. Orgon. Aber ſoll ich denn ſo ganz allein bleiben? Wenn mir nun bey meiner Maladie eine Unmacht zuſtieſſe, ſo wäre ich ohne Hülfe.

Hr. Damon. Ich will Ihnen meine Frau herauf ſchicken.

Fr. Orgon. Ja, da wird die Ohnmacht warten, bis Ihre Frau Liebſte kömmt. Warten Sie doch. Der Puls fängt ſehr heftig an zu ſchlagen.

Hr. Damon. Beten Sie nur indeſſen. Ich kann unmöglich länger warten. Ach, wenn ich den Lotteriezeddel nur ſchon hätte! Die leichtfertige Frau! Vier Thaler waren es?

Fr. Orgon. Gehen Sie nur. Ich höre Ihre Frau auf dem Vorſaale reden. Sie wird ſehen wollen, wie ich mich befinde. Hier kömmt ſie, die mitleidige liebe Freundinn!

Vierter Auftritt.

Frau Orgon. Frau Damon. Jungfer Carolinchen.

Fr. Damon. Wir haben die Frau Schwägerinn ſchon lange geſucht. Haben Sie etwan einen Augenblick geruhet? Wie befinden Sie ſich? Hat der Schwindel noch nicht nachgelaſſen?

Fr. Orgon. Ich kann es ſelber nicht ſagen, wie mir iſt. Manchmal wird mir einen Augenblick beſſer, aber bloß deswegen, damit die Noth deſto heftiger angeht. Das geringſte Aergerniß kann mich ſo ſehr mitnehmen, als andere Leute ein hitziges Fieber. Ueberlegen Sie nur die ungeſchliffenen Reden, welche die gottloſen Sänftenträger meinem Manne angehangen haben, und die ich Ihnen im Garten erzählet habe. Ich kann alles vertragen, man mag mir noch ſo unhöflich begeg-

nen; aber wenn man meinen lieben frommen Mann angreift: ſo komme ich ſo ſehr aus meiner Gelaſſenheit, als ob ich gar keine hätte. Heute Vormittage habe ich faſt eben ein ſolches Aergerniß gehabt, weil die Magd meinem Manne mit einer unverſchämten Art widerſprach. Ich ſagte ihm, er ſollte ihr das Kohlfeuer an den Kopf werfen, denn er hatte es gleich in der Hand, und zündete ſich eine Pfeife Taback an. Aber denken Sie, daß er es that? Das macht ihm viel zu viel Mühe, daß er nach einer Magd werfen ſoll. Und eben dieſer gottloſen Magd ſchreibe ichs mit zu, daß ich mich ſo übel befinde.

Carolinchen. Aber Madam, vergeſſen Sie die verdrießlichen Sachen. Sie möchten Sich ſonſt noch größern Schaden thun.

Fr. Orgon. Ja, das glaube ich wohl, meine liebe Mamſell. Sie können einem gut rathen. Sie wiſſen nicht, was Herrſchaften für Noth mit dem Geſinde haben. Wenn Sie nur erſt Ihre eigene Haushaltung haben werden, dann ſagen Sie mirs wieder. Ich habe das heilloſe Menſch, meine Magd, nach dem Caffee hieher beſtellt. Sie ſollte mir meine genähte Andrienne und einige andere Sachen zum Umkleiden bringen. Sehen Sie wohl, daß ſie noch nicht da iſt?

Fr.

Fr. Damon. Liebe Frau Schwägerinn, ärgern Sie ſich nicht von neuem. Ich will gleich nach Ihrer Magd ſchicken.

Fr. Orgon. Nein! das thun Sie ja nicht. Ich will Wunderswegen ſehen, wie lange ſie ausbleibt. Sie hat ganz gewiß einen Kerl auf der Seite. Wenn ſie nur zu Falle käme, ich wollte es ihr gönnen. Sie hat dieſes Unglück tauſendmal an mir verdient.

Carolinchen. Aber, Madam, warum ſchaffen Sie ohne Maßgebung die Magd nicht fort, wenn ſie Ihnen ſo viel Verdruß macht?

Fr. Orgon. Nehmen Sie mirs nicht übel, Mamſell, daß ich Ihnen darauf nicht antworten kann. Sie verſtehen es nicht. Wenn ich ſie, ehe das Jahr um iſt, fortjage, ſo muß ich ihr das ganze Lohn bezahlen. Sie iſt erſt ſechs Wochen bey mir, und in dieſer Zeit hat ſie mir ſchon an Töpfen, Schüſſeln, Gläſern, Krügen, kurz, an meinem ganzen Hausgeräthe ſo viel Schaden gethan, daß ſie drey Vierteljahre dienen muß, ehe ſo viel am Lohne herauskömmt, als ich ihr nach meiner Specification abziehen werde. Ach, wie warm wird mir um das Herz! wenn ich nur nicht eine Blutſtürzung kriege! Liebſte Frau Schwägerinn, meine Krankheit thut mir nicht ſo weh, als die Sorge, daß ich Sie mit meiner Unpäßlichkeit an ei-

einem Tage beſchwere, da alles frölich ſeyn ſollte. Nehmen Sie es nicht übel. Wenn Sie nur wüßten, wie lieb Sie mir wären! Ich wollte das Leben mit Ihnen theilen, wenn ich Ihnen damit dienen könnte. Die Ohrengehenke ſtehen Ihnen ganz vortrefflich wohl. Aber warum zeigen Sie mir die Zitternadel nicht?

Fr. Damon Hier iſt ſie. Ich habe Bedenken getragen, ſie Ihnen zu zeigen, weil ich befürchtete, es würde Ihnen bey Ihrer Unpäßlichkeit nicht damit gedienet ſeyn.

Fr. Orgon. (Sie ſieht die Nadel an.) Ach, das iſt ja etwas engliſches! Eines ſolchen Putzes darf ſich eine Gräfinn nicht ſchämen. Der rechtſchaffene Herr muß ſehr großmüthig geweſen ſeyn. Und wenn er mich damit beſchenkt hätte, es könnte mir nicht ſo angenehm ſeyn, als daß er es Ihnen gegeben hat. Wenn ich nur alle meine Freunde glücklich ſehen ſollte. Das iſt mein täglicher Wunſch. Aber wenn die Steine nur auch ächt ſind. Sollte keine Folie darunter ſeyn? Es könnten doch wohl böhmiſche Diamanten ... Nein, das will ich nicht hoffen.

Fr. Damon. Es ſind gute Brillanten. Sie können ſich darauf verlaſſen. Ich bin ganz beſchämt, daß ſie mir Ihre Liebe auf eine ſo zärtliche Art ſehen laſſen.

Fr.

Fr. Orgon. Hatten Sie denn viel Mühe mit dem rechtſchaffenen Manne? Lag er lange krank?

Fr. Damon. Drey Tage. Er hat mir wenig Mühe gemacht. Ich verſorgte ihn mit Eſſen und Trinken. Und in derſelben Nacht, da er ſo gefährlich krank war, erſuchte er mich, ihm aus einem geiſtlichen Buche etwas vorzuleſen. Ich ergriff Saurins Reden, und las ihm eine vor. Für dieſen Dienſt, ſagte er den andern Tag, bin ich Ihnen weit mehr verbunden, als für alle Wartung. Ich habe nicht gewußt, daß ein ſo ſchönes Buch in der Welt iſt. Und da er mir bey dem Abſchiede das Präſent machte, ſo ſagte er, dieſes iſt für Saurins Rede.

Fr. Orgon. Das muß ich bekennen! der rechtſchaffene Mann!

Fr. Damon. Ich ſchenkte ihm das Buch, da er in den Wagen ſteigen wollte. Ich nehme es an, ſagte er. Wenn ich ſterbe, ſo will ich Ihnen oder Ihrer Jungfer Muhme, (denn Carolinchen ſtund gleich bey mir) das Buch wieder vermachen, und noch etwas zu mehr Büchern.

Fr. Orgon. Iſt es möglich? Ach wie beklemmt mirs das Herz! So wird er Sie gar noch in ſeinem Teſtamente bedenken? Wenn er nur nicht etwa auf der Reiſe ſtirbt! Ich wäre des Todes

über dieſen Zufall. Aber Mamſell, wie haben Sie ſich denn ſo beliebt bey ihm gemacht?

Carolinchen. Ich, Madam? Ich beſuchte meine Fr. Muhme etlichemal in ſeiner Anweſenheit. In der Stube neben derjenigen, wo er lag, ſtund ein Clavier, darauf habe ich einige Choräle und Lieder geſpielt, weil er es verlangte. Keine andere Gefälligkeit habe ich ihm nicht erzeigt. Und der gute Mann hat mich doch genöthiget, dieſen Ring anzunehmen.

Fr. Orgon. Wie? Er hat Sie auch beſchenkt? Sie müſſen in einem glücklichen Zeichen gebohren ſeyn. Das iſt ja ein auserleſener Ring. Ich gönne Ihnen Ihr Glück von Herzen, mein ſchönes Kind. Doch ich bedaure Sie zugleich. Ein ſolcher koſtbarer Ring erfordert auch koſtbare Kleider. Wenn nun auch ein großmüthiger Herr ungefehr krank würde, und Ihnen etliche Stücke gute Stoffe zu Andriennen ſchenkte. Vielleicht kömmt dieſer Putz im Teſtamente nach. Sehen Sie doch, wie der große Diamant ſpielet! Er blendet mich ganz, und macht, daß mir die Augen überlaufen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Hr. Damon. Wertheſte Frau Schwägerinn, ich möchte Ihnen gern etwas in meinem Garten zeigen. Wollen ſie ſich nicht heraus bemühen? Meine Frau, und Jungfer Carolinchen ſollen hier auf Sie warten.

Fr. Orgon. Wie Sie befehlen. Nur daß ich mich nicht zu lange in der Luft aufhalten darf.

Sechſter Auftritt.

Frau Damon. Carolinchen.

Carolinchen. Nun wundert michs nicht, daß Sokrates, wie ich im Zuſchauer geleſen habe, durch ſeine Frau hat können zum Philoſophen werden. Eine ſolche Xantippe, wie die Frau Orgon, muß einem Manne mehr Dienſte thun, als die ganze Moral. Ich dächte, Sie wäre gar betrunken. Ich habe Sie ja das erſtemal, da ich ſie vor einem Vierteljahre geſehen, nicht ſo gefunden. Sie ziert ſich ja, wie ein Kind von acht Jahren. Hat ſie nicht im Garten, gegen den Herrn Simon, ganz unerträgliche, und gegen ihren Mann ganz unerlaubte Dinge geſagt?

Fr.

Fr. Damon. O mein gutes Kind, Sie kennten die Frau Orgon noch nicht. Wenn man das erſtemal bey ihr iſt, ſo ſollte man ſchwören, es wäre keine beſſere und artigere Frau auf der Welt. Wenn man neu bey ihr iſt, ſo thut ſie ſich alle Gewalt an, um bewundert zu werden. Und dieſe Begierde beſiegt auf kurze Zeit ihren Geiz, ihren Neid, ihren Stolz, ihre Grobheit gegen ihren Mann, und ihre Liebe zur Verläumdung. Aber dieſe Freude dauert nicht lange. Die Natur kömmt wider ihren Willen hervor, und wird eine Verrätherinn an ihr. Kurz, wenn man ſie das anderemal beſucht, ſo ſieht man ihre ſchlimme Seite ſchon halb, denn es wird ihr zu ſauer, ſich zu verbergen. Kömmt man das dritte und viertemal, ſo ſieht man an ſtatt der lieben Frau, die man bewundert und hochgehalten hat, nichts als das Gegentheil.

Carolinchen. Das iſt ein vortrefflicher Charakter! Hat ſie nicht auch etwa die Tugend, daß ſie ihrem Manne untreu iſt?

Fr. Damon. Nein, das glaube ich nicht. Sie hat Eitelkeit genug, und ſucht bey aller Gelegenheit von den Mannsperſonen bewundert zu werden. Doch ſo lächerlich ſie über dieſer Bemühung wird: ſo ſchweift ſie doch nie auf eine ſtrafbare Art aus.

Carolinchen. Aber glauben Sie denn, daß ſie wirklich krank iſt?

Fr. Damon. Behüte der Himmel! Ich wollte wetten, daß ihr kein Finger weh thut. Aber ſie ſtellt ſich krank, um ſich wegen des Verdruſſes zu rächen, den ihr mein Präſent gemacht hat. Auf dieſe Art kann ſie mir die Laſt auflegen, daß ich allerhand Umſtände mit ihr machen, und mich wegen ihrer Maladie beſorgt ſtellen muß.

Carolinchen. Aber, Frau Muhme, wo nehmen Sie die Geduld her, mit ſo einer Frau umzugehen? Ich würde es ihr nicht mit deutlichen Worten ſagen, daß ſie eine Närrinn wäre, wenn ich viel mit ihr umgehen ſollte; aber ich wollte ſie mit ſo vieler Gleichgültigkeit peinigen, und mit ſo vielen Stichelreden beſtrafen, daß Sie meinen Umgang nie ſuchen ſollte.

Fr. Damon. Dieſer Anſchlag kömmt recht aus dem Innerſten Ihres Herzens. Und wenn man nicht genöthiget wäre, mit allerhand Leuten umzugehen, und beſonders mit Blutsfreunden: ſo würde ich Ihrem Rathe vielleicht folgen. Allein wiſſen Sie nicht, daß es eine größere Kunſt iſt, eine Närrinn mit Geduld zu ertragen, als ſich von ihr loß zu machen, und öffentliche Spaltungen in der Freundſchaft zu verurſachen? Geben Sie nur Achtung, wie gelaſſen ich mich heute

bey alle den Schwachheiten meiner Frau Schwägerinn aufzuführen ſuchen werde. Das erfordert die Menſchenliebe.

Carolinchen. Ich bewundere Sie, liebe Frau Muhme. Wollte der Himmel, da ich ſo viel von Ihnen gelernet habe, daß ich auch Ihre Geduld lernen könnte! Sagen Sie mir nur, ob die Frau Orgon in der That geizig iſt? Und ob es möglich iſt, daß man ſo grauſam mit dem Geſinde umgehen kann?

Fr. Damon. Bey der Fr. Orgon iſt eine Bediente nicht allein eine Maſchine, die von früh bis in die Nacht, ohne zu ruhen, ſich bewegen muß. Nein, ſie hat noch mehr zu ertragen. Sie iſt das Werkzeug, an dem ſie alle den Gift ausläßt, den ihr Stolz, ihr Geiz, ihr Neid und ihre übrigen fruchtbaren Neigungen den Tag über hervorbringen. Ihr Herz mag von dieſer oder jener Seite durch andere Leute und durch ſich ſelbſt aufgebracht werden: ſo hat es ihre Magd zu genießen. Wenn Sie nur eine einzige ſolche Standrede mit anhören ſollten, als ſie ihrer Magd alle Tag hält: Sie würden über die wütende und von Schimpfwörtern und neuerfundenen Schmähungen recht ſtrotzende Beredſamkeit erſchrecken.

Carolinchen. So muß wohl eine ſolche Magd etwas groſſes gethan haben, die beſtimmt iſt,

in ihren Dienſten zu leben. Eine Stelle im Zuchthauſe muß dagegen eine rechte Glückſeligkeit ſeyn.

Fr. Damon. So tyranniſch ſie mit dem Geſinde umgeht: ſo ſind doch ihre Mägde zu gewiſſen Stunden ihre Vertrauten, denen ſie ihr ganzes Herz ausſchüttet, und das Uebelſte von ihrem Manne und ihren Freunden entdecket.

Carolinchen. Ihre Magd zu werden, iſt die größte Strafe; aber ihr Mann zu ſeyn, das muß ein Unglück ſeyn, bey dem einem der Selbſtmord leicht einfallen kann.

Fr. Damon. Der Himmel weis alles zu fügen. Ihr Mann iſt der Unempfindlichſte und Gleichgültigſte im größten Grade, und fühlet ſein Elend, bey einer ſolchen Frau zu leben, eben ſo wenig, als er das Vergnügen der Ehe ſchmecken würde, wenn er eine vernünftige und zärtliche Frau hätte.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Fr. Damon. Mein Schatz, ich habe die Frau Schwägerinn wieder in den Garten geführt. Gehe doch zu ihr, und unterhalte ſie ein wenig. Sie ſagte, ſie könnte nicht ruhig ſeyn, wenn ſie dich nicht ſähe.

Fr. Damon. Ich will ihr das Vergnügen gleich machen. Kommen Sie, Carolinchen. Fr.

Fr. Damon. Gehe immer voraus, mein Kind. Ich will mit der Jungfer Muhme ſchon nachkommen.

Achter Auftritt.

Herr Damon. Carolinchen.

Hr. Damon. Jungfer Muhme, ich will Ihnen einen Vorſchlag thun, der Ihnen aus mehr, als einer Urſache, lieb ſeyn muß. Ich bin Ihnen meiner Frau wegen ſtets gewogen geweſen, und alſo ...

Carolinchen. Auf dieſe Verſicherung kann ich eben nicht ſtolz werden. Wenn Sie mir bloß der Frau Muhme wegen gewogen ſind: ſo ſcheint es, daß ich eben nicht viel eigenthümliche Verdienſte haben muß.

Hr. Damon. Wer wird denn nun alle Worte auf die Goldwage legen! Was kann Sie den das verſchlagen, ob ich Ihnen aus dieſer oder jener Urſache gewogen bin? Genug, wenn ichs bin, und mir alle Mühe gebe, für Sie zu ſorgen.

Carolinchen. Recht gut, Herr Vetter. Ich will mit der Ehre Ihrer Gewogenheit zufrieden ſeyn; geſetzt, daß ich ſie auch nur dem Zufalle zu danken hätte, daß meine Frau Muhme Ihre Frau iſt. Was haben Sie mir denn für einen Auftrag zu machen?

Hr. Damon. Es geht Ihr Glück an, und ich will Ihr Glück machen.

Carolinchen. Das iſt ſehr großmüthig, Herr Vetter. Aber ohne Maßgebung, wiſſen Sie denn ſchon, ob ich das für mein Glück halte, was Sie dafür anſehen? Ich fürchte, daß wir verſchiedene Meynungen haben werden.

Hr. Damon. Nun, man ſollte denken, ich als ein funfzigjähriger Mann, ſollte wohl wiſſen, was ein Glück wäre. Und wenn Sie anderer Meynung ſind: ſo müſſen Sie wiſſen, daß Sie jung ſind und keine Erfahrung haben.

Carolinchen. Es iſt wahr, ich bin jung. Aber vielleicht habe ich alte Bücher geleſen. Wie heißt denn mein Glück, Herr Vetter?

Hr. Damon. Es heißt Herr Simon.

Carolinchen. So hat es ja gar einen Mannsnamen? Wollen Sie ſich nicht weiter erklären?

Hr. Damon. Ich dächte, ein Frauenzimmer, das ſich rühmet, alte Bücher geleſen zu haben, könnte ſchon verſtehen, was ich meyne.

Carolinchen. Ja! Aber Sie möchten es übel nehmen, wenn ich, als ein junges Mädchen, ſo witzig wäre und gleich erriethe, was ein Mann, der viel zu denken pflegt, mit einem einzigen Worte hätte ſagen wollen.

Hr. Damon. Dieſe Beſcheidenheit gefällt mir. Man kann alten Leuten nie zu viel Hochachtung erweiſen. Sie ſagen oft mit einem Worte mehr, als die Jugend in einem Jahre nicht faſſen kann. Ich pflege allen jungen Leuten eine Regel von zwey Worten zu geben: Bete und arbeite! Und ſo kurz ſie iſt, ſo haben ſie doch zeitlebens daran zu lernen. Seyn Sie ja nicht vorwitzig, Jungfer Muhme, wenn Sie mit erfahrnen und begüterten Leuten zu thun haben. Ein Mann wird recht gut mit Ihnen fahren, wenn Sie dieſen Fehler ablegen und nicht klüger thun wollen, als es ſich für Ihre Jahre ſchickt.

Carolinchen. Alſo muß ich thun, als ob ich gar nichts wüßte, und als ob mein Verſtand nichts als ein leeres Behältniß wäre, darein Sie und andere wackere Leute ihre verjährten Meynungen hinein tragen könnten? Kurz, ich muß ſo lehrbegierig ſeyn, wie ein Kind.

Hr. Damon. Recht ſo, Jungfer Muhme. Die Natur hat Ihnen ſchöne Gaben gegeben, wenn Sie ſo bleiben. Und was Ihnen ja noch fehlt, das wird ein Mann ſchon zu verbeſſern wiſſen. Durch den Mann wird ein Frauenzimmer erſt klug.

Carolinchen. Ich danke Ihnen gehorſamſt für dieſe Schmeicheley.

Hr. Damon. So gefallen Sie mir. Da ich Ihre Bereitwilligkeit mir zu folgen kenne, ſo kann ich Ihnen nunmehr ohne Bedenken die ganze Sache offenbaren. Herr Simon, mein Mündel, den Sie ſchon kennen, ein junger, artiger und gelehrter Menſch, der funfzigtauſend Thaler im Vermögen hat, und nur kürzlich von Reiſen gekommen iſt, braucht eine Frau, und Sie brauchen einen Mann. Alſo wäre mein Rath, daß Sie ihn nähmen. Ich wüßte keine beſſere Gelegenheit in der ganzen Welt für Sie. Kurz, geben Sie mir Ihr Wort, Sie ſollen ihn haben.

Carolinchen. Darf ich mir nicht einige Bedenkzeit ausbitten, oder muß ich gleich Ja ſagen?

Hr. Damon. Wozu brauchen Sie denn Bedenkzeit? Darf ſich ein Mädchen, die keine Aeltern, kein Vermögen, und nichts als ein roth und weiſſes Geſichte, zu ihrer Ausſteuer hat, wohl noch Bedenkzeit ausbitten, wenn ſie einen jungen reichen Mann nehmen ſoll? Iſt dieß der Gehorſam, den Sie meinen Jahren und meiner guten Abſicht ſchuldig ſind?

Carolinchen. Halten Sie denn eine Heirath, ein ſo genaues Band, das zeitlebens dauern ſoll, für eine Kleinigkeit, bey der man ſich gar nicht bedenken darf?

Hr. Damon. Nein, ich halte es für etwas ſehr wichtiges, und eben deswegen ſollen Sie gleich Ja ſagen.

Carolinchen. Will mich denn Herr Simon zur Frau haben?

Hr. Damon. Dafür laſſen Sie mich ſorgen. Sie gefallen ihm, und mir zu gefallen wird er alles thun.

Carolinchen. Wenn mich alſo Herr Simon nimmt, ſo nimmt er mich, um Ihnen einen Gefallen zu thun, und mir eine unverdiente Wohlthat zu erzeigen. Ich habe Sie gefragt, ob mich Ihr Herr Mündel heirathen will. Seyn Sie nunmehr ſo gütig, und fragen Sie mich, ob ich ihn auch haben will.

Hr. Damon. Alſo wollen Sie ihn haben?

Carolinchen. Nein. So lange ich meinen Verſtand behalten werde, ſo ſchwöre ich Ihnen zu, daß ich nicht in die Verſuchung gerathe, ihn zu lieben, und wenn er noch ſechsmal nach Paris reiſete.

Hr. Damon. Sind Sie denn nicht bey ſich ſelbſt? Warum ſteht er Ihnen denn nicht an? Denken Sie denn, daß ein Marquis aus Frankreich nach Deutſchland kommen wird, um ſich in Sie zu verlieben? Warum wollen Se ihn denn nicht haben?

Caro-

Carolinchen. Aus eben den Urſachen, weswegen Sie glauben, daß er ſich vortrefflich für mich ſchickte, aus eben den Urſachen, ſage ich, begehre ich ihn nicht. Erſtlich verlange ich ihn nicht, weil er ſo reich iſt.

Hr. Damon. Um des Himmels willen! Verrathen Sie ihren Unverſtand nicht ſo ſehr. Wenn er nicht reich wäre, ſo möchte er hingehen, wo er wollte. Aber weil er reich iſt, und Sie arm ſind: ſo iſt es ein Mann für Sie. Was wollen Sie denn mit einem Armen anfangen? Sich aus Liebe zu ihm zu Tode hungern? Iſt ein Mann mit funfzigtauſend Thalern kein Glück?

Carolinchen. Das Glück, das ich bey Ihrem reichen Herrn Mündel haben werde, beſteht ungefehr darinne: Er wird mich heirathen, und unter der Geſtalt ſeiner Frau werde ich anders nichts, als ſeine Speiſewirthinn und Haushälterinn, kurz, eine Sclavinn ſeyn, die ihre Freyheit, ihre Neigung, und alles dem Stolz und den Schwachheiten eines reichen und ungeſchickten Mannes aufopfern muß, und zwar aus dem Grunde, weil ſie den Fehler hat, daß ſie arm iſt.

Hr. Damon. Ich werde raſend über Ihren Stolz. Sagen Sie mir nur, ob Ihnen mein Mündel nicht gut genug iſt? Sie ſind ja keine Prinzeßinn. Ich weis ja wohl, daß Ihr Großvater ein guter ehrlicher Pachter war, und Ihr Herr Vater

hatte die Weisheit auch nicht vom Himmel geholet. Wenigſtens hat er bey ſeiner groſʒen Gelehrſamkeit nicht ſo viel verlaſſen, daß er unter die Erde gebracht werden konnte. Ich will es Ihnen in meinem Buche zeigen, wie viel ich zu ſeinem Leichenbegängniſſe vorgeſchoſſen habe. Soll ich Sie etwa auch auf meine Koſten begraben laſſen, wenn Sie ſterben?

Carolinchen. Herr Vetter, Sie thun mir recht viel Ehre an, daß Sie mir meine Aeltern, oder vielmehr ihre Armuth vorwerfen. Ich bin auf nichts ſo ſtolz, als daß ich einen rechtſchaffenen und gelehrten Vater gehabt habe, der mir eine vernünftige Erziehung geſchafft, ob er mir gleich nichts hinterlaſſen. Sein guter Name, den er bey Vernünftigen hat, iſt in meinen Augen ein Anſehn, das ich um Ahnen und Rittergüter nicht hingeben wollte. Und wenn Sie die ausgelegten Leichenkoſten gar zu ſehr beunruhigen: ſo will ich Ihnen den Ring, den ich letztens geſchenkt bekommen habe, ſo lange zum Pfande geben, bis ich das Geld bezahlen kann.

Hr. Damon. Ich habe Ihnen nichts vorgeworfen, da behüte mich der Himmel! Ich habe nur geſagt, was wahr iſt. Sie mögen ſich nun ſo koſtbar machen, als Sie wollen: ſo dächte ich nach meinen einfältigen Gedanken doch, daß Herr

Simon

Simon Ihrer alle Stunden werth wäre, wenn Sie auch zehn tauſend Thaler hätten, da Sie doch nicht ſo viel Groſchen haben. Verſtehen Sie mich?

Carolinchen. Ich verſtehe Sie ganz wohl. Sie reden mit der deutlichen und bündigen Beredſamkeit eines reichen Mannes an ſeine arme Clientinn. Ich will Ihnen meine Meynung kurz ſagen: Wenn Herrn Simons Verſtand ſo gut wäre, als ſeine Perſon iſt, und er ein gutes Gemüthe hätte: ſo würde er ein ganz liebenswürdiger Mann ſeyn. Allein, ſeine reichen Kleider blenden mich nicht, daß ich nicht ſeine freche, oder wie er es nennt, galante Lebensart einſehen könnte. Und wenn er einen Anſpruch auf alle Goldbergwerke hätte: ſo werde ich ihn nicht lieben. Die Ehe iſt das wichtigſte Geſchäffte in der Welt, von dem mehr Vergnügen und Quaal abhängt, als daß man das erſte der Mode und dem Reichthume aufopfern ſollte, um ſich das andere recht förmlich dadurch zu erkaufen. Was quälen Sie mich mit einer Heirath? Laſſen Sie mir meine Freyheit, oder laſſen Sie mir wenigſtens Zeit, bis mich ein Mann wählet, der vernünftig und zärtlich iſt, und bey dem ich das werden kann, was er iſt. Alsdenn werden Sie ſehen, ob ich Ihnen ungehorſam, oder ob ich zu ſtolz zur Ehe, oder zu albern zur Liebe bin.

Hr. Damon. Jungfer Muhme, ſoll ich Ihnen ſagen, wie mirs ums Herz iſt, ohne Umſtände zu machen?

Carolinchen. Wie können Sie mich erſt fragen? Es iſt Ihnen nichts anſtändiger, als dieſe Freyheit, zu der Sie Ihr Alter, Ihr Vermögen, und Ihr ganzer Charakter bevollmächtigen.

Hr. Damon. Kurz, Ihr vieles Bücherleſen, Ihr Bischen Franzöſiſch, Ihr Clavierſpielen macht Sie närriſch, und Ihr Spiegel und Ihre Armuth machen Sie ſtolz und ſorglos. Da haben Sie in wenig Worten Ihr ganzes Bildniß.

Carolinchen. Das iſt ja ein vortreffliches Verzeichniß meiner Eigenſchaften und ihrer Quellen. Sie werden ja recht ſinnreich, wenn Sie mich beſchimpfen wollen. Merken Sie doch dieſen Charakter. Sie können ihn weiter ausführen und an den Bruyere drucken laſſen, und ſich noch etliche Groſchen Geld damit verdienen. Weil Sie mich mit aller Gewalt närriſch machen wollen, ſo will ich Ihnen ſagen, daß ichs bin. Aber Sie werden es meiner Narrheit zu gute halten, wenn ich ſage, daß ich Sie auch nicht für den klügſten Mann halte.

Hr. Damon. Sie mögen von mir halten, was Sie wollen. Mir iſt es ſehr gleichgültig. Ein Mann der beynahe zwanzig Jahre in einem öffent-

lichen

lichen Amte ſteht, von dem kann man mit Recht vermuthen, daß er im Schlafe klüger iſt, als ein achtzehn- oder zwanzigjähriges Mädchen im Wachen.

Carolinchen. Das Amt macht wohl ſatt; aber ich weis nicht, ob es auch allemal klug macht. Doch Herr Vetter, Sie haben mir ihr Herz eröffnet, und ich Ihnen das meinige. Ich glaube alſo, daß Sie mir nichts mehr werden zu ſagen haben; denn ich wüßte faſt keine Galanterie, die Sie vergeſſen haben ſollten an mir zu verſchwenden. Ich will in den Garten zur andern Geſellſchaft gehen, wenn Sie es erlauben wollen.

Hr. Damon. Ha! Ha! Ich verſtehe dieſe Sprache. Je ſpröder ſich ein Mädchen ſtellt, deſto Verliebter iſt ſie. vielleicht würde Sie die Geſellſchaft nicht ſo an ſich ziehen, wenn Herr Simon nicht dabey wäre. Ich habe es lang an Ihren Minen gemerkt, was in Ihrem Herzen vorgeht. Verſtellen Sie ſich nicht, loſes Kind. Ich wollte Ihnen alles aufs Blatt ſchreiben, was Sie fühlen.

Carolinchen. Sie würden ein ſehr lächerliches Journal von meinem Herzen halten, wenn Sie eins aufſetzen ſollten. Herr Simon würde gewiß in meinem Herzen das ſeyn, was das Geld bey Ihnen iſt.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Damon.

Carolinchen. Frau Muhme, reden Sie doch Ihrem Herrn Liebſten zu, er quält mich mit einer Heirath, und iſt ſo überzeugt davon, daß Herr Simon ſich für mich ſchicket, und daß ich ihm gewogen bin, ſo überzeugt, ſage ich, als von der Gewißheit ſeines Geburtstages.

Fr. Damon. Ich wollte eben ſehen, warum Ihr ſo lange von uns bliebet. Kommen Sie, mein lieber Mann, die Geſellſchaft vermißt Sie. Und der Frau Schwägerinn ihre Krankheit ſteigt von Stunde zu Stunde ſo ordentlich, daß man die Ohnmacht ausrechnen kann. Kommen Sie.

Hr. Damon. Meynſt du nicht, mein Schatz, daß Jungfer Carolinchen und Herr Simon für einander gebohren ſind?

Fr. Damon. Kommen Sie, wir können die Geſellſchaft nicht ſo lange allein laſſen.

Hr. Damon. Es iſt mein wahrer Ernſt. Carolinchen muß ihn heirathen. Auf dieſe Art werden ich und du vieler Sorge los.

Carolinchen. Wenn nur gleich ein Prieſter da wäre, der uns trauen könnte. Ich glaube, Sie bezahlten vor Freuden das Traugeld.

Fr. Damon. Ja. Hier haben Sie meine Hand. Ich will den ganzen Thaler geben.

Ca=

Carolinchen. Wollen Sie mir auch die Hochzeit ausrichten und die Brautkleider ſchaffen?

Hr. Damon. Ja! das will ich, … Wie meynten Sie? Die Hochzeit ausrichten und die Brautkleider ſchaffen? Nein! Das würde Herr Simon nicht geſchehen laſſen. Es wäre für ihn ein Schimpf, und für mich eine Prahlerey.

Carolinchen. Aber, wenn ich mit dieſer Bedingung Hr. Simonen heirathen wollte, und Ihnen mein Glück ſo lieb wäre: ſo, dächte ich, könnten Sie ſich wohl einmal dem Verdachte einer Prahlerey ausſetzen. Gut, gut. Sie richten mir die Hochzeit aus, und ſchaffen mir Kleider und Betten. Ich halte Sie bey Ihren Worten, und will Herr Simonen haben.

Hr. Damon. Wie? Was? Das hätte ich geſagt? Iſt es nicht genug, daß ich Sie reich machen will? Soll ich auch noch darüber zum armen Manne werden?

Fr. Damon. Ihr Leute zankt Euch nicht über eine Sache, die mir verdächtig vorkömmt. Kommt!

Carolinchen. Nur noch ein Wort. Herr Vetter, wollen Sie nicht funfzig Thaler an ein Gaſtgeboth wagen? Mehr verlange ich nicht: ſo will ich Herr Simonen nehmen. Sie haben ja keine Kinder. Thun Sie es doch. Wollen Sie?

Hr. Damon. Wenn die feindliche Invaſion nicht geſchehen, ſo würde ich ohne Bedenken Ja ſagen; aber ſo muthen Sie mir es nicht zu. Ich hatte einen Rittmeiſter und acht Bediente und zwölf Pferde bey mir. Ach, was frißt nicht Pferd und Mann in vier und zwanzig Stunden!

Carolinchen. Thun Sie, als wenn Ihnen die Feinde funfzig Thaler mehr gekoſtet hätten, oder verrechnen Sie die funfzig Thaler mit unter den Schaden, welchen Gott erſetzen ſoll. Darf ich hoffen?

Hr. Damon. Nein, ich bin nicht geizig. Das darf mir niemand vorwerfen. Aber funfzig Thaler ſchenkt kaum ein Fürſt ohne Urſache weg.

Fr. Damon. Ich bitte Euch alle beyde von Herzen, hört auf, oder ich muß denken, daß Ihr ein größeres Vertrauen in meine Geduld ſetzet, als ich wünſche.

Carolinchen. Frau Muhme, werden Sie nicht böſe. Die Sache betrifft mein Glück, wie der Herr Vetter ſpricht. Doch Herr Vetter, ich will Ihnen zeigen, daß ich die Billigkeit Ihrer Gründe einſehe. Ich will von funfzig Thalern bis auf dreyßig nachlaſſen. Wenn Sie mir dieſe gleich zu einem Hochzeitgeſchenke baar auszahlen wollen, ſo ſollen Sie noch heute das Vergnügen haben: mich Jungfer Braut zu heiſſen.

Hr.

Hr. Damon. Hören Sie nur. Kurz und gut. Wenn Sie Herr Simonen nehmen wollen; ſo ſoll das ausgelegte Geld für Ihres ſeligen Herrn Vaters Leichenbegängniß, welches acht Thaler acht Groſchen beträgt, Ihnen geſchenkt und hiemit getilget ſeyn.

Carolinchen. Frau Muhme, iſt das nicht großmüthig? Kommen Sie, Herr Vetter. Ich will Sie in den Garten führen. Wir wollen heute ſchon noch eins werden. Wenn Ihnen der Wein bey der Mahlzeit in den Kopf kömmt, ſo geben Sie mir lange eine Verſchreibung von hundert Thalern zum Brautſchatze.

Hr. Damon. Wie? Hundert Thaler? Was ſagen Sie? Ich hätte mich zu hundert Thalern verſtanden? Mein Kind! ſage es auf dein Gewiſſen, habe ich mit einer Sylbe daran gedacht? Was? Nehmen Sie, wen Sie wollen, Jungfer Muhme. Ich will mich in Ihre Heirath nicht mengen. Sie ſind ein gefährliches Mädel, das merke ich.

Fr. Damon. Carolinchen weis es doch, daß Sie es gut meynen. Sie will ſich vielleicht ein Bischen rächen, daß Sie ſie mit einer Heirath geplagt haben. Kommt ja, ſonſt ſtirbt die Frau Schwägerinn.

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Herr Damon. Herr Simon.

Hr. Damon. Hier ſehen Sie das Loos. Es koſtet vier Thaler. Wenn Sie dieſe daran wagen, und Ihr Glück verſuchen wollen: ſo ſteht es zu Ihren Dienſten. Ich thäte es, wenn ich wie Sie wäre.

Hr. Simon. Wenn es vierzig Thaler koſtete, ſo wollte ichs weit lieber annehmen, als da es nur vier Thaler beträgt. Ich ſchäme mich, wenn man meinen Namen bey vier Thalern leſen ſollte. Es iſt wider meine Ehre. Alle Leute wiſſen, daß ich eine Tonne Goldes im Vermögen habe.

Hr. Damon. So wiſſen alle Leute etwas ſehr falſches. Ich dächte, Ihr Vormund ſollte am beſten wiſſen, wie hoch ſich Ihr Vermögen belieſe. Funfzigtauſend Thaler haben Sie, und keinen Groſchen mehr. Es wird ſich zeigen, wenn ich in vier Wochen die Vormundſchaft aufgebe, und Ihnen die Rechnungen vorlege. Könnten Sie mir doch an ſtatt funfzigtauſend Thaler hundertauſend abfordern. Was? Ich wäre kein ehrlicher Mann? Ich ſollte Sie um eine halbe Tonne Goldes betrogen haben?

Hr. Simon. Wer hat denn das geſagt? Es mag ſeyn, daß ich nur funfzigtauſend Thaler im Vermögen habe; dem ungeachtet werde ich ſtets von hundertauſend Thalern ſprechen. Leute vom Stande müſſen allemal mehr haben, als ſie haben. Wenn ich an den Hof gehe, und eine reiche Heirath thue, ſo kann ichs wohl auf eine Million bringen.

Hr. Damon. Sie haben eine leichte Art zu rechnen, und nach dieſer können Sie ſehr reich werden. Doch wieder auf den Lotteriezettel zu kommen. Sie dürfen ja Ihren Namen nicht entdecken. Es geht nach der Nummer und nach der Deviſe. Wollen Sie das Loos nicht haben? Wer weis, wie viel Sie damit gewinnen?

Hr. Simon. Geben Sie es nur her, und bringen Sie das Geld dafür in meine Rechnung. (Er ſieht es an.) Aber was iſt denn das für eine pietiſtiſche Deviſe? Pour la vertu! Von wem haben Sie Franzöſiſch gelernt, Herr Vormund? Sie ſind gewiß auf das Wort vertu gefallen, weil Sie kein anders gewußt haben. Hätten Sie nicht etwas galantes wählen können? Die Deviſe kann ich nicht leiden. Ich ſtreiche ſie aus, und ſetze dafür pour la petite Jeannette, oder ſo etwas.

Hr. Damon. Nein, um des Himmels willen, Herr Simon, das geht nicht an. Die Deviſe

muß bleiben, oder das ganze Loos geht verlohren. Steht denn etwas gefährliches in den franzöſiſchen Worten? Es hat Sie mir ein guter Freund darauf geſetzt.

Hr. Simon. Es mag geweſen ſeyn, wer es will, ſo muß er wenig Lebensart gehabt haben. Ich will Ihnen die Deviſe verdeutſchen. Sie heißt: Für die Tugend! Können Sie etwas trockeners und froſtigers träumen, als dieſes Sprüchelchen iſt? Wenn haben Sie bey einem Hofmanne eine ſolche Deviſe geſehen?

Hr. Damon. Ich bin ja kein Hofmann. Und hören Sie nur, Herr Simon, die Tugend laſſe ich mir nicht nehmen. Mein Vater und unſere ganze Familie hat ſtets den Ruhm der Tugend gehabt. Die Tugend iſt ganz gut. Wo Tugend iſt, kömmt Segen ins Haus. Ich dürfte faſt das Loos nicht verkaufen, weil die Tugend darauf ſteht. Wer weis, wie viel Sie gewinnt?

Hr. Simon. Und ich dürfte faſt das Loos nicht nehmen, weil die Tugend darauf ſteht. Wer weis wer es ſieht, und mich für einen Milzſüchtigen hält? Hier haben Sie es wieder.

Hr. Damon. Nein! Nein! Ich nehme es nicht wieder an. Was gehandelt iſt, iſt gehandelt. Ich wünſche Ihnen viel Glück dazu.

Hr.

Hr. Simon. Gut, gut. Ich will das tugendhafte Loos behalten. Mich ſoll es nicht anſtecken. Es giebt ja Pöpel genug, dem ich eine Freude damit mache, wenn ichs ihm ſchenke.

Hr. Damon. verſchenken müſſen Sie es nicht. Laſſen Sie nur mit ſich reden. Das Loos koſtet freylich nicht mehr, als vier Thaler. Allein das Poſtgeld und die übrigen Unkoſten betragen noch acht Groſchen. Mit dieſen acht Groſchen wollen wir es alſo machen. Ich will ſie nicht in Rechnung bringen, ſondern zu der Maſſe der vier Thaler ſchlagen. Von vier Thaler acht Groſchen, iſt acht Groſchen der dreyzehnte Theil. Wenn alſo das Loos gewinnt: ſo kriege ich den dreyzehnten Theil des Gewinnſtes. Verſtehen Sie mich?

Hr. Simon. Ich verſtehe Sie: aber ich werde den Vorſchlag nicht eingehen. Es läßt nicht für meinen Stand.

Hr. Damon. Aber für mich läßt es ganz wirthſchaftlich und vernünftig. Wiſſen Sie was? das Loos iſt Ihre. Aber ſagen Sie meiner Frau nichts davon. Sie kann die Lotterien gar nicht leiden, und würde mir den größten Vorwurf machen, wenn ſie erführe, daß ich das Geld darein wagte.

Hr. Simon. Machen Sie ſich keinen Kummer deswegen. Ich und ihre Frau Liebſte ſind nicht ſo

gar vertraut. Sie mag ſo ſchön ausſehen, als ſie will: ſo iſt ſie doch in meinen Augen eine Marionette, deren Augen und Hände von nichts, als den gemeinen Meynungen des Pöpels bewegt werden. Wie unerträglich iſt ein Frauenzimmer, das keine galante Auferziehung gehabt hat! Sie hat nicht einen aufgeweckten Einfall. Sie redt und thut, als ob ſie eine Prieſterinn der Keuſchheit wäre. Sie hat ein feines Geſichte! aber ihr Verſtand und ihre traurige und abgeſchmackte Lebensart verderbt ihre ganze Bildung. Ma foi! Wenn Ihre Frau in eine Geſellſchaft nach Paris käme, man würde denken, ſie wäre eine Bürgerinn aus dem Monde.

Hr. Damon. Ich habe es ja nicht zu wiſſen verlangt, ob Ihnen meine Frau gefällt, oder nicht. Wenn ſie mir gut genug iſt, ſo werde ich deswegen nicht krank werden, daß ſie Ihnen misfällt. Vielleicht iſt mirs gar lieb. Doch das gehört nicht zur Sache. Ich kriege doch den dreyzehnten Theil, wenn Ihr Loos glücklich ſeyn ſollte und zwar wegen meiner zur Maſſe gegebenen acht Groſchen.

Hr. Simon. Das wird ſich ſchon geben; aber wo bleibt die Madam Orgon? Sie hat mir verſprochen, die verdrießliche Geſellſchaft in dem Garten zu verlaſſen, und ſich mit mir hier allein

zu unterhalten. Das iſt doch eine Frau, mit der ein Chapeau ein Wort reden kann. Sie iſt auch noch nicht galant genug; aber ſie hat doch Attachement für eine Mannsperſon. Ich muß ſie ſuchen.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Hr. Simon. Ha, liebſte Madam, kommen Sie endlich? Haben Sie mich lange genug entbehrt? Ja, ja. Wir ſchicken uns beſſer zuſammen, als wenn wir einander angetraut wären. Wenn ich Sie nicht in dem Garten gehabt hätte, ich wäre eingeſchlafen. Es geht hier zu, wie in einer Leichenpredigt. Die Leute mögen gar nicht wiſſen, daß ſie gebohren ſind, um luſtig zu ſeyn. Aber, wie befinden Sie ſich, Madam? Iſt ihr Zufall vorüber?

Fr. Orgon. Wie glücklich wäre ich, wenn ich ſo bald wieder geſund werden könnte, wie andere Leute. Ach bey mir hält es immer lange an. (zu Herr Damon.) Wiſſen Sie wohl, Herr Schwager, daß Ihre Frau Liebſte und mein Mann nach Ihnen gefragt haben? Es hat auch ein gewiſſer Herr hergeſchickt und ſich erkundigen laſſen, ob Sie ein Capital von etlichen tauſend Thalern gegen Wechſelbriefe vorſchieſſen wollten.

Hr.

Hr. Damon. Iſt es möglich? Ich muß doch hören, wer es iſt.

Dritter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Simon.

Hr. Simon. Es iſt recht ſchön, daß der närriſche Mann fort iſt. Er dünkt ſich recht klug zu ſeyn, und darum hat er weniger Hoffnung klug zu werden, als alle Narren. Laſſen Sie uns luſtig ſeyn, liebſte Madam. Bey mir ſoll Ihnen die Zeit nicht lang werden. (Er küßt ihr die Hand) Sie haben eine rechte weiſſe Hand, faſt weiſſer, als meine. Ja, ja. Sie ſind eine rechte drollichte Frau.

Fr. Orgon. Wenn Sie erlauben, ſo werde ich mich nieder ſetzen. Das Stehn wird mir gar zu ſauer.

Hr. Simon. (Er langt einen Stuhl her) Sehn Sie, Madam, ſo bedient man das Frauenzimmer in Paris. Den Stuhl kann ein jeder Deutſcher herſetzen; aber mit einer bonne grace, das iſt die Seele von der Höflichkeit.

Fr. Orgon. Sie ſind der galanteſte Herr, den ich noch geſehen habe. Ach wie matt bin ich!

Hr. Simon. O Madam! Eine kleine Erfriſchung! (Er küßt ſie.) Sie ſind eine rechte engli-

ſche

ſche Frau. Ich möchte oft die Ehre Ihrer Geſellſchaft genieſſen.

Fr. Orgon. Loſer Mann! Wer heißt Sie ſo frey ſeyn? Können Sie nicht gar krank werden, da Sie eine kranke Frau küſſen?

Hr. Simon. Parbleu! Wenn ich auch ein hitziges Fieber bekommen ſollte, das muß ein Galanthomme nicht achten. Lieber einem Frauenzimmer zu gefallen zehn Jahre eher geſtorben, als wie ein Pinſel zehn länger gelebt.

Fr. Orgon. Ich weis nicht, es drückt mich ſo am Herzen. Ich bin wohl zu bloß mit der Bruſt gegangen. Itzt ſeh ichs erſt. Nehmen Sie es nicht ungütig, ich muß mich ein wenig zurück lehnen, daß ich zu Athem komme.

Hr. Simon. (Er küßt ſie.) Ach Madam, quelle charmante vue! Que vous avez la gorge belle! Ma foi! Läßt das Drücken nicht bald nach? Ich will Sie wohl geſund machen.

Fr. Orgon. Mein lieber Herr Simon, Sie ſind (Sie ſchlägt ihn mit dem Fecher) ſehr leichtfertig. Ich werde Ihnen bald einen Verweis geben. Wenn es jemand ſähe, ſo würde er gewiß auf eine ſtarke Vertraulichkeit ſchlieſſen.

Hr. Simon. Madame, reden Sie nicht ſo, wie eine Deutſche. Ich habe ungefehr vor drey Monaten eben dieſe Galanterie gegen eine Mar-

quiſinn in Paris gebraucht. Ah, mon cher Baron, ſagte ſie, que vous êtes conquérant! Ihr ſeyd der Ueberwinder ſelbſt. Sie verſtehen doch Franzöſiſch, Madam?

Fr. Orgon. Franzöſiſch? Ach ja, aber es wäre kein Wunder, wenn ich dieſe Sprache bey meinem albern Manne vergeſſen hätte.

Hr. Simon. So laſſen Sie uns doch mit einander parliren, Madam. Pourquoi differer?

Fr. Orgon. Nein, ſprechen kann ich die franzöſiſche Sprache nicht mehr; aber ich höre ſie ſehr gern reden. Sie hat ſo etwas einſchmeichlendes. Wenn nur meine ungezogene Magd käme, daß ich mich umkleiden könnte.

Hr. Simon. Ah, que dites vous? Sie können kein Franzöſiſch ſprechen, und Ihre pietiſtiſche Frau Schwägerinn kann es? Ach das iſt ewig Schade. Wie viel ſchönes wollte ich Ihnen, ma belle Dame, nicht vorſagen, wenn Sie dieſe Sprache verſtünden! Vive la langue françoiſe! Ich weis nicht, es klingt im Deutſchen alles ſo hölzern. Man kann in dieſer Wendiſchen Sprache gar keinen charmanten Gedanken anbringen. Serieuſement, wenn ich ein großer Herr in Deutſchland wäre, ſo dürfte kein Menſch deutſch reden, als die Fuhrleute. Die deutſche Sprache iſt zur Fuhrmannsſprache gebohren. Alle Frauenzimmer

müſ-

müßten Franzöſiſch ſprechen, und alle Gelehrte in meinem Lande Griechiſch reden, damit man die Narren nicht verſtünde.

Fr. Orgon. Schimpfen Sie doch nicht ſo auf die deutſche Sprache. Es iſt ja Ihre Mutterſprache.

Hr. Simon. Ja, tauſend Thaler wollte ich darum geben, wenn es meine Mutterſprache nicht wäre, und zehntauſend Thaler, wenn ich ſie auf ewig vergeſſen könnte. Wenn ich daran denke, daß ich den deutſchen Himmelsweg ſo vielmal in meiner Jugend durchgeleſen habe, ſo ſchäme ich mich mehr, als wenn mich die Madam von Frankreich einen Sot geheiſſen hätte.

Fr. Orgon. Aber, daß die franzöſiſche Sprache allein nicht klug macht, das ſehe ich an meiner Frau Schwägerinn und ihrer Jungfer Muhme. Sie parliren alle beyde, und ſind doch ſo unmanierlich, als ob ſie in einer Dorfſchenke gebohren und erzogen wären.

Hr. Simon. Oui Madame! Aber Sie müſſen auch wiſſen, daß ſie beyde von Herzen ſchlecht parliren, und ihr Franzöſiſch in Deutſchland gelernet haben. Nach Frankreich ſollten unſere Frauenzimmer reiſen; da würden ſie erſt witzig werden.

Fr. Orgon. Sollten ſie denn etwan in Geſellſchaft der jungen Herren reiſen? Es würden geſegnete Ehen in Deutſchland werden, wenn dieſe Mode aufkommen ſollte.

Hr.

Hr. Simon. Ich bleibe dabey. Die Schulen für die Damen ſind die Mannsperſonen. Und der Chapeau muß unter dem Frauenzimmer die Lehrjahre ausſtehen; und beydes in Paris. Da lernt man das gezwungene Weſen ablegen, und munter und geiſtreich werden. Alles übrige ſind Poſſen. Auf der Studierſtube, oder vor dem Nährahmen bey einem Buche ſitzen, das ſind Poſſen. Nein! Die große Welt, da muß man ſich formiren, und die altfränkiſchen Meynungen und den religiöſen Aberglauben vergeſſen lernen, den man mit der deutſchen Muttermilch eingeſogen hat. Engliſche Madam, wenn Sie mit mir parliren könnten, ich wollte mir ein Glied vom Finger ablöſen laſſen.

Fr. Orgon. Sie ſind gar zu vortheilhaft gegen mich geſinnt. Geſetzt, ich verſtünde die franzöſiſche Sprache vollkommen: ſo würde ſie doch nicht zureichen, die Hochachtung auszudrücken, die ich gegen einen ſo artigen Herrn trage.

Hr. Simon. Quel mot flateur! Ich weis nicht, womit ich Ihre Schmeicheley belohnen ſoll. Es klingt zu albern, wenn ich Ihnen auf deutſch ſagen wollte, das ich Sie liebe, das ich Sie hochſchätze, daß ich Sie anbete. Ah! mon petit cœur gauche. Wie zärtlich klingt dieſes im Franzöſiſchen, und wie albern, wenn ich im Deutſchen ſagte, mein kleines linkes Herz?

Fr. Orgon. Sie irren ſich, Monſieur. Was Sie ſagen, das klingt in jeder Sprache ſchön. Sie haben Verſtand, und können einen recht mit Lachen geſund machen; ſo witzig ſind Sie!

Hr. Simon. Wer kömmt den da mit einem Wäſchkorbe? Meine Wäſcherinn von Paris wird mir doch nicht ſchon etwas zuſchicken. Das närriſche Thier! Ich bin ja erſt drey Monate hier. Nein, Nein, Madam, es wird Ihre Bediente ſeyn, auf die Sie warten. Ich will gleich wieder kommen, und Sie umkleiden helfen; ich will mir nur erſt die Hände waſchen.

Vierter Auftritt.

Frau Orgon. Die Magd.

Fr. Orgon. Ihr garſtiges, verwünſchtes Menſch! Wo bleibt ihr denn ſo lange? Ich kriege noch den Tod über euch. Seyd Ihr wieder dem Mannsvolke nach gelaufen? An den Pranger ſollte man euch ſtellen. Die Frau zwo ganzer Stunden auf ihre Kleider warten zu laſſen? Habt ihr denn geſoffen, daß ihr nicht wißt, welche Zeit es iſt? Ich ziehe euch zu allem guten. Aber es iſt kein rechtſchaffener Blutstropfen in euch. Euer Vater war ein Schelm, und eure Mutter ein Ding, wie ihr ſeyd. Ich halte es für eine Strafe vom Himmel,

mel, daß ich euch eine Stunde im Hauſe leiden muß. Ihr werdet ſamt eurem Kerle das Brodt noch vor den Thüren ſuchen müſſen.

Die Magd. Ach! Frau Orgon. Wie gehn Sie mit mir um! Ihr Herr hat ja geſagt, daß ich zu Hauſe warten ſollte, bis der Briefträger käme. Auf den habe ich gewartet, und er iſt noch nicht gekommen. Wünſchen Sie mir doch nicht ſo viel Unglück. Sie verſündigen ſich an mir.

Fr. Orgon. Du willſt mir noch Lehren geben? Du kannſt dich noch verantworten? Wer hat in meinem Hauſe zu befehlen? An dir ſollte ich mich verſündigen, an ſo einem Abſcheue von einem Menſchen? Du nackendes Thier, habe ich dir nicht alle Faden, die du am Leibe trägſt, zugeworfen, und für ein Spottgeld gegeben, daß du ehrlich und redlich dienen ſollſt? Aber du biſt nicht werth, daß dich die Haut zuſammen hält. Eine Herrſchaft, die die Ordnung ſelber iſt, eine ganze Stunde warten zu laſſen, und ... Denke an mich, wenn dirs übel geht. Ich will dir nichts böſes wünſchen; aber ich will es noch erleben, daß dir die Zunge, mit der du dich an deiner Frau verſündigeſt ...

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Simon. Fr. Damon.

Hr. Simon. Nun, Madam, wer wird ſo glücklich ſeyn, daß er Sie beym Umkleiden bedienen darf, ich, oder die Madam? Denn wir kommen alle beyde in dieſer Abſicht zu Ihnen.

Fr. Damon. Herr Simon, laſſen Sie mir immer den Vorzug, daß ich beſſer weis, was zum Frauenzimmerſtaate gehört, als Sie, Ihre Unwiſſenheit in dieſem Stücke wird Ihnen zur Ehre gereichen.

Hr. Simon. Was? Madam. Denken Sie denn, daß ich noch ein junger Student bin, der nicht weis, wie er einem Frauenzimmer das Halstuch in den Nacken ſtecken ſoll? Sie müſſen mich doch für einen großen Pedanten halten, und ich weis nicht, wie Sie meine Aufführung in dieſem Irrthume beſtärken könnte. Sie werden gleich ſehen, ob ich das erſte Franenzimmer in der Welt bediene. Ich will der Madam Orgon die Haare friſiren, und zwar ſo, wie man ſie vor zwey Monaten in Paris trug. Nehmen Sie es nicht unſütig, Madam Damon, wenn ich Ihnen aufrichtig ſage, daß Ihre Coëffure gar nichts taugt, und daß in Ihren Locken nicht der geringſte gute Geſchmack iſt

Fr.

Fr. Orgon. Frau Schwägerinn, erlauben Sie mir, daß ich mit meiner Magd in das Nebenzimmer gehen, und mich da umkleiden darf. Ich will weder Herr Simonen, noch Ihnen, Mühe machen; ſo unhöflich bin ich nicht.

Fr. Damon. Wie Sie befehlen. Ich will Sie hier wieder erwarten, und den Herrn Simon indeſſen unterhalten, wenn ich anders galant genug bin.

Hr. Simon. (zur Frau Orgon.) Ich ſoll nicht mit Ihnen gehen? Madam, ich will ſie anputzen, wie einen Engel. Erlauben Sie mir das Vergnügen, Sie nach meinem Geſchmacke anzukleiden, und ...

Fr. Orgon. Verlieren Sie kein Wort mehr. Sie erweiſen mir viel Ehre; aber ich als ein verheirathetes Frauenzimmer werde Ihre Galanterie als eine Beleidigung anſehen, wenn Sie mich nicht damit verſchonen.

Hr. Simon. Gehen Sie, gehen Sie, Madam. Sie fangen an, wie eine Deutſche zu reden. Daran muß eine Frau in Geſellſchaft gar nicht denken, daß ſie verheirathet iſt; ſonſt wird ſie lächerlich. Machen Sie nur, daß Sie bald wieder kommen. Ich will gewiß an Ihrem Anzuge noch etwas zu beſſern finden.

Sechster Auftritt.

Herr Simon. Frau Damon.

Hr. Simon. Wo haben Sie denn Ihre Jungfer Muhme? Warum kömmt Sie denn nicht herauf? Doch vielleicht will ſie die Zeit im Garten recht gelehrt zubringen. Sie wird wohl gar in einem Buche leſen.

Fr. Damon. Nein, ſie unterhält den Herrn Orgon, ſonſt wäre er im Gartenhauſe ganz allein. Vielleicht hilft ſie auch Anſtalt zur Abendmahlzeit machen.

Hr. Simon. O Madam, warum laſſen Sie Ihre Jungfer Muhme ſo verderben? Durch den Umgang mit den Büchern wird ſie todt und düſter. Lebendige Geſellſchaft muß ſie ſuchen, wenn ſie aufgeweckt werden will. Und was hat ſie mit der Abendmahlzeit zu thun? Will ſie, über eine deutſche Pedantinn, auch noch eine deutſche Köchinn abgeben?

Fr. Damon. Ein Frauenzimmer kann ſich um die Wirthſchaft bekümmern, ohne eine Köchinn abzugeben. Sie muß wiſſen, was dazu gehört, und ſorgfältig genug zur Aufſicht ſeyn. Es mag Ihnen nun ſo unfranzöſiſch vorkommen, als es will: ſo iſt es doch ein Unglück für einen Mann, und eine Frau, wenn ſie die Wirthſchaft nicht

verſteht. Die größten Damen halten ſich zu dieſer Beſchäfftigung in einem gewiſſen Verſtande nicht vornehm.

Hr. Simon. Wofür hat man denn Köche, Köchinnen, Ausgeberinnen, Tafeldecker, und Maitres d'Hôtel, wenn die Weiber für die Tafel ſorgen ſollten? Da würde ich meine Frau bald ſatt werden, wenn ſie niederträchtig genug wäre, ſich um das Hausweſen zu bekümmern. Sie hat mit mir, mit der Wahl ihres Anzugs, und mit dem Theetiſche den ganzen Vormittag zu thun. Nach Tiſche lebt ſie nicht für mich, ſondern für die Geſellſchaft. Will ſie in dieſer ihre Perſon gut ſpielen, und die freye Lebhaftigkeit, die die Seele des Umgangs iſt, recht ſehen laſſen, ſo muß ſie nicht an das geringſte denken. Sie muß ſich bloß ſich ſelber überlaſſen, alsdenn wird ſie mir Ehre machen.

Fr. Damon. Aber, wenn ein ſolcher Mann nicht alle Monate eine neue Grafſchaft geſchenkt bekömmt, ſo wird er bald mit ſeiner galanten Frau aus dem Lande gehen, oder ſich ſonſt zu einer Handthierung verſtehen müſſen. Das größte Vermögen wird alle, wenn die Frau keine Wirthinn, und der Mann ein Verſchwender iſt.

Hr. Simon. Sie reden nach ihrem Stande, und haben die große Welt noch nicht geſehen.

Ich ſage es Ihnen, wenn ich eine Frau krieze, welche die Geſellſchaft nicht liebt: ſo will ich zwo Maitreſſen ihr zum Poſſen halten.

Fr. Damon. Eine zu halten, wäre ſchon galant genug. Aber kennen Sie denn die ſchlimmen Folgen nicht, die aus groſſen Geſellſchaften für eine Frau entſtehen? Wie wird es mit Ihrer Eiferſucht und mit der Tugend Ihrer Frau ausſehen?

Hr. Simon. Madam, ein Mann, der eiferſüchtig iſt, iſt ma foi! ein Narr, der der Munterkeit in der Republik mehr Schaden thut, als zehn ſchwarze Geſetzprediger. Und was wollen Sie mit der Tugend einer Frau haben? Wie lange werden doch die Deutſchen träumen? Das nenne ich Tugend, ſeinem Stande gemäß leben, und ſich die Hochachtung der Welt erwerben. Was iſt denn das Leben, ohne Freyheit, ohne Zufriedenheit?

Fr. Damon. Mein Herr, ich ſtreite nicht wider die Zufriedeuheit. Es iſt der gröſte Schatz, nach dem ein Vernünftiger ſtreben kann. Aber ich glaube, daß eben die Dinge, worinne Sie Ihre Zufriedenheit ſuchen, zu nichts, als zur Unruhe, geſchickt ſind. Ich will es Ihnen kurz ſagen. Zur Profeßion eines Freydenkers, den Sie vermuthlich vorſtellen wollen, gehört nichts mehr, als wenig Verſtand, ein wildes Herz, etliche eng-

liſche oder franzöſiſche Blätter voller Galle wider die Schrift, ein gut Glas Wein, ein geſunder Körper, der Beſuch gewiſſer Häuſer, die ich ohne Schamröthe nicht nennen kann, und wenn man es recht hoch bringen will, eine ohne Vorſichtigkeit und Klugheit angeſtellte Reiſe in fremde Länder.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Orgon.

Hr. Simon. Es iſt recht gut, daß Sie kommen, Hr. Orgon. Ihre Frau Schwägerinn hat mich ſo erbaulich unterhalten, daß es kein Wunder wäre, wenn mir dieſe Nacht vom Teufel träumte. Wenn ich ſterbe, ſo ſoll ſie mich zum Tode zubereiten. Suchen Sie vielleicht Ihre Frau Liebſte?

Hr. Orgon. Ach nein. Sie hat ſich umgekleidet, und iſt im Garten, und hat nicht ehe zu bitten nachgelaſſen, bis ich herauf gienge, Sie, mein Herr, zu holen, damit die Geſellſchaft munter würd.

Hr. Simon. Sie haben eine recht allerliebſte Frau. Wenn ihr Geſicht gleich nicht mehr ſo gar ſchön iſt: ſo verdienet es doch ein Doſenſtück abzugeben. Ich muß gehen. Kommen Sie nach,

wenn Sie wollen. (zur Frau Damon.) Ihnen, Madam, darf ich wohl nicht zumuthen, mit mir in den Garten zu gehen. Vergeſſen Sie Ihren Aberglauben nicht.

Fr. Damon. Nein, mein Herr, ich werde ihn nicht vergeſſen. Das, was Sie Aberglauben nennen, iſt das, was die größten Männer, die ſcharfſinnigſten Geiſter, zu allen Zeiten mit Ehrfurcht geliebt und bewundert haben.

Hr. Simon. Madam, wir ſind gute Freunde. Hören Sie auf zu winſeln. Ich will heute luſtig ſeyn. Kommen Sie bald nach. Mich fängt ſchon an zu hungern. Haben Sie auch guten Burgunder, Champagner? Ich werde mir heute einen derben Rauſch trinken. Adieu Madame & Monſieur, je ſuis votre valet.

Achter Auftritt.

Herr Orgon. Frau Damon.

Fr. Damon. Ich will ihn nur vorangehen laſſen. damit ich nicht die Quaal habe, von ihm geführt zu werden. Ich dachte, Herr Orgon, Ihre Frau Liebſte wäre noch in der Nebenſtube, und mit ihrem Anputze noch nicht fertig; denn ſie verſprach wieder hieher zu kommen, ſonſt hätte ich gar nicht hier gewartet. Herr Simon iſt der

unerträglichſte, der leichtſinnigſte und verwegenſte Menſch, den ich noch geſehen habe. O, was iſt doch unſinniger, als ein Menſch, der ſich eine Ehre daraus macht, nicht vernünftig zu ſeyn, weil es die meiſten Leute ſind?

Hr. Orgon. Iſt er ein groſſer Narr? Ich habe nicht recht Achtung auf ihn gegeben. Das habe ich wohl gehört, daß ihm das Maul nie ſtille ſteht, und daß er immer mit franzöſiſchen Brocken um ſich herum wirft. Aber ich bin glücklich, daß ich leicht in den Schlaf kommen kann. Ich habe indeſſen meine Pfeife Taback geraucht, und wechselsweiſe ein Bischen mitgeſchlafen. Aber Ihr Herr Liebſter hat mich zuerſt aufgeweckt, und alsdenn auch Carolinchen, und da haben wir geredt, ja, und ſo iſt mir die Zeit vergangen. Wenn ich mir nunmehr was wünſchen ſollte, ſo möchte ich nun bald was gutes eſſen. Doch, Frau Schwägerinn, laſſen Sie ja alles recht weich kochen und braten, daß ich nicht ſehr kauen darf. Es wird mir gar zu ſauer, und es geht auch ſo ſehr über die Zähne; und dieſe möchte ich gern bis an mein Ende erhalten.

Fr. Damon. Ich will Ihr Verlangen bald befriedigen. Itzt iſt es ungefehr um ſechs Uhr; um ſieben wollen wir eſſen. Und von acht bis neun Uhr können wir noch in dem Garten ein wenig

ſpa-

ſpatzieren gehen; alsdenn iſt es erſt recht kühl. Doch Herr Schwager, iſt die Berliner Poſt noch nicht gekommen?

Hr. Orgon. Noch nicht. Die Magd ſagte, ſie wäre ſelber auf der Poſt geweſen, und ich habe ihr befohlen, nach ſechs Uhr noch einmal hinzugehen, und wenn Briefe an mich da ſind, ſie gleich herzubringen. Denn ſo wenig ich ſonſt zu Freude und Leid geneigt bin: ſo möchte ich doch ſelber gern wiſſen, ob Ihr Loos unter den Treffern, oder Fehlern ſtehn würde.

Fr. Damon. Ach was würde mein Mann für eine Freude haben, wenn ich etwas gewönne! Auf dieſe Art vergäſſe er es vielleicht, daß ich wenig zu ihm gebracht habe, oder lieſſe ſich durch mein Bitten deſto eher von ſeiner gar zu großen Sparſamkeit abbringen, die mir oft das Leben bey ihm ſauer macht. Endlich wollte ich, wie ich Ihnen im Anfange ſchon geſagt habe, meine Muhme Carolinchen, gern mit etwas beſchenken. Sie braucht noch allerhand Bücher, und noch größern Unterricht in der Muſik. Wenn ich nur das Mädchen in meinem Hauſe haben dürfte. Ich wollte Ehre an ihr erziehen, und ich hoffte, daß ſie bald des vernünftigſten Mannes werth ſeyn ſollte. Sie hat freylich noch ihre Fehler, ſo wie ich unter andern den habe, daß ich gern von

ihr rede. Sie iſt etwas hitzig; ſie läßt ihre Geſchicklichkeit zuweilen zu ſehr merken; aber, das ſind Fehler, die ein Mann durch die Liebe bald mäßigen und zu Schönheiten machen wird.

Hr. Orgon. Ja, ja. Carolinchen iſt ganz gut. Sie wird ſchon einen Mann kriegen. Machen Sie ſich keine Sorge.

Fr. Damon. Ich wünſche ihr nicht allein einen Mann, ſondern auch einen ſolchen Mann, der ſie liebt, und ihre guten Eigenſchaften recht erkennt.

Hr. Orgon. Das verſteht ſich von ſich ſelbſt, daß der, der ſie heirathet, ſie auch lieben wird. Wenn man einmal beyſammen iſt, ſo findet ſich die Liebe wohl.

Fr. Damon. Das wolle der Himmel nicht! Ein Paar Eheleute, die keine Zärtlichkeit gegen einander empfunden haben, ehe ſie ſich verehlichten, die werden auch keine Liebe gegen einander fühlen, und wenn ſie hundert Jahre beyſammen lebten. Ihre Meynung iſt nichts, als ein Troſt, den ein geiziger Vater oder Mutter für ihre Kinder erdacht haben, die ſie wider Willen zu einer Liebe zwangen.

Hr. Orgon. Das dächte ich nicht. Als ich meine liebe Frau heirathete, ſo war ich ihr weder gram, noch gut. Mein Sohn, ſagte meine ſeli-

ge Mutter zu mir, es iſt ein hübſches, ſtilles, haushältiges Mädchen, die nach ihres Vaters Tode einen feinen Thaler Geld kriegt; nimm ſie auf mein Wort; du wirſt nicht übel fahren. Ich nahm ſie alſo, und ich hätte auch eine andere eben ſo gut genommen, wenn es meine Mutter verlangt hätte. Und ich bin nicht übel gefahren, wir vertragen uns ganz gut.

Fr. Damon. Wider Ihr eigen Exempel, das Sie mir anführen, darf ich nichts einwenden. Aber überhaupt von den Ehen zu reden, glauben Sie denn, daß es ſchon zu einer zärtlichen Liebe genug iſt, wenn man ſich verträgt?

Hr. Orgon. Iſt es denn nicht einerley, ſich vertragen, ſich nicht zanken, und ſich lieben? Kömmt nun noch der Eheſegen von Kindern dazu: ſo ſehe ich nicht, wie eine ſolche Ehe ohne Liebe ſeyn könnte.

Fr. Damon. Von dem Beweiſe. den die Kinder von der Liebe der Aeltern in der Ehe abgeben, wollen wir nicht viel reden. Er iſt, wie mich deucht, nicht der ſtärkſte. Die Uebereinſtimmung der Gemüthsart, eine gewiſſe Gleichheit in unſern Meynungen und Neigungen, ein innerlicher Trieb dem andern zu gefallen, und eine brennende Sehnſucht, des andern ſein ganzes Herz, ſeine ganze Hochachtung zu beſitzen; das iſt der

Grund der ehelichen Liebe. Daraus entſtehen die emſigen Bemühungen, ſich einander auf die redlichſte Art verbindlich zu machen, einander ſtets durch neue Gefälligkeiten zuvor zu kommen, und ſich immer mehr Verdienſte zu erwerben, durch welche die Liebe ermuntert und befriediget wird; das iſt die Zärtlichkeit der Ehe. Meynen Sie es nicht, Herr Schwager?

Fr. Orgon. Das wäre eine ſehr beſchwerliche Ehe. Sie werden es auch wohl nicht im Ernſte geſagt haben, ſonſt müßte ich denken, daß ich noch nicht verehlichet wäre; und ich bin doch ſchon zehn Jahre ein Mann, wenn ich gleich keine Kinder habe. Unſere Vorfahren waren rechtſchaffene Leute, und liebten einander, ohne ſolche Grübeleyen anzuſtellen. Wollen wir nicht wieder in den Garten gehen? Ich möchte wohl wieder eine Pfeiſe Taback rauchen. Den Stich von der Mücke fühle ich immer noch. Wenn nur keine Pulsader verletzt iſt! Kommen Sie, Frau Schwägerinn, was geht uns die Liebe mehr an? Sie haben Ihren Mann, und ich meine Frau. Und wer verſorgt iſt, der iſt verſorgt.

Fr. Damon. Wollte der Himmel! es würde jedes verſorgt, wie es wünſcht. Aus Gehorſam gegen die Aeltern wird man oft einer ungleichen Ehe

auf=

aufgeopfert. Doch man muß ſein Schickſal mit Großmuth ſich geneigter zu machen ſuchen.

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Herr Damon. Frau Orgon.

Hr. Damon. Ja, wie Sie ſehen. Auch an meinem Geburtstage kann ich nicht ohne Arbeit ſeyn. Der Handel mit den Wechſelbriefen iſt geſchehen. Und wenn es gut gehet, ſo kann ich wohl ein paar tauſend Thaler dabey gewinnen. Ja, das habe ich Ihnen wohl in dem Garten erzählt, Frau Schwägerinn, daß ich den Lotteriezettel gefunden habe. Er lag, wie geſagt, in meiner Frau Kaſten, wo ſie die Spitzen hat. Er lag uneingewickelt; recht, als ob es der Himmel hätte haben wollen, daß ich hinter ihre Schliche kommen, und das Meinige mir wieder zueignen ſollte. Aber das werden Sie noch nicht wiſſen, daß ich ihn ſchon wieder verhandelt habe, und zwar mit Profit?

Fr. Orgon. An wen denn? Sie ſind ja ein rechtes Glückskind, Aber hätten Sie ihn mir denn

nicht auch für meine geleiſtete Aufrichtigkeit anbieten können? Für die Hälfte hätte ich ihn ſelber annehmen wollen. Und was wäre es denn geweſen, wenn Sie mir die andere Hälfte geſchenket hätten?

Hr. Damon. Ja, ich hätte es thun können, wenn ichs bedacht hätte. Aber es iſt einmal geſchehen. Mein Mündel, Herr Simon, hat das Loos ſchon in Händen. Ich kriege vier Thaler dafür, und wenn das Loos gewinnt, den dreyzehnten Theil des Gewinnſtes, und zwar aus billigen Urſachen. Ich habe meiner Frau den Fehler ſchon vergeben. Es iſt eine fromme, rechtſchaffene und ſchöne Frau, die mir viel Liebe erzeigt, wenn ſie gleich etwas leichtſinnig mit dem Gelde umgeht. Sie wird mit den Jahren ſchon anders werden.

Fr. Orgon. Ich kann mich gar nicht in Sie finden. Bald heben Sie Ihre Frau in den Himmel, und bald ſchelten Sie aufs ärgſte auf ſie.

Hr. Damon. Was ſagen Sie? Ich hätte meiner Frau etwas Übels nachgeredet? Das ſey ferne von mir! Ich müßte es in der Hitze, im Zorne gethan haben. Meine Frau iſt die beſte Frau. Ich bin mit ihr zufrieden, und den will ich ſehn, der etwas an ihr zu tadeln findet. Iſt ſie arm geweſen: ſo geht es niemanden etwas an, daß ich ſie reich gemacht habe.

Fr.

Fr. Orgon. Nur gelinde, Herr Schwager. Mir zu gefallen mögen Sie Ihre Frau in den Adelſtand erheben laſſen. Ich will es Ihnen nicht werhren. Aber daß Sie alle andere ehrliche Weiber verachten, und Ihre Frau die beſte Frau heiſſen, dadurch finde ich mich beleidiget. Der Streich mit dem Lotteriezettel iſt doch keine feine Sache.

Hr. Damon. Frau Schwägerinn, wenn ichs ihr vergeben kann: ſo werden Sie wohl auch nicht viel darbey zu erinnern haben. Was haben Sie an meiner Frau auszuſetzen? Mann und Weib iſt ein Leib. Wer meine Frau angreift, greift auch mich an.

Fr. Orgon. Man ſehe doch, wie ſich die Männer geſchwind ändern können. Iſt das der Dank für die Entdeckung wegen des Lotteriezettels? Da Sie das Geld dafür wieder haben, und ſich noch einen Theil des Gewinnſtes verſprechen: ſo hat Ihre Frau nichts unrechtes gethan. Aber vorhin war ſie vom Teufel beſtrickt und beſeſſen.

Hr. Damon. Solche Reden kommen über meinen Mund nicht. Ich habe mit dem Teufel nichts zu thun. Sind Sie denn gar böſe auf mich, daß ich Ihnen den Lotteriezettel nicht geſchenkt habe? Iſt dieſes Ihre Abſicht geweſen, um deren willen Sie meine Frau bey mir angegeben: ſo darf ich Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit eben nicht gar zu ſehr verbunden ſeyn.

Fr. Orgon. Wenn Sie alle Regeln der Höflichkeit vergeſſen wollen: ſo vergeſſen Sie doch wenigſtens nicht, daß Sie eine kranke Frau und eine Blutsfreundinn vor ſich haben.

Hr. Damon. Fällt es Ihnen itzt erſt wieder ein, daß Sie krank ſind? Es kömmt mir bald vor, als wenn Sie die Gabe hätten, ſo oft krank zu werden, als es Ihre Abſichten erfordern. Was hat Ihnen denn meine rechtſchaffene Frau in den Weeg gelegt, daß Sie ſolche bey mir angeben? Vier Thaler ſind viel Geld; aber deswegen wäre ich noch nicht zu Grunde gegangen. Denken Sie denn etwa, daß ich gar geizig bin, und daß Sie mich bey meiner Schwäche haben faſſen wollen? Ich liebe das Geld, aber auch die Ehre, und meiner Frau Ehre. Und wenn Sie denken, daß meine Frau keine Wirthinn iſt, ſo will ich ihr Ausgebebuch holen; holen will ichs, und es Ihnen zeigen.

Zweyter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Simon.

Hr. Simon. Sind Sie mir wieder davon gelaufen, engliſche Madam? Was macht der alte Geldkaſten bey Ihnen?

Fr. Orgon. Dergleichen grober und unverſchämter Mann, als dieſer iſt, muß zwiſchen Himmel

und Erden nicht mehr ſeyn. Er hat mir ſolche Grobheiten geſagt, daß ich den Augenblick aus ſeinem Hauſe gegangen ſeyn würde, wenn Sie nicht gekommen wären. Aber um Ihre angenehme Geſellſchaft zu genieſſen, will ich mich überwinden, und meinen Zorn dieſen Abend gegen ihn verbergen. Er ſoll es zu andrer Zeit ſchon empfinden, was es heißt, ein Frauenzimmer zu beleidigen, das noch darzu krank iſt.

Hr. Simon. Laſſen Sie den alten Gecken gehen. Er iſt ein Bourgeois. Er taugte in Frankreich zu keinem Thürſteher, und hier iſt er, glaube ich, gar ein Aufſeher über eine offentliche Caſſe. Mir muß er mit aller Hochachtung begegnen, und ſichs für die größte Ehre ſchätzen, daß ich ſein Mündel geweſen bin. In vier Wochen ſoll er mir Rechnung ablegen, da will ich ihm den Kopf ſchon zu rechte rücken.

Fr. Orgon. O thun Sie es doch um meinet willen. Er hat mir ein Lotterieloos verkaufen wollen. Und da ichs verlangte, ſo ſpricht er, er hätte es nicht mehr, und begegnet mir, wie einer gemeinen Frau. Der gottloſe Mann!

Hr. Simon. Hier, ma chere Madame, iſt das Loos zu Ihren Dienſten. Nehmen Sie es ohne Complimente an. Ich habe in Paris den Sträuſſermädchen wohl ehe einen Louisdor gegeben.

Fr.

Fr. Orgon. Um des Himmels willen! hat er Ihnen das Loos verkauft? O! behalten Sie es. Es iſt in ſchönen Händen. Nein, es wäre eine Unhöflichkeit, ich kann es nicht (Sie langt darnach) ich kann es nicht annehmen. Doch weil Sie ſo befehlen, ſo ‒ ‒.

Hr. Simon. Thun Sie nicht ſo kleinſtädtiſch mit mir. Sie müſſen es annehmen, ohne ſich zu weigern, und ohne ſich zu bedanken, wenn Sie meinem Charakter gemäß handeln wollen. Ich hatte einmal die Ehre, einer Marquiſinn in St. Germain die Schnürbruſt aufzuſchnüren. Den andern Tag machte ich ihr dafür ein Präſent mit einem goldenen Blankſcheit. Sie nahm es an, ohne ein Wort zu ſagen, als: Monſieur, vous étes fort galant pour un Allemand. Und dieſes gefiel mir außerordentlich.

Fr. Orgon. Ach, Monſieur, was iſt für ein Unterſcheid, wenn ich den närriſchen Damon und meinen tölpiſchen Mann gegen Sie betrachte. Sie ſind die Galanterie ſelbſt, und recht zum Troſte der Damen gebohren. Wenn ich einen Sohn hätte, er müßte wie Sie werden, oder er dürfte nicht ſagen, daß er unter meinem Herzen gelegen hätte. Da laſſen die Aeltern ihre Söhne auf der Univerſität über den Büchern liegen, und wenn ſie nach Hauſe kommen, und ein Frauen-

zim-

zimmer bedienen ſollen, ſo thun ſie nicht anders, als wenn ſie die Daumenſtöcke an Händen und Füſſen bekommen hätten.

Hr. Simon. Ja wohl, Madam. Schulen und Univerſitäten ſind nicht halb ſo gut, als die ſchlechteſten Caffeehäuſer. Anfangs hatte ich einen Hofmeiſter auf der Akademie; und wenn ich ihn nicht fortgejagt hätte, ſo wäre ich ein Stockfiſch geworden, wie er war. Er hat mich gezwungen, gewiſſe Bücher zu leſen, die ich itzt nicht kann nennen hören. Freyheit, Geſellſchaft, Franzöſiſch und Reiſen in fremde Länder, das macht gelehrt. Alles andere ſind Poſſen und Schulfüchſereyen. O Madam, itzt beſinne ich mich, ich habe Sie lange nicht geküßt. Ma foi, ma chere!

Fr. Orgon. Ach ma cher Monſieur, ich höre jemanden ‒ ‒

Hr. Simon. Sachte, Madam, mon cher Monſieur, heißt es, nicht ma cher.

Fr. Orgon. Ja, mein wertheſter Herr, ich höre iemanden über den Gang, der nach dem Garten hinunter geht, herauf kommen. Daß wir nur nicht etwa behorcht werden! Es komme, wer da will: ſo will ich gleich gehen, und mich ſtellen, als ob ich böſe auf Sie wäre; aber Sie müſſen ja nicht gleich hinter mir herkommen. Es möchte ſonſt Verdacht erwecken. Hören Sie?

Dritter Auftritt.

Herr Simon. Jungfer Carolinchen.

Carolinchen. Iſt die Madam Orgon nicht hier? Ich ſollte mich erkundigen, ob es ihr gefällig wäre, noch eine halbe Stunde bis zur Abendmahlzeit mit meinem Herrn Vetter im Brete zu ſpielen. Nehmen Sie es nicht übel, daß ich Sie geſtört habe. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

Hr. Simon. Madam Orgon iſt nicht mehr bey mir. Aber warum wollen Sie gleich laufen? Fürchten Sie ſich denn mit einer Mannsperſon allein zu ſeyn? Sie müſſen mir und Ihnen nicht viel zutrauen.

Carolinchen. Und Sie müſſen mich für ſehr leuteſchen, und ſich für ſehr gefährlich anſehen, wenn Sie glauben, daß ich deswegen forteile, um nicht allein mit Ihnen zu ſprechen. Ich will mit Ihnen und mit ieder Mannsperſon allemal reden, wenn gleich nicht ſieben Zeugen dabey ſind. Haben Sie mir etwas zu ſagen, ſo werde ichs beantworten; oder wollen Sie auch gleich mit mir in den Garten gehen, ſo können wir da genug reden.

Hr. Simon. Ja, ja, Sie fürchten ſich vor mir. Ich weis nicht, wie die Schönen in Deutſchland ſind. Kein Frauenzimmer in Paris wird vor ei-

ner

ner Spinne ſo laufen, als ein deutſches Mädchen vor einem jungen Menſchen. Sie dauern mich, Mamſell. Sie ſind ſo gut gebildet, und würden die Hochachtung der Chapeaus vollkommen erhalten, wenn Sie den verdrüßlichen Charakter einer Spröden aufgeben wollten. Sie reden zu wenig, und ſprechen ſo ſtudirt, und vergeſſen das Luſtige in Geſprächen. Kurz, Sie denken ſtets daran, daß Sie ehrbar ſeyn wollen, und darüber werden Sie ſo ernſthaft, als wenn Sie zur Beichte gehen wollten.

Carolinchen. Sie reden ſehr offenherzig. Ich glaube, wenn ich mit Ihnen auf Reiſen geweſen wäre, Sie könnten mich nicht vertrauter tadeln. Doch vielleicht iſt Ihr Tadel ein Lobſpruch für mich. Ein ſprödes Frauenzimmer, das das Geſichte und ihren Fächer erſt zehnmal in die Falten legt, ehe ſie ja oder nein ſagt, iſt ſehr lächerlich. Aber wollen Sie uns denn um alle Sittſamkeit und um allen Wohlſtand bringen? Ich will nicht traurig ſeyn; doch warum ſoll ich denn auf eine ausgelaßne Art luſtig ſeyn? Soll man denn alles ſagen, was uns einfällt, und gar nicht an das denken, was man ſagt? Dazu kann man bald kommen, daß man immer plaudert; aber wehe der Geſellſchaft, die gezwungen iſt, den Witz anzuhören, den wir aus Schwatzhaftigkeit nicht bey

uns behalten können, und wenn wir ihn auch auf Reiſen geſammlet hätten.

Hr. Simon. Wer geſellſchaftlich und galant ſeyn will, muß viel reden, und von luſtigen Sachen; ſonſt ſchläft man ein. Man muß durch gute Einfälle, durch artige Scherze, durch Minen, durch ungezwungene Bewegung einander beleben und ermuntern. Wenn wir einmal in Geſellſchaft ſind: ſo kann man nie zu aufgeweckt ſeyn. Leute von Geſchmack nehmen einander nichts übel.

Carolinchen. Ich möchte Ihre Meynung eben nicht öffentlich vertheidigen. Die Munterkeit in der Geſellſchaft muß ſtets durch die Hochachtung und durch den Wohlſtand eingeſchloſſen werden; ſonſt wird ſie zur luſtigen Grobheit. Doch, mein Herr, ich ſehe, daß wir einander nicht bekehren werden. Ich dächte, wir giengen in den Garten zur übrigen Geſellſchaft.

Hr. Simon. Fällt es Ihnen ſchon wieder ein, daß Sie eine Jungfer ſind? Wollen Sie flüchten?

Carolinchen. Ich würde ungeachtet meines Jungfernſtandes gern mit Ihnen reden, wenn Ihre Einfälle nicht ſo ſtark wären. Sie benehmen mir gleich die Sprache; ſo durchdringend und nachdrücklich ſind ſie.

Hr. Simon. Sie wollen gar ſpotten? Denken Sie denn, daß ich noch in keiner vornehmen und

witzigen Geſellſchaft geweſen bin, und nichts da gelernet habe?

Carolinchen. O nein! Man hört es aus Jhrer Art zu reden wohl, daß Sie in der Welt geweſen ſind, wenn ſie es gleich nicht ſelbſt geſtünden. Jhr Umgang iſt ſtets lehrreich, und ich habe in Jhrem kurzen Geſpräche ſchon ſo viel gelernet, daß ich Jhren Tadel ferner anhören will, ohne böſe zu werden. Jch werde ſchon ganz munter. Vielleicht falle ich auch in das Luſtige, wenn Sie mich länger unterhalten. Geben Sie mir nur Anweiſung.

Hr. Simon. Dieſe Bitte mag Jhr Ernſt ſeyn oder nicht, Mamſell; ſo bin ich doch ſo aufrichtig, daß ich Jhnen rathe, öfter in Geſellſchaften zu gehen, und Jhre Bücher wegzuwerfen. Sie werden ſehen, wie lebhaft Sie mein Rath in kurzem machen wird.

Carolinchen. Es iſt mir lieb, daß Sie noch nicht alle Hoffnung von mir verlohren haben. Aber welche Geſellſchaften ſoll ich beſuchen? Sie müſſen erſt reformiren, ehe der Umgang in unſerm Orte manierlich werden wird. Und wo wiſſen Sie denn, ob ich Bücher leſe, und ob ſie ſchlecht ſind?

Hr. Simon. Jch habe es von andern gehört. Und Sie ſelber verrathen ſich mit Jhren zuverſich-

ſichtigen Orakelſprüchen, daß Sie mehr leſen, als reden. Im Ernſte, Mamſell, was leſen Sie für Bücher? Ich will mich nicht rühmen, daß ich ſtudirt habe; aber Sie werden mir doch zutrauen, daß ich einige Kenntniß von Büchern habe. Ein Buch früh bey dem Thee, oder des Abends, wenn man nicht einſchlafen kann, iſt allemal eine gute Sache.

Carolinchen. Ich weis nicht, ob mein Büchervorrath nach Ihrem Geſchmacke ſeyn wird. Ein gewiſſer junger Gelehrter, der aber die Welt noch nicht geſehen hat, der, ſage ich, hat mir die Bücher, die ich geleſen habe, oder beſitze, meiſtens verſchafft oder vorgeſchlagen. Ich ſage es Ihnen, er iſt gar nicht ſo galant und witzig, wie Sie. Unter andern hat er mir den Zuſchauer ſehr angeprieſen.

Hr. Simon. Der Zuſchauer, ein Buch von acht oder neun Bänden? Mit Ihrer Erlaubniß, das muß ein großer Pedant ſeyn, der Ihnen dieſes trockne Buch angeprieſen hat. Seine Moral iſt meiſtens aus dem Sirach. Der Zuſchauer iſt ein ſchwermüthiger Engelländer, den es verdrießt, daß andere Leute nicht melancholiſch ſind. Er kriecht unter lauter Kleinigkeiten herum und phantaſiret, daß ihn die Leute für gelehrt halten ſollen. Ich habe dieſes Buch einem Geiſtlichen geſchenkt, weil ich ihm kein ſchlechters zu geben wußte.

Caro-

Carolinchen. Der Mann kann mit Ihrem Irrthume ſehr wohl zufrieden ſeyn. Aber, was ſoll ich denn für Bücher leſen, wenn die klugen ſchädlich ſind? Wollen Sie mir denn etwa den Eulenſpiegel, die ſchöne Meloſine, und den luſtigen Studenten anpreiſen? Oder haben Sie ſelber ein hübſches Büchelchen geſchrieben, das noch über dieſe drey geht?

Hr. Simon. Wenn ich ſchreiben werde, ſo ſchreibe ich für Leute von Geſchmack. Und das will ich nicht verredt haben. Aber, gelehrte Jungfer, ſagen Sie mir doch, warum Sie keine franzöſichen Bücher leſen.

Carolinchen. Ich leſe ſie auch, zwar recht gern. Ich habe nur neulich des ältern Racine ſeine Tragödien, und des jüngern ſein Gedichte von der Religion geleſen, und über den letzten vor Freuden geweinet, ſo vortrefflich hat er mir gefallen.

Hr. Simon. Nun weis ich genug. Wenn Sie des Racine Gedichte de la Religion haben leſen können: ſo können ſich alle Gebetbücher viel Aufmerkſamkeit von Ihnen verſprechen. Fahren Sie nur fort. Vielleicht heirathen Sie einmal einen Schulmann, ſo wird Ihnen Ihre Gelehrſamkeit recht gut zu ſtatten kommen. Sie können eine Stunde in Sentenzen, die andere in adagiis; und die dritte in bibliſchen Sprüchen mit einander reden. Nachdem wird Ihnen der Kuß, oder die Mahlzeit recht gut darauf ſchmecken.

Carolinchen. Mein Herr, ich leſe nicht, um gelehrt zu werden, ſondern um meinen Verſtand und mein Herz zu verbeſſern. Ich dächte, ieder vernünftiger Mann ſollte das Frauenzimmer darzu aufmuntern. Je klüger wir bey unſern weiblichen Geſchicklichkeiten uns zu werden bemühen, deſto glücklicher ſind die Männer, die mit uns leben wollen. Im Ernſte bleiben Sie bey Ihren witzigen Büchern, und laſſen Sie mir meinen böſen Geſchmack, und reden Sie nicht mit einer ſo unverſchämten Art von guten Schriften. Sie verachten des Racine Gedichte, und ich ſage Ihnen aufrichtig, daß Sie es gar nicht zuleſen im Stande ſind. Solche Schriften zu leſen, dazu gehört mehr Franzöſiſch, als Sie verſtehen. Ein Paar Wort zu plaudern, die vor dem Spieltiſche und bey der Mahlzeit nöthig ſind, darinne beſteht Ihr ganz Franzöſiſch, und deswegen hätten Sie nicht nach Paris reiſen dürfen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Hr. Damon.

H. Damon. Das habe ich wohl gedacht, daß ich Sie beyſammen antreffen würde. Was ſich neckt, das liebt ſich gern. Im Garten thaten Sie, als wenn Sie einander nicht leiden könnten; aber hier ſtehn Sie ſo gelaſſen, wie Braut und Bräu-

tigam. Nun nun, erſchreckt nicht über meine Ankunft. Ich weis ſchon, wie junge Leute ſind; ich bin auch jung geweſen. Man kann einander in allen Ehren lieben.

Carolinchen. Herr Vetter, an wen halten Sie dieſe Trauerrede? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie mein Herz mit dieſem Herrn in Verdacht haben? Ich verſtehe mich gleich zur Feuerprobe, um zu beweiſen, daß mir Herr Simon ſehr gleichgültig iſt. Und ihm wird es auch nicht ſchwer fallen, ſeine Unempfindlichkeit mit einem duzend Eydſchwüren zu beſtättigen.

Hr. Damon. Ich glaube, was meine Augen ſehen. Wenn Ihnen Herr Simon zuwider wäre; ſo würden Sie gewiß nicht an dem Orte ſeyn, wo Niemand, als er, iſt. Doch verſtellen Sie ſich nur. Ihr Geſchlecht hat einmal das Gelübde über ſich genommen, nein zu ſagen, wenn es ja denkt; und froſtig zu thun, wenn es im Herzen brennt. Die Schamhaftigkeit will es alſo haben. Nicht wahr, Herr Simon, Sie ſind offenherziger? Gefällt Ihnen Jungfer Carolinchen nicht?

Hr. Simon. Ach ja. Wenn Sie nur mehr Welt hätte, und an ſtatt der verdrüßlichen Bücher ‒ ‒ ‒

Carolinchen. Ich werde meine Lobrede nicht auswarten. Urtheilen Sie von mir, wie es Ihnen

nen gefällt. Laſſen Sie mir nur meine Gewiſſensfreyheit auch.

Fünfter Auftritt.

Herr Simon. Herr Damon.

Hr. Simon. Ha, Ha! Sie wird eilen, daß ſie vor Ihrer Frau Liebſte das Herz ausſchütten kann. Ich habe ihr die Wahrheit heut ein wenig geſagt; doch mit einer galanten Art. Es iſt Schade um das Mädchen, daß ſie nicht zu leben weis. Doch Herr Damon, wie ich aus Ihren vorigen Reden gehört habe, ſo iſt mir Mamſell Carolinchen wohl gar im Herzen gewogen. Das gute Närrchen! Mein Sieg hat mich wenig Mühe gekoſtet.

Hr. Damon. Warum ſollte ſie Ihnen nicht gewogen ſeyn? Sie ſind jung und artig, und meine Muhme iſt auch jung und empfindlich. Fahren Sie nur fort. Sie iſt ſchon unruhig. Sie mögen ihr ſehr gefallen, und ſie mag es doch verbergen wollen. Das iſt ein gutes Zeichen.

Hr. Simon. Es iſt ganz gewiß, daß ich ihr gefalle, und ich habe es gleich aus den zwey oder drey erſten Blicken gemerkt, daß es ihr unmöglich ſeyn würde, mich nicht zu lieben. Gleichwohl habe ich meine Zauberkünſte noch gar nicht

angewandt. Ich habe Ihr nur gemeine Schmei-
cheleyen geſagt: Ich habe ihr die Hand nicht geküßt;
ich habe meine ſiegende Mine nicht angenommen:
ich habe keinen artigen Scherz gemacht, weder
mit meinem Witze, noch mit meiner Hand. Ich
habe ihren Fächer, ihren Palatin, alles bisher
noch in Ruhe gelaſſen. Aber laſſen Sie mich nur
erſt in mein Feld kommen. Carolinchens Verſtel-
lung ſoll nicht lange währen. Und wenn ich mich
nicht ſehr irre, ſo ſoll ſie mir noch heute eine voll-
kommene Liebeserklärung thun. Ich habe ſolche
Mädchen mehr vor mich gehabt, die wild gegen
mich gethan; aber ſie ſind bald zahm geworden.

Hr. Damon. Das wäre vortreflich, wenn ſie
meine Jungfer Muhme recht verliebt machen könn-
ten. Verſuchen Sie doch Ihr Heil. Ihnen traue
ich alles zu; denn Sie ſind artig und galant.

Hr. Simon. Ob ichs bin, das will ich eben
nicht ſagen. Aber Sie ſind auch nicht der erſte
der michs aufrichtig verſichert hat. Und wenn
ich meine Lebensgeſchichte ſeit drey oder vier Jah-
ren durchgehe: ſo finde ich Beweiſe genug, daß
ich dem Frauenzimmer gefährlich ſeyn muß. Als
ich über Brüſſel reiſete, ſo ließ ich mich in eine
vornehme Familie introduciren. Die Tochter vom
Hauſe war ein allerliebſtes Mädchen, und ſprach
franzöſiſch, wie ein Engel.

Hr. Damon. Das verſchlägt mich nicht viel.

Hr. Simon. Hören Sie nur, wie es ward. Ueber der Tafel kam ich ihr gegen über zuſitzen. Ich that etliche Machtblicke auf ſie, und ſie that ſehr ſicher bey dieſem Anfalle. O dachte ich, mein ſchönes Kind, du ſolſt bald empfinden, daß ich mehr, als ein bloßer Deutſcher, bin.

Hr. Damon. Sagen Sie mir itzt nicht, was Sie gedacht haben; ſondern nur, was geſchehen iſt. Die Erzählung möchte ſonſt zu umſtändlich werden.

Hr. Simon. Fallen Sie mir doch nicht in die Rede. Ueber Tafel gieng weiter nichts merkwürdiges vor, als daß ich ihr einige hübſche Flatterien machte, und ihr mit dem Fuſſe einen und den andern Druck gab, weil ich ihr gleich gegen über ſaß.

Hr. Damon. Ich dächte, das wäre unhöflich geweſen. Zog ſie denn die Beine nicht weg? Wie leicht hätten Sie ihr die Pantoffeln mit Ihren Schuhen ſchmutzig machen können!

Hr. Simon. Dafür laſſen Sie mich ſorgen. Ich trug damals ſchon Corduan-Schue. Nach der Tafel hatte ich die Ehre, als ein Fremder, den Ball mit der Tochter vom Hauſe zu eröffnen. Hier zeigte ich mich in meiner ganzen Stärke. Jeder Blick, den ich auf ſie ſchoß, that die Wirkung einis Pfeils, und ‒ ‒ ‒

Hr. Damon. Alſo wird das Frauenzimmer bald zu Boden gefallen ſeyn. Wenn ich bitten darf, ſo verſparen Sie den Ausgang der Erzählung, bis nach Tiſche. Oder noch beſſer. Wir wollen nach Tiſche, weil es ohnedem mein Geburtstag iſt, ein Ehrentänzchen thun. Da mag Carolinchen die Jungfer in Brüſſel ſeyn, und da können Sie mir an ihr zeigen, was mit jener vorgegangen iſt.

Hr. Simon. Ja, ja. Doch hören Sie mir zu. Ich tanzte den ganzen Abend mit ihr. Alle Glieder an mir, alle Schritte und Wendungen lebten. Ich glaube auch, daß man ſelten wird ſchöner haben tanzen ſehen; ſo viele Mühe gab ich mir.

Hr. Damon. Gut, machen Sie es dieſen Abend nur auch ſchön, und laſſen Sie Carolinchen nicht aus dem Garne. Wenn ſie gleich nicht reich iſt: ſo iſt ſie doch ſchön, guter Geburt, und hat, wie alle Leute ſagen, viel Verſtand.

Hr. Simon. Auf dem Balle bemerkte ich nun ganz deutlich, wie die Liebe von Minute zu Minute in meiner Brüſſelſchen Schöne zunahm. Endlich ſtieg die Zärtlichkeit ſo hoch, daß ſie ohnmächtig ward, und ſich von dem Balle mußte wegtragen laſſen. Den andern Tag bekam ſie ein hitziges Fieber, und ‥‥

Hr. Damon. Aber woher wiſſen Sie, daß Sie aus Liebe krank geworden? Vielleicht hat ſie ſich im Tanzen zu ſehr erhitzt.

Hr. Simon. Sie hat es im Phantaſiren mehr, als einmal geſtanden, daß ich die Urſache von ihrer Krankheit wäre.

Hr. Damon. Im Phantaſiren? Mir wäre es lieber geweſen, ſie hätte es nach dem Paroxiſmo geſtanden. Hat ſie denn auch dazu geſagt, daß ſie aus Liebe gegen Sie krank geworden wäre?

Hr. Simon. Das verſteht ſich. Aus Haß wird ſie nicht in ein Fieber fallen. Hören ſie nur weiter.

Hr. Damon. Ich merke es ſchon, der Vater von der Tochter wird Sie nicht mehr ins Haus gelaſſen haben. Und ich will es Ihnen nur ſagen, wenn ich eine Tochter hätte, und Sie wollten auch ſo grauſam mit ihr umgehen: ſo ließ ich Sie nicht über die Schwelle. Ich bin nicht dawider, daß Sie Carolinchen in ſich verliebt machen ſollen. Es iſt vielmehr mein Wunſch. Aber bis auf das Fieber müſſen Sie die Sache nicht treiben. Nein, wenn Carolinchen Ihnen gut iſt, und Sie ihr, wie Sie geſagt haben, auch gewogen ſind: ſo will ich, als Vormund, die Sache nicht hindern, ſondern vielmehr dazu helfen. Indeſſen will ich Ihnen hier zeigen, daß ich die vier Thaler wegen des

Looſes in der Lotterie angemerkt, und zugleich der acht Groſchen Erwähnung gethan habe, die ich mit zur Maſſe gegeben. Es iſt um Lebens und Sterbens willen. Sehen Sie nur her, mein Herr Simon.

Hr. Simon. Es iſt ja ſchon gut. Wir werden drum keinen Proceß anfangen. Kurz, die Schöne in Brüſſel iſt nicht eher wieder geſund geworden, bis ich die Stadt verlaſſen habe. Iſt dieſes nicht etwas merkwürdiges?

Hr. Damon. Ja, Sehen Sie nur das Papier an; denn um es Ihnen zu zeigen, bin ich mit hieher gekommen.

Hr. Simon. Man wird in Brüſſel gewiß an mich denken. Es war ein allerliebſtes Kind. Ich will heute noch ihre Geſundheit trinken.

Hr. Damon. Hier, mein Herr, ſteht es, „„vier Thaler für ein Loos in der Lotterie, und acht Groſchen, welche ich ‥

Hr. Simon. O quälen Sie mich nicht länger. Ich ſehe es ja. Wenn Sie mich verdrüßlich machen, ſo werde ich Carolinchen ſchlecht bezaubern.

Hr. Damon. Hier kömmt ja gar Herr Orgon. Was muß der wollen? Gehen Sie nur, Herr Simon, und verſuchen Sie Ihr Glück bey Carolinchen, und machen Sie, daß wir Ihnen noch heute gratuliren müſſen.

Hr. Simon. Sie ſollen bald ſehen, daß es mir etwas leichtes iſt, ein Herz in Brand zu ſtecken.

Sechster Auftritt.

Herr Orgon. Herr Damon.

Hr. Orgon. Ich wollte Ihnen nur ſagen, daß mich ſehr hungert, und daß Sie machen ſollen, daß wir bald zu Tiſche kommen. Nach neun Uhr gehe ich gern zu Bette. (Er gähnt.) Und ich habe Hoffnung, dieſe Nacht gut zu ſchlafen, wenn die Wunde von der Mücke ſich nicht entzünden ſollte.

Hr. Damon. Dafür bin ich Ihnen gut. Die Mücken in meinem Garten ſind keine Schlangen. Wir wollen auch bald eſſen. Eins muß ich Ihnen nur noch ſagen. Herr Schwager. Mein Mündel iſt reich, und Carolinchen möchte ich gern verſorgt wiſſen, damit meine Frau nicht weiter Urſache hätte, Geld für ſie auszugeben. Meynten Sie nicht, daß ſich dieſe beyden Leute für einander ſchicken ſollten?

Hr. Orgon. Warum das nicht? Sie mögen heirathen. Was haben wir denn dieſen Abend zu eſſen? Ich habe ſchönen Spargel in Ihrem Garten ſtehen ſehen. Mit Eyerſauce eſſe ich ihn ſehr geren.

Hr. Damon. Wollen Sie nicht über Tiſche ein wenig auf meiner Seite ſeyn? Ich möchte gern,

daß

daß Herr Simon und Carolinchen ein Paar würden. Wenn er nur ja ſagt, und ſich einmal fangen läßt, ſo darf er nicht wieder zurück. Denn ich habe Zeugen.

Hr. Orgon. Wie Sie meinen. Es wird ſchon gehen. Wenn nur die Erdbeeren ſchon groß wären. Ich möchte dieſen Abend wohl eine kalte Schaale davon eſſen. Eine Pfeife Taback, eine kalte Schaale, und ein gericht Spargel iſt im Sommer mein liebſtes.

Hr. Damon. Es wäre auch beſſer für mich, wenn Herr Simon Carolinchen heirathete: ſo könnte ich eher mit der Vormundſchaftsrechnung von ihm los kommen. Wenn er mir nur nicht Händel macht!

Hr. Orgon. Ach ja; Schlägt es nicht itzt ſieben? Kommen Sie, Ich habe ſchon vorhin in der Küche geſehen, daß die Capaunen braun genug waren. Sie möchten zu dürr werden. Ich habe heut keine Luſt, mehr zu reden.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Fr. Orgon. Ach, lieber Schatz, laſſen Sie ſich doch meine Noth klagen. Ich arme kranke Frau möchte vor Aergerniß vergehen. Ich ſaß mit Carolinchen in dem Garten; da kam der junge

Laffe, Herr Damons Mündel, und nahm ſich allerhand Freyheiten heraus. Der Geck muß ſich etwa in mich verliebt haben. Er läuft mir auf allen Schritten nach. Kurz, er that, als wollte er mir den Palatin zu rechte legen, und bey dieſer Gelegenheit . . . Mehr mag ich Ihnen nicht ſagen. Ich ſtieß ihn fort, und machte ihm ein ſpitzig Compliment. Darüber ward er empfindlich, und ſagte mir die unverſchämteſten Dinge. Carolinchen hat alles mit angehört: und ich kann es ihr ewig nicht genung verdanken, ſo ſehr hat ſie meine Parthey genommen, und mich wider den jungen Haſen vertheidigt. Sie iſt recht mein Schild geweſen. Das iſt ein nichtswürdiger Menſch! Hält er mich denn gar für eine ſolche ehrloſe Marquiſin, als er ſich rühmt in Frankreich bedient zu haben.

Hr. Damon. Liebe Frau Schwägerin, es thut mir leid, daß Sie heute in meinem Hauſe ſo viele Urſache ſich zu beklagen finden. Ich will gleich gehn, und meinem Mündel den Fehler vorhalten. Er wird ihn gewiß bereuen, und Ihnen auf die demüthigſte Art eine Abbitte thun. Ich ſelber bitte vielmal um Vergebung, wenn ich Sie vorhin etwa durch ein Wort beleidiget haben ſollte. Ich bin etwas haſtig aber ich bin auch gleich wieder gut.

Ach=

Achter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Orgon.

Fr. Orgon Sie ſagen alſo gar nichts dazu? Und wenn man mir Ehre und Leben nähme: ſo blieben Sie noch in ihrer unbeweglichen Gelaſſenheit. Das ſey dem Himmel geklagt! Alſo verſchlägt es Sie nichts, daß Sie eine tugendhafte Frau haben? Ich frage Sie, wollen Sie mir nicht helfen?

Hr. Orgon. Warum nicht? Ich bleibe dir bis ins Grab treu! Herr Simon wird es nicht ſo böſe gemeynt haben. Er hat vielleicht einen Scherz machen wollen, den du übel verſtanden haſt. Es iſt ein junger Menſch. Was will man mit ihm machen?

Fr. Orgon. Alſo vertheidigen Sie den Menſchen noch? Das ſoll ein artiger Scherz ſeyn, wenn er mir mit der Hand ‒ ‒ ‒ und Carolinchen ſaß dabey? Ich glaube, Sie nähmen es nicht übel, und wenn Sie ihn vor meinem Bette gefunden hätten. Wollen Sie ſich nicht wider ihn aufbringen laſſen? Ich frage Sie noch einmal. Ehrerbietung und Höflichkeit ſoll mir ein junger Menſch erzeigen. Dazu habe ich als ein Frauenzimmer ein Recht, und ich kann es leiden, daß man mich bewundert, und mir Careſſen macht.

Aber muß denn ſo ein guter Narr gleich denken, daß ich ihm alles erlauben werde, weil ich ihm wider meinen Willen gefalle? Sah er denn nicht, daß Carolinchen dabey ſaß? Konnte er denn nicht denken, daß ichs meinem Manne wieder ſagen würde? Ich gab ihm einen häßlichen Verweis. Wie hat er mir darauf mitgeſpielet! Ich ſterbe, wenn Sie mir nicht helfen! Ich klage auf die Eheſcheidung. Hören Sie wohl? Wollen Sie mich nicht hochſchätzen, daß ich ſo tugendhaft bin?

Hr. Orgon. Ja, ich ſchätze Dich hoch, mein Kind. Herr Damon wird es ſchon vermitteln, daß Herr Simon bey Dir um Verzeihung bittet.

Fr. Orgon. Wie? Sie können den Flegel noch Herr heiſſen? Ein Stockfiſch, ein Narr, ein Haſe iſt er, und kein Herr. Sie wollen ihn alſo nicht zur Rede ſetzen?

Hr. Orgon. Ja doch.

Fr. Orgon. Was wollen Sie denn zu ihm ſagen?

Hr. Orgon. Ich will ſagen: Mein Herr meine Frau iſt böſe auf Sie, und ich würde Ihnen noch mehr ſagen, wenn mir das Reden nicht ſo beſchwerlich fiele.

Fr. Orgon. So zornig wollen Sie ihn anlaſſen? Ihre Mutter muß doch gar keine Galle gehabt haben. Sie verdienen es nicht, daß Sie

ſo eine gewiſſenhafte Frau beſitzen, als ich bin. Weil Sie meine Tugend nicht ſchätzen: ſo werden Sie es ſo weit bringen, daß ich ſie vergeſſe.

Hr. Orgon. Wenn ich nun Herr Simonen anfahre, ſo fährt er mich wieder an, und mit dem Reden kann ichs nicht aushalten.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Carolinchen.

Carolinchen. Madam, geben Sie ſich zufrieden, und kommen Sie mit Ihrem Herrn Liebſten zu Tiſche Herr Simon wird Sie wegen ſeiner ausländiſchen Galanterie um Vergebung bitten. Ich habe ihm die Verſicherung in Ihrem Namen gegeben, daß bey uns nur die Musquetier ſo galant thäten, wenn Sie in der Schenke wären. Herr Damon hat ihm die Wahrheit auch ziemlich geſagt. Wir wollen ihn bey Tiſche ſchon demüthigen. Er iſt eben ſo verzagt, als er unverſchämt iſt.

Hr. Orgen. Da hören Sies. So will ich denn immer hingehen. Das Eſſen möchte kalt werden, und kalt iſt es niemanden geſund.

Fr. Orgon. Gehen Sie doch nur. Wir brauchen Sie ja nicht. Wir können den Weg allein finden.

Zehnter Auftritt.

Frau Orgon. Carolinchen.

Fr. Orgon. Ach liebſtes Carolinchen! Womit ſoll ich Ihnen doch Ihre Aufrichtigkeit belohnen, daß Sie mir ſo redlich beygeſtanden haben? Machen Sie ihm nur über Tiſche recht ſchamroth. Ich habe es ſchon gehört, Sie ſind ihm gewachſen, und wiſſen ſeine Schwäche recht lächerlich zu machen. Sagen Sie mir nur womit ich Ihnen dienen ſoll, daß Sie mich von ſo einem Ungeheuer befreyet haben?

Carolinchen. Mit nichts, als Ihrer Gewogenheit. Ihre Ehre iſt mir ſo koſtbar, als die meinige. Und einem Unverſchämten muß jedes Frauenzimmer ſehn laſſen, daß wir Herz genug haben, ſeine Verwegenheit auf die verächtlichſte Weiſe zu beſtrafen.

Fr. Orgon. Liebſtes Kind, ich bin Ihnen ewig gut. Und da ich ohnedieß wegen der letzten Bemühung mit dem Einkaufe meiner Spitzen noch in Ihrer Schuld bin: ſo will ich Ihnen hier ein Lotterieloos, das ich heute geſchenkt bekommen habe, als eine kleine Erkenntlichkeit geben. Gewinnen Sie auch nichts damit: ſo ſollen Sie es doch zeitlebens bey mir zu genieſſen haben.

Corolinchen. Madam, laſſen Sie mir das Vergnügen, wenn ich Ihnen anders gedient habe, das ich Ihnen ohne Belohnung gedient habe. Behalten Sie das Loos. Ich nehme es nicht an, und bin belohnt genug, wenn Sie mich für aufrichtig und dienſtfertig halten. Darf ich mir aber eine andere Gefälligkeit ausbitten, ſo reden Sie bey Gelegenheit mit meinem Herrn Vetter, daß er ſeine Frau, meine liebe Frau Muhme, nicht mehr in dem Verdachte haben ſollte, als ob Sie etwas von ſeinem Vermögen an mich wendete. Ich verſichere Sie, daß es nicht an dem iſt. Die alte Anverwandtinn, bey der ich wohne, giebt mir ſo viel, daß ich bey meinen andern Beſchäftigungen keinen Mangel wenn gleich auch keinen Ueberfluß habe.

Fr. Orgon. Ich lerne Sie nun erſt recht kennen, und ſehe, daß Sie mich lieb haben. Ich will alles in der Welt für Sie thun. Aber itzt müſſen Sie das Loos annehmen. Ich werde ſonſt nicht ruhig.

Corolinchen. Ich nehme es nicht an, Madam. Bleiben Sie nur meine gute Freundinn, und kommen Sie, damit ſie nicht bey Tiſche auf uns warten dürfen. Herr Simon muß bey Tiſche entweder anders werden, oder ſo grauſam gegen uns handeln, und uns ſeine Geſellſchaft entziehen.

Ende des vierten Aufzugs.

Fünf-

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Herr Orgon. Frau Damon.

Fr. Damon. Was ſagen Sie mir?

Hr. Orgon. Nicht anders. Hier iſt der Brief von meinem Correſpondenten in Berlin, und hier die Lotterieliſte. Leſen Sie es nur ſelber, das Loos, Nummer 59, pour la vertu, hat zehn tauſend Thaler gewonnen.

Fr. Damon. Ach Himmel! Das iſt zu viel. Soll ichs auch glauben? Nein, nein, Herr Schwager, es muß ein Irrthum ſeyn. So viel verdiene ich nicht. Wenn es nur hundert Thaler ſind, ich will gern zufrieden ſeyn, und noch dazu ...

Hr Orgon. Sie werden mir ja zutrauen, daß ich geſchriebenes leſen kann. Den Briefträger und meine Magd haben Sie ja auch bey mir angetroffen. Zweifeln Sie denn gar, daß die Poſt noch nicht angekommen iſt? Es iſt recht gut, daß Sie glücklich geweſen ſind.

Fr Damon. Zehntauſend Thaler.

Hr. Orgon. Machen Sie mit dem Gelde, was Sie wollen. Ich mag nichts davon haben. Können Sie doch meiner Magd etliche Groſchen Trinkgeld geben. Wenn ich nur den Brief ſchon wieder

beant-

beantwortet hätte? Ich ſchreibe ſehr ungerne Brie⸗ſe; aber ich muß es doch thun. Binnen acht Ta⸗gen ſoll das Geld gegen den geſetzten Abzug aus⸗gezahlt werden. Hier haben Sie die Liſte, wenn Sie ſolche etwa Ihrem Herrn Liebſten zeigen woll⸗ten.

Fr. Damon. Zehn tauſend Thaler! O wie thei⸗le ich ſo vieles Geld ein, das ichs recht nützlich anwende! Nun will ich mein Carolinchen recht nach Wunſche verſorgen. Iſt es denn auch gewiß, oder betrügen mich meine Augen? Was für ei⸗ne Freude wird nicht mein lieber Mann haben! Herr Schwager, zehn tauſend Thaler habe ich mit vier Thalern gewonnen? Daß iſt unerhört! Ach! ich muß gehn, und es meinem Manne ſa⸗gen. Nun dem Himmel ſey tauſendmal Dank da⸗für ⸗⸗ O wie vielen wackern Leuten werde ich da⸗für Gutes thun können! Nunmehr will ich erſt zufrieden leben, wenn ich andere zufrieden machen kann. Uud womit belohne ich denn Ihre Mühe? Sagen Sie mirs.

Hr. Orgon. Frau Schwägerinn mit nichts auf der Welt. Wenn ich meine Pfeife Taback in dem Garten noch geraucht haben werde, ſo wird mei⸗ne Schlafzeit bald kommen. Alsdenn laſſen Sie mir eine Sänfte holen, und geben Sie den Män⸗nern etliche Groſchen mehr, als gewöhnlich iſt,

damit ſie mich recht ſanft tragen. Das wird mir die gröſte Gefälligkeit ſeyn. Wollen Sie mir auch bey dem Abſchiede noch ein Gläschen Aquavit geben: ſo hoffe ich das die Verdauung deſto beſſer vor ſich gehe, und mein Schlaf deſto ruhiger ſeyn ſoll.

Fr. Damon. Sie bitten ſich auch ſehr geringe Dinge aus. Befehlen Sie was Sie wollen; alles ſoll zu Ihren Dienſten ſtehen. Doch, lieber Herr Schwager, wird auch mein Mann mit tauſend Thalern zufrieden ſeyn? Wird er mir auch erlauben, daß ich das übrige zu Carolinchens Heirath und andern Gutthaten anwenden darf?

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Fr. Damon. Ach allerliebſter Mann, ich kann es vor groſſen Freuden kaum ...

Hr. Damon. Nun, mein liebes Kind, es iſt mir recht lieb, daß Du an meinem Geburtstage ſo froh biſt. Ich bin es auch. Ich habe ohne Dein Wiſſen die Muſik beſtellt, und will Dich eben zum Tanze holen. Wer weis, wenn wir ...

Fr. Damon. Ach mein lieber Mann, laſſen Sie keine Muſik kommen. Ich bin viel zu froh, als daß ich tanzen könnte. Wollen Sie mir wohl eine Bitte gewähren;

Hr. Damon. Was giebt es denn, meine liebe Tochter? Rede doch, ich will dir alles verſprechen. Du biſt meine liebe Frau, wenn du nur etwas genauer ſeyn wollteſt. Ich will dirs auf den Abend im Bette ſagen, was ich auf dem Herzen habe. Du haſt es nicht böſe gemeynt.

Hr. Orgon. Wenn Sie es ſagen wollen, Frau Schwägerin, ſo machen Sie. Ich gehe ſonſt, und ſtopfe meine Pfeife Knaſter an.

Fr. Damon. (zu ihrem Manne) Wollen Sie mir wohl erlauben, wenn ich tauſend Thaler in der Lotterie gewinnen ſollte, daß ich die Hälfte ‒ ‒ ‒

Hr. Damon. Was redeſt du, mein Kind? Wie wird mir denn! Ich bekomme ſolche Angſt. Sollte ich denn ein Glas Wein zu viel getrunken haben? Was willſt du mit der Lotterie? Wo weiſt du, ob du zehn Thaler, geſchweige tauſend ‒ ‒ ‒ Bricht mir doch der Angſtſchweiß recht aus. Ahndet mir denn gar etwas? Was willſt du mit der Lotterie?

Hr. Orgon. Das wird mir zu lange. Ich halte meine Ordnung und gehe. Ein Leben ohne Bequemlichkeit iſt ſchlimmer, als der Tod.

Fr. Damon. Gehen Sie nur. Aber ſagen Sie der übrigen Geſellſchaft nichts von der Sache, bis ich ſelber komme.

Drit-

Dritter Auftritt.

Herr Damon. Frau Damon.

Fr. Damon. Iſt Ihnen denn immer noch angſt? Hören Sie mich nur an, liebſter Mann! es wird Ihnen bald beſſer werden. Der Himmel hat mir eine Wohlthat erwieſen, die mich vor Erkenntlichkeit zu Thränen bringt. Ich bin ſo glücklich geweſen ⸗ ⸗ ⸗

Hr. Damon. Der Schlag rührt mich. Was willſt Du haben? Es kann nicht möglich ſeyn. Ich unglücklicher Mann! Ach das wird der Himmel nicht thun. Ich zittere, ſage mir nichts weiter.

Fr. Damon. Ich bitte Sie um unſerer Liebe willen, was fehlt Ihnen denn? Hören Sie doch nur. Es iſt kein Unglück. Ich habe von den alten Thalern, die ich ſchon lange liegen habe, vier Thaler in die Berliniſche Lotterie, ohne Ihr Wiſſen gelegt. Eben itzt hat Herr Orgon die Lotterieliſte mit der Poſt bekommen, und ich bin ſo glücklich geweſen, zehntauſend Thaler zu gewinnen. Gott ſey Dank!

Hr. Damon. Ach ja, dem Himmel ſey Dank! Ich bin des Todes. Was ſagte ich? Wie? Zehn Thaler haſt Du nur gewonnen?

Fr.

Fr. Damon. Zehn tauſend Thaler. Leſen Sie doch nur. Ich ſehe, Sie ſind vor Freuden ganz beſtürzt. Laſſen Sie ſich doch den Reichthum nicht ſo einnehmen. Sinnen Sie vielmehr darauf, wie wir ihn gut anwenden wollen. Sehen Sie, das Loos, pour la vertu, hat zehn tauſend Thaler gewonnen. Ich will gleich den Zettel holen, er liegt in meinem Wäſchkaſten.

Vierter Auftritt.

Herr Damon. Herr Simon.

Hr. Damon. Sie ſind es doch, Herr Simon? Ach! Doch laſſen Sie mich allein, ich muß es überlegen. Nein, bleiben Sie hier.

Hr. Simon. Ich will eben von Ihnen Abſchied nehmen, und mich für die erwieſene Ehre bedanken.

Hr. Damon. Wenig Ehre genoſſen, wenig Ehre! Ach verziehen Sie doch noch einen Augenblick, und haben Sie die Gutheit, und erlauben Sie mir das Lotterieloos noch auf eine Minute. Ich will um beſſerer Richtigkeit willen eine Abſchrift davon nehmen, und ſie, als einen Beleg, zu der Rechnung bringen.

Hr. Simon. Was braucht es einer Abſchrift? Sie haben ja mit keinem Geldjuden zu thun. Le-

ben Sie wohl, und bitten Sie mich nicht wieder zu einer ſo traurigen Geſellſchaft.

Hr. Damon. Ich laſſe Sie nicht allein gehen. Ich will Sie begleiten, allerwertheſter Herr Simon. Sie ſind mein großer Gönner und Patron. Ich küſſe Ihnen die Hand mit Demuth. Bemühen Sie ſich nur, und geben Sie mir das Loos zum abcopiren. Ich bin ein ordentlicher Mann, und wenn ich ein Glas Wein getrunken habe, ſo mache ich mir über die geringſte Sache den größten Kummer, und falle Stundenlang darüber in eine rechte Melancholey. Das Loos, Herr Simon, das Loos! um aller Barmherzigkeit willen!

Hr. Simon. Ich ſehe es recht gern, daß Sie einen kleinen Rauſch haben. Wenn Ihr Wein etwas getaugt hätte, ſo hätte ich mich ſelber betrunken. Aber, mit Ihrer Erlaubniß, Ihr Burgunder mochte wohl vor dem Jahre in Naumburg gewachſen ſeyn. Ein Franzöſiſcher Wein hat keinen ſolchen bürgerlichen Geſchmack nach dem Stocke. Adjeu, mein Herr, ſchlafen Sie Ihren Rauſch aus, und ſagen Sie Ihrer Jungfer Muhme, daß ſie bey allen ihren Büchern eine Närrin wäre.

Hr. Damon. Sie wollen gehen, ohne mir das Loos ‒ ‒ Halt an ich muß das Loos haben, oder ich erſteche Sie. Hören Sie? mein Loos!

Hr. Simon. Das iſt luſtig. Ihr Landwein muß viel Schwefel bey ſich haben.

Hr. Damon. Nein ich bin nicht betrunken. Ich will das Loos haben. Reden Sie mir nicht viel, ſonſt ⸗⸗ Hier in dieſe Taſche ſteckten Sie es. Nur heraus damit?

Hr. Simon. Greifen Sie in alle Taſchen; wenn Sie es finden, ſo will ichs Ihnen ſchenken,

Hr. Damon. Schenken wollen Sie mirs? Ach ich bin dieſer Gnade nicht werth! Alſo haben Sie mirs geſchenkt? In dieſer Taſche iſt es nicht. Wo haben Sie es? in dieſer auch nicht.

Hr. Simon. Sie finden es nicht; ich habe es weggeſchenkt.

Hr. Damon. Nein, Sie haben es verſteckt. Weiſen Sie mir den Hut; vielleicht ſteckt es zwiſchen einer Krempe. Nein, Hier iſt es auch nicht. Ziehen Sie ſich aus; vielleicht haben Sie es auf der Bruſt oder ⸗⸗⸗

Hr. Simon. Nun wird mir die Comödie zu lang. Kurz ich habe das Loos der Frau Orgon geſchenkt. Hier kömmt ſie ſelbſt. Laſſen Sie mich mit frieden, und ſchlafen Sie Ihren Burgunder⸗Wein zu vier Groſchen fein aus.

Fünf⸗

Fünfter Auftritt.

Herr Damon. Frau Damon.

Hr. Damon. (er denkt es ſey die Frau Orgon.) Geben Sie es heraus, Frau Schwägerinn. Ich weis, Sie haben es. Herr Simon hat es geſagt. Ich laſſe Sie nicht von der Stelle.

Fr. Damon. Sehen Sie denn nicht, daß ichs bin? Was zanken Sie ſich mit der Frau Schwägerin? Bald komme ich auf die Gedanken, daß Sie Ihrem Geburtstage zu Ehren ein Glas Wein zu viel getrunken haben. Gehen Sie zu Bette, mein lieber Schatz. Wenn ich nur wüßte, wo ich das Loos hingelegt hätte! Ich habe den ganzen Wäſchſchrank ausgeſucht, und kann es nicht finden. Ich werde es doch nicht ganz und gar verworfen haben.

Hr. Damon. Ach ich unglücklicher Mann! Iſt mir denn alles zuwider? Ich habe erfahren, daß Du Geld in die Lotterie geleget haſt. Ich habe das Loos heute aus Deiner Köthe genommen, und es an meinen gottloſen Mündel verkauft, und der will es nicht wieder herausgeben. Und ich ſollte die zehn tauſend Thaler verlieren, die du rechtmäßiger Weiſe gewonnen haſt? Nein. Ich muß das Loos haben, oder ich überlebe die Nacht nicht. Ich bin ein ehrlicher, rechtſchaffener Mann.

Gott

Gott hat mirs gegeben; und die Welt wollte mich darum bringen? Ach, mein Kind, laufe doch zu Herr Simonen. Er iſt nach Hauſe gegangen. Falle ihm um den Hals und ruhe nicht, bis er Dir das Loos giebt. Biete ihm zehn Thaler, biete ihm zwanzig, ja biete ihm hundert Thaler, bringe nur das Loos. Sprich, ich wolle mir ein Leides thun. Sprich, ich hätte mir ſchon das Meſſer an die Kehle geſetzt, und wollte es nicht eher weg thun, bis Du mir das Loos brächteſt. Sprich, ich ‒ ‒ ‒

Fr. Damon. O das iſt erbärmlich; Sie haben mein Loos verkauft, und bringen ſich und mich um den ganzen Gewinnſt? Das iſt die Strafe des Himmels für Ihren Geiz. Würden Sie wohl unglücklich geworden ſeyn, wenn Sie die vier Thaler entbehret hätten, die ich zu dem Looſe angewandt habe? Ich arme Frau! Wie dauert mich Carolinchen? Alſo ſoll ich Niemanden Gutes thun? O das ſchmerzt, wenn man die größte Freude, die größte Hoffnung in einem Augenblicke zu nichts werden ſieht? Doch ich will es Ihnen vergeben. Es hat nicht ſeyn ſollen! Das iſt Troſt genug. Faſſen Sie ſich, mein, lieber Mann, nach meinem Beyſpiele. Die Erfüllung unſerer liebſten Wünſche pflegt oft unſer Unglück zu ſeyn. Der Himmel hat es nicht haben wollen.

Hr. Damon. Das mag ich alles nicht wiſſen. Sie ſind eine leichtſinnige Frau. Der Himmel iſt nicht Schuld, an dieſem Unglücke. Ich bin Schuld und mein Mündel, und Sie, und die verwünſchte Frau Orgon, und alle ſind Schuld. Ach Himmel, helft mir doch dasmal! Gehen Sie geſchwind, und thun Sie Herr Simonen einen Fußfall.

Fr. Damon. Muthen Sie mir doch eine ſolche Niederträchtigkeit nicht zu. Ich werde Herr Simonen nicht das geringſte gute Wort geben. Ich glaube, wenn ich zu ihm käme und ihn um das Loos bäte, er würde nach ſeiner Galanterie einen Preis darauf ſetzen, den ich ohne Abſcheu nicht anhören könnte.

Hr. Damon. Sie wollen nicht zu ihm gehn? Haben Sie denn gar keine Liebe zu Ihrem Manne? Zehn tauſend Thaler! Darum wollen Sie keinen Fußfall thun? Gehn Sie. Eine Frau hat viele Gewalt über das Herz einer Mansperſon. Ueberwinden Sie ſich, und machen Sie ihm die verbindlichſten Careſſen. Sie bleiben doch meine Frau. Gehn Sie, oder ich ſterbe.

Fr. Damon. Wo denken Sie hin? So muß ein Mann nicht reden, den ich lieben ſoll. Ich ſoll zu einem Menſchen gehen, der die gröſte Unverſchämtheit beſitzt? Und wenn ich Sie durch die geringſte Beleidigung der Tugend zu dem reich-

ſten

ſten Manne in der Welt machen könnte: ſo werde ichs ewig nicht thun. Laſſen ſie das Geld fahren. Ein zufriednes Herz iſt mehr, als die ganze Welt.

Hr. Damon. Ja, ich will eben das zufriedne Herz haben, und darum ſollen Sie gehen und mir das Loos ſchaffen. Ach wie ſchlägt mir das Herz!

Fr. Damon. Ich thue nicht einen Tritt. Um reich zu ſeyn, mag ich nicht niederträchtig werden. Will mir Herr Simon, wenn er erfährt, daß das Loos mein geweſen iſt, aus eigenem Antriebe etwas davon geben: ſo will ichs mit vielem Danke annehmen. Wo nicht, ſo mag er den Gewinnſt behalten. Ich bitte Sie herzlich, lernen ſie doch erkennen daß der Reichthum nicht glücklich macht. Wenn Sie nun dieſe Nacht ſtürben, was würden Ihnen die zehn tauſend Thaler und noch zehn tauſend dazu wohl helfen?

Hr. Damon. Ach nein, ich ſterbe noch lange nicht. Meine Sachen ſind noch gar nicht in Richtigkeit gebracht. Es wäre das größte Unglück für Dich und für mein Haus, wenn mich der Himmel ſo plötzlich wegnehmen ſollte. Das wird er nicht thun. Er wird mir erſt Recht ſchaffen, und mir zu den zehn tauſend Thalern verhelfen. Liebe Frau, weiſt Du denn gar kein Mittel, wie

ich das Loos in meine Hände bekommen kann? Ich will nach der Wache ſchicken, und den Mündel in Ketten und Banden ſchlagen, daß er mir nicht aus dem Lande läuft. Bete! Du biſt ja fromm.

Fr. Damon. Sie ſind einmal aufgebracht, und ich ſehe, daß alle Vorſtellungen ſo lange vergebens ſeyn werden, als Ihre Hitze anhält. Kommen Sie, wir wollen der Frau Orgon und Carolinchen unſer Unglück klagen. Einem Freunde ſein Herz entdecken und ſein Mitleiden ſehen, beruhiget oft mehr, als alle Troſtgründe. Beklagen Sie ſich ſo ſehr, als Sie wollen. Ich will Ihnen dieſes traurige Vergnügen nicht nehmen. Aber toben Sie nur nicht.

Hr. Damon. Nein, ich will Gott nicht beleidigen. Ach die verdammte Frau Schwägerinn! Der Fluch wird ſie treffen. Ich will ſelbſt zu meinem Mündel gehen. Ich will ihm alles ſagen. Ich will ihm Recht und Gerechtigkeit vorſtellen. Ich will ihn wie meinen Sohn umarmen. Er iſt ja ein Menſch; er wird ſich doch erweichen laſſen. Bete nur fleißig. Ich will bald wieder hier ſeyn.

Fr. Damon. Bleiben Sie doch hier. Es iſt vergebens; oder warten Sie bis Morgen früh. Wollen Sie meine Bitte nicht hören? Was fluchen Sie denn auf Ihre Frau Schwägerinn.

Sech-

Sechſter Auftritt.

Frau Damon. Herr Orgon.

Hr. Orgon. Haben Sie mir denn die Sänfte beſtellen laſſen? Nunmehr will ich nach Hauſe, daß ich aus den Kleidern komme, Meine Frau mag nachkommen. Wenn ich einmal ſchlafe, ſo höre ich ſie nicht, wenn ſie gleich zehnmal ins Bette ſteigt.

Fr. Damon. Ach lieber Herr Schwager, wenn Sie wiſſen ſollten ⸗ ⸗ ⸗

Hr. Orgon. Machen Sie doch keine Umſtände mit mir. Ich bin ſehr wohl mit der Mahlzeit zufrieden. Daß mir ein Stück Mandelkern von der kalten Schaale in die unrechte Kehle kam, dafür können Sie nicht. Ihre Köchinn hätte die Mandeln kleiner ſchneiden ſollen. Gute Nacht, liebe Frau Schwägerinn. Die Sänfte wird wohl da ſeyn.

Fr Damon. Ich bitte, warten Sie doch einen Augenblick. Sie wiſſen ja nicht, was vorgegangen iſt. Bedenken Sie nur ⸗ ⸗

Hr. Orgon. Nein, verſuchen Sie mich nicht. Heute kann ich nicht mehr denken. Morgen früh, wenn ich gut geſchlafen habe, will ich mir ſagen laſſen, was vorgegangen iſt. Es iſt ſchon zu ſpät. Gute Nacht! Haben Sie denn noch ein Gläs⸗

chen Abt = oder Zimmetwaſſer bey der Hand? So lange will ich noch warten.

Fr. Damon. Nur einen Augenblick Geduld! Mein Mann, bedenken Sie nur, hat dieſen Nachmittag mir das Loos heimlich aus dem Schranke genommen, und es an ſeinen Mündel verkauft. Er will bald unſinnig darüber werden, und ich arme Frau komme um alle meine Freude, die ich mir eingebildet hatte. Vergeben Sie mir meine Schwachheit. Ich kann mich der Thränen nicht enthalten. Wer hat ſein Herz ſtets ſo in ſeiner Gewalt, daß er allen Regungen den Ausbruch verbieten könnte?

Hr. Orgon. Was weinen Sie denn? Seyn Sie zufrieden, daß Niemand von den Ihrigen einen Schaden an ſeinen geſunden Gliedmaſſen genommen hat. Wie hätten Sie denn thun müſſen, wenn Sie nichts in der Lotterie gewonnen hätten? Es iſt das Zeitliche. Wenn wir zu eſſen und zu trinken haben, ſo iſt ja alles gut. Andere Leute werden ſchon auch fortkommen. Mit unſerer Arbeit und Sorge, pflege ich zu ſagen, iſt nichts gethan. Lieber zehn tauſend Thaler verloren, als eine Nacht unruhig geſchlaffen. Folgen Sie meinem Exempel. Ich laſſe mich weder von Freude noch von Betrübniß einnehmen. Wenn nur mein Körper verſchonet bleibt, das andre quält

mich

mich nicht. Geben Sie mir doch das Gläschen Zimmet und ein Stückchen Quittenbrod dazu. Es ſtärkt den Magen. Darnach will ich mich getroſt auf den Weg machen.

Fr. Damon. Warten Sie doch nur, bis mein Liebſter kömmt. Er iſt noch zu dem Mündel wider meinen Willen gelaufen. Wie können Sie doch ſo gar unempfindlich ſeyn? An anderer Leute Freude oder Betrübniß Antheil zu nehmen, iſt ja die natürlichſte Regung. Und ich möchte nicht leben, wenn ich nicht geſellig leben ſollte. Verlaſſen Sie mich nicht, bis mein Mann wieder kömmt, und helfen Sie ihm zureden.

Hr. Orgon. Ich kann Ihnen ja nicht helfen. Die Sache iſt einmal verloren. Und was verloren iſt, kömmt nicht wieder. Wer ſich alles zu Gemüthe zieht, wird vor der Zeit grau. Ich fuhr einmal mit meinen beſten vier Pferden durch ein Waſſer, das ſehr angelaufen war; oder beſſer, ich ließ den Kutſcher durchfahren, und mich auf einer kleinen Fähre überſetzen. Indem ich von der Fähre ans Land ſtieg, ſahe ich meinen Kutſcher mit allen vier Pferden erſaufen. Der Fuhrmann ſchrie abſcheulich. Lieber Gott! ſagte ich, was ſchreyt ihr ſo? Wir können ihm nicht helfen. Wollte der Himmel, ich hätte andere Pferde, damit ich nicht zu Fuſſe gehen dürfte! Hätte ich wohl

meinem Kutſcher und dem Viehe das Leben gerettet, wenn ich betrübt geworden wäre? Und warum ſoll ich mir denn über ein Lotterieloos Unruhe machen? Was nicht zu ändern iſt, das iſt nicht zu ändern. Sie können ja in eine andere Lotterie legen. Alſo darf ich auch meines Correſpondenten Brief morgen nicht beantworten, wenn Sie das Loos nicht mehr haben. Wer es hat, mag ſich melden. Geben Sie mir nunmehr den Aquavit und gieſſen Sie ein wenig von dem Stugthoniſchen Lebensbalſam darunter. Er ſtärkt das Haupt, und ich habe heute außerordentlich viel reden und nachſinnen müſſen.

Fr. Damon. Wenn Sie nicht länger verziehen wollen, ſo muß ich mirs gefallen laſſen. Allein mein Mann hat den Hauptſchlüſſel bey ſich, und ich kann Ihnen nicht mit gebrannten Waſſer aufwarten, bis er zurück kömmt?

Hr. Orgon. Nein. Länger warte ich nicht. Ich danke Ihnen für erwieſene Ehre, und wünſche Ihnen und mir eine gute Nacht.

Siebenter Auftritt.

Frau Damon. Carolinchen.

Carolinchen. Ich habe den Herrn Vetter vorhin in groſſer Eil aus dem Hauſe laufen ſehen, und kann nicht erfahren, wo er hingewollt hat.

Fr. Damon. Ach, liebſtes Kind, laß dir ein Unglück erzählen! doch Du dauerſt mich, ich kann Dirs nicht ſagen.

Carolinchen. Geht das Unglück mich an: ſo will ichs weit gelaſſener anhören, als wenn es Sie beträfe. Erzählen Sie mirs getroſt. Iſt mir etwa derjenige untreu geworden, der meine Liebe und mein ganzes Herz beſitzt? Hat er ſich etwa mit einer andern verſprochen, die Vermögen hat? O nein! Glauben Sies nicht. Er hat das redlichſte Herz, und liebt mich ſo ſehr, daß ich mich kränke, daß ich ihn nicht wenigſtens in der Liebe übertreffen kann, da er mich in allen andern Stücken übertrifft. Sie werden es ſehen. Er kömmt noch dieſen Abend und begleitet mich nach Hauſe. Er hat mirs verſprochen.

Fr. Damon. Da ich von einem Unglück rede, ſo fällſt Du gleich auf Deinen Liebhaber. Und das vergnügt mich, daß in Deinen Augen kein größer Unglück iſt, als ihn zu verlieren. Er verdient Dein zärtlich Herz. Doch liebes Kind, es iſt ganz etwas anders, das uns begegnet iſt. Versprich mir, daß du nicht kläglich thun willſt, wenn ich Dirs erzähle. Es geht dich am meiſten an.

Carolinchen. Liebe Frau Muhme, wenn die Sache meine Liebe und Ihre Perſon nicht betrift: ſo bin ich ſchon zufrieden. Meine Ehre kann man

mir nicht nehmen. Laſſen Sie die Leute reden. Was iſt es denn? Laſſen Sie mich nicht ſo lange warten. Ich erſchrecke nicht.

Fr. Damon. Vor kurzer Zeit erhalte ich durch Briefe von Berlin, die an den Herrn Orgon gerichtet waren, die erfreuliche Nachricht, daß ich zehn tauſend Thaler in der Lotterie gewonnen habe. Ich ſuche mein Loos; aber vergebens, Kurz, mein Mann hat es, ich weis nicht durch wen, erfahren, daß ich Geld in die die Lotterie gelegt. Er geht in meinen Schrank, findet das Loos, und verkauft es dieſen Nachmittag an ſeinen Mündel. Iſt das nicht betrübt?

Carolinchen. Sie dauren mich von Herzen; aber Sie lieben ja das Geld nicht. Warum ängſtigen Sie ſich? Es wird Ihnen auch ohne die zehn tauſend Thaler allemal wohl gehen. Sie haben Schätze genug in anderer Leute Herzen.

Fr. Damon. Ich habe den Gewinnſt nicht für mich verlangt. Er hätte nun groß oder klein ſeyn mögen! ſo wollte ich Dir die Hälfte ſchenken. Ach Carolinchen, weine nicht, ich bitte Dich Die Vorſehung hat alle Güter in Händen. Sie hat gewiß einen Theil für Dich zurückgelegt. Bedaure mich, daß ich das Vermögen nicht habe, meine Liebe gegen Dich zu befriedigen.

Ca-

Carolinchen. Meine Thränen ſind keine Wirkungen des Unglücks, daß Sie und ich erlitten haben. Ihre Liebe bringt mich zu dieſer kindlichen Regung, und ich weis Ihre Großmuth durch nichts, als durch die empfindlichſten Thränen zu belohnen. Sie haben ſo viele Jahre ſeit meiner Eltern Tode für mich geſorgt, daß ich jener ihren Verluſt wenig gefühlt habe. Ich bin Ihnen meine Auferziehung, meine Liebe zur Tugend und auch den redlichen Freund ſchuldig, der mich für die Seinige erklärt hat. Wollen Sie mich noch mit mehr Wohlthaten überhäufen? Ich küſſe Ihnen die Hand mit einer Ehrerbietung, die bis ins Grab dauern ſoll.

Fr. Damon. Nun bin ich zufrieden, da ich Dich ruhig ſehe. Komm, wir wollen wieder in den Garten gehen, und uns unter die Blumen ſetzen, und uns vergnügen, daß wir gelaſſen genug ſind einen Unfall zu vergeſſen, der andre zu Boden ſchlagen würde. Die ganze Welt iſt unſer. Mag doch Herr Simon das Loos haben.

Carolinchen. Nein, großmüthige Wohlthäterinn, hier iſt das Loos. Es gehört für itzt mir zu, und ich zittere recht vor Vergnügen, daß ichs Ihnen ſchenken kann. Wenn es für die Tugend ſoll, wie die Deviſe ſagt: ſo wird es nirgends beſſer als bey Ihnen aufgehoben ſeyn. Neh-

men Sie es doch von mir mit dem redlichſten Kuſſe an.

Fr. Damon. Um des Himmels willen mein Kind, wie biſt Du zu dem Looſe gekommen! Haſt Du dich ſo weit herablaſſen können, es von Herr Simonen, einem Menſchen anzunehmen, der Dir Dein Glück und ſeine Wohlthat nunmehr unter dem unverſchämteſten Vorwande vorwerfen wird? Ach wir wollen es ihm wiedergeben. Vielleicht ſchenkt er uns die Hälfte.

Carolinchen. Fürchten Sie nichts. Die Madam Orgon hat mir das Loos vor kurzem aufgedrungen; denn ihr hat es Herr Simon geſchenkt. Sie wiſſen, daß ſie wegen der für ſie eingekauften Spitzen noch in meiner Schuld iſt. Und für dieſe Mühe, wie ſie ſagte, und zugleich für den Dienſt, den ich ihr bey der von Herr Simonen erlittenen Grobheit erwieſen, ſollte dieſes Loos eine Vergeltung ſeyn. Dem ungeachtet würde ſie mirs nicht gegeben, und ichs nicht genommen haben, wenn nicht ein beſonderer Umſtand dazu gekommen wäre. Sie erzählte mir, daß ſie aus Verſehen ein Wort gegen den Herrn Damon von dem Looſe hätte laufen laſſen. Er müßte es darauf an Herr Simonen verkauft haben. Und damit Sie nicht über lang oder kurz auf üble Gedanken fallen möchten: ſo wollte ſie mir das Loos ſchenken. Da ich die-

dieſes hörete, ſo nahm ichs an, um es Ihnen wieder zu geben. Die Frau Orgon mag ſich nun geberden, wie ſie will: ſo hat ſie doch nichts an dem Gewinnſte zu fordern.

Fr. Damon. Die böſe Frau hat es meinem Manne ganz gewiß mit Fleiß geſagt, um mir Verdruß bey ihm zu machen. Wir wollen es ihr vergeben. Sie iſt durch ihren Neid und durch unſern Gewinnſt beſtraft genug. Gott Lob! daß wir das Loos wieder haben. Wo haſt Du denn Deine Wohlthäterin gelaſſen? Iſt ſie denn ganz allein im Garten?

Carolinchen. Ach nein! Ihre Magd kam, ſie abzuholen. Und ich konnte die Lobrede unmöglich mit anhören, die ſie dem armen Menſchen hielt, darum gieng ich aus Mitleiden fort.

Fr. Damon. Höre Carolinchen, das Loos iſt Dein. Ich hoffe, mein Mann wird mit tauſend Thalern zufrieden ſeyn. Tauſend will ich zu gewiſſen Wohlthaten anwenden. Und das Uebrige bleibt für Dich. Nun kannſt Du ‒ ‒ ‒

Carolinchen. Sie ſind noch zärtlicher gegen mich geſinnt, als eine Mutter. Ich nehme mein Glück von Ihren Händen an, und bin unruhig, daß ich nicht weis, wie ich erkenntlich dafür ſeyn ſoll.

Fr. Damon. Ich verlange keinen andern Dank, als an Deiner Wohlfahrt mich zu vergnügen. Haſt Du Gelegenheit, ſo diene andern eben ſo gern, als ich Dir diene. Du biſt meine liebe Tochter.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Fr. Orgon Iſt denn mein Mann gar ſchon nach Hauſe? Das will ich nicht hoffen.

Fr. Damon. Er wollte ſich durch kein Bitten länger aufhalten laſſen.

Fr. Orgon. Ich empfehle mich ihnen gehorſamſt, liebſte Frau Schwägerinn. Sie haben uns recht vortrefflich bewirthet. Geben Sie mir doch ja bald die Ehre Ihres Beſuchs nebſt Carolinchen. Ich freue mich recht, wenn ich Sie ſehe. Ich habe auch heute ein kleines Verſehen begangen, weswegen ich Sie um Vergebung bitten muß. Ich denke, Ihr Herr Liebſter weis es von dem Looſe, ſonſt würde ich nicht ſo unbehutſam geweſen ſeyn. Iſt es doch gut, daß das Loos ſo unverhofft in meine Hände gerathen iſt; ſonſt wären Sie gewiß darum gekommen. Carolinchen wird es Ihnen ſchon geſagt haben, daß ich es ihr geſchenkt habe. Und ich wollte ſehr bitten, liebe Frau Schweſter, daß Sie es dem guten Kinde lieſſen. Manchmal

mal gewinnet man ein paar Thaler. Doch an die Auswärtigen kommen immer die kleinen Gewinſte und die groſſen bleiben im Lande. Leben Sie alſo ...

Fr. Damon. Sie haben gar nicht Urſache ſich zu bedanken, noch viel weniger um Vergebung zu bitten. Ich weiß, Sie werden ſich mit mir freuen, wenn ich Ihnen ſage, daß das Loos zehn tauſend Thaler gewonnen hat. Ihr Herr Liebſter hat dieſe Nachricht vor kurzem mit der Poſt erhalten. Ich war eben im Begriffe, Ihnen dieſe frőliche Zeitung zu hinterbringen.

Fr. Orgon. Zehn tauſend Thaler! Das heißt gewonnen! An dieſen Geburtstag will ich gedenken. Es ſoll mir der angenehmſte Tag in meinem Leben ſeyn. Kann ich doch vor Freuden kaum mehr reden. Zehn tauſend Thaler! Wiſſen Sie es gewiß, oder iſt es nur eine Muthmaſſung? Und ſo viel hat das Loos gewonnen, das ich in meinen Händen gehabt? Wenn ich Sie nicht ſo ſehr lieb hätte, ſo würde ich Sie beneiden. Doch ich ſoll einmal nichts haben. Nun können Sie ſich Kutſche und Pferde halten, Frau Schweſter, und zu mir gefahren kommen. Ich gönne es Ihnen von Herzen. Der Himmel laſſe es Ihnen lange wohlgehen!

Fr. Damon. Denken Sie denn, daß ich den Gewinſt nur zum Prachte anwenden werde; Kutſche und Pferde würden mich nicht ruhiger machen. Ich ſchicke mich gar nicht unter die Leute, deren Staat es erfordert, in einem Jahre mehr auf ein Pferdegeſchirr zu wenden, als ſie in zehn Jahren zu Gutthaten anwenden. Ich habe Carolinchen den größten Theil von dem Gewinnſte geſchenkt. Denn für ſie war das Loos beſtimmt, und ſie hat Urſache ſich bey Ihnen zu bedanken, daß Sie ihr wieder zu dem Looſe verholfen haben.

Carolinchen. Ja, Madam, ich danke Ihnen auf das verbindlichſte.

Fr. Orgon. Erſparen Sie mir die Mühe, Ihnen zu antworten. Ich weis nicht, ob die groſſe Freude, oder die Abendluft meine Krankheit wieder erregt haben. Ich arme Frau! Ihnen geht es ſo wohl, und ich habe nichts als Noth. Je nun, ſeine Freunde glücklich ſehen, iſt bey mir auch ein Glück. Wenn der Jubelier bald ſtirbt, ſo können Sie ſich beyde ein Rittergut kaufen, und alle Welt auslachen. Wenn Sie nur die zehn tauſend Thaler auch gewiß ausgezahlt kriegen. Müſſen Sie viel Abzug geben? Ach mein garſtiger böſer Mann, daß er mich denn nicht mitgenommen hat! Er ſoll es ſchon ... Leben Sie recht wohl.

Carolinchen. Warten Sie doch, Madam, ich will Sie begleiten.

Neunter Auftritt.

Frau Damon. Herr Damon.

Hr. Damon. Der verwünſchte Mündel! Ich habe ihn nicht angetroffen. Wer weis in welch gottloſes Haus ihn der Teufel geführet hat, und welchem liederlichem Weibsvolke er das Loos dieſe Nacht ſchenkt! Ach ich elender Mann!

Fr. Damon. Mein liebſter Schatz, das Loos iſt da ⸗ ⸗ ⸗

Hr. Damon. Wo iſt es? Wo iſt es? Wer hat es?

Fr. Damon. Carolinchen hat es, und Sie hat es von der Frau Orgon geſchenkt bekommen. Aber ich bitte Sie um unſrer Liebe willen, mein lieber Mann, laſſen Sie es ihr. Sie haben ja einmal das Loos an Herrn Simonen verkauft gehabt. Und wie müßten Sie thun, wenn es der behalten hätte. Laſſen Sie es Carolinchen. Es iſt ja meine Waaſe. Sie haben ja Vermögen genug und keine Kinder. Ich bitte Sie mit Thränen, nehmen Sie es ihr nicht. Carolinchen will Ihnen tauſend Thaler davon geben.

Hr. Damon. Weine nicht, ich kann Dich nicht weinen ſehen. Du nimmſt mir das Herz ganz. Nun, weil ich Dich lieb habe, weil du meine ſchöne Frau biſt, und weil Deine Muhme eine vater- und mutterloſe Wayſe iſt: ſo will ich barmherzig ſeyn, und keinen Proceß anfangen, ſondern mit tauſend Thalern fürlieb nehmen. Aber ſie muß einen Revers ausſtellen, daß das Geld nach ihrem Tode an mich zurück fallen ſoll. Und die tauſend Thaler muß ich baar und auf einem Brette ...

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Carolinchen

Hr. Damon. (zu Carolinchen.) Wo haben Sie die tauſend Thaler? Hören Sie nur, Jungfer Muhme, weil Sie eine Wayſe ſind, ſo will ich mit tauſend Thalern zufrieden ſeyn. Aber gleich muß ich ſie bekommen. Ich ſoll noch mehr Wechſelbriefe annehmen, und es leidet keinen Verzug. Wollen Sie mir auch einen Revers geben, daß das übrige Geld nach Ihrem Tode an mich fallen ſoll? Wollen Sie nicht?

Carolinchen. Ja doch, Herr Vetter. Morgen will ich Ihnen Ihre tauſend Thaler ſchaffen. Ganz gewiß.

Hr. Damon. Gut, gut! aber alles in Louisblanc, ander Geld nehme ich nicht. Ihr Vormund muß den Revers mit unterſchreiben. Und die acht Thaler acht Groſchen für Ihres Herrn Vaters Leichenbegängniß muß ich auch bekommen.

Carolinchen. Ja. Ich will Ihnen auch acht Thaler acht Groſchen Intereſſe dazu geben.

Hr. Damon. Nein, als Intreſſe nehme ichs nicht an. Denken Sie, daß ich ſo jü iſch bin? Wollen Sie mirs aber zur Dankbarkeit geben, daß ich ſo lange gewartet habe, ſo nehme ichs willig an. Ich will gleich noch zu dem Herrn ⸗ ⸗ mit den Wechſelbriefen laufen und ihm ſagen, daß er Morgen noch tauſend Thaler bekommen ſoll. Es iſt zum Profite noch nicht zu ſpät. Den Revers muß ich auch aufſetzen.

Eilfter Auftritt.

Frau Damon. Carolinchen.

Fr. Damon. Mache dir keine Sorge wegen des Reverſes. Ich will meinen Mann ſchon beſänftigen. Wenn er tauſend Thaler, und mich ſieht, ſo läßt er ſich ſchon bewegen. Ach da kömmt ja noch Dein Herr Anton.

Zwölf⸗

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Anton.

Hr. Anton. Vergeben Sie mir, Madam, daß ich unangemeldet herein komme. Ich habe Niemanden im ganzen Hauſe finden können. Sie werden es ſchon errathen, daß ich die Ehre haben will, Ihre Jungfer Muhme nach Hauſe zu begleiten.

Fr. Damon. Ich weis wohl, daß Sie nur zu mir kommen, wenn Carolinchen bey mir iſt; aber dem ungeachtet ſind Sie mir der angenehmſte Gaſt. Sehen Sie nur, wie Sie Carolinchen leichfertig anſieht. Sie mag merken, wie ſauer es Ihnen ankömmt, daß Sie mir das Compliment eher machen müſſen, als ihr.

Hr. Anton. (zu Carolinchen) Mein liebes Carolinchen, ſoll ich die Ehre haben, Sie nach Hauſe zu begleiten?

Carolinchen. Ich werde gleich mit Ihnen gehen. Aber, wie iſt es, Herr Anton haben Sie mich auch noch lieb?

Hr. Anton. Wie fällt Ihnen denn dieſe Frage wieder ein, die ich Ihnen ſchon ſeit vier Jahren beantwortet habe!

Carolinchen. Weil ich keine wichtigere Frage in der Welt weis als dieſe. Wird es Ihnen denn ſo ſauer, ja! darauf zu ſagen?

Hr. Anton. Nein, es geht mir nur nahe, daß Sie noch einen Augenblick an meiner Liebe zweifeln können. Quälen Sie mich nicht, Sie wiſſen es doch, daß ich Sie vollkommen liebe.

Fr. Damon. Sie weis es, Herr Anton. Carolinchen iſt, wie die Leute, die einen Zweifel aufwerfen, damit ſie zeigen können, daß ſie von dem Gegentheile überführt ſind.

Carolinchen. (zu Herr Anton) Ja, ich glaube wohl, daß Sie mich lieben; aber werden Sie mich auch beſtändig lieben? Soll ich auch die Ihrige noch werden?

Hr. Anton. Warum martern Sie mich ſo? Wenn Sie an meiner Beſtändigkeit zweifeln, ſo hatte ichs Ihnen für übel, daß Sie noch mit mir umgehen. Wollen Sie denn mit Fleiß vergeſſen, daß ich Ihr Verſprochener bin? Wie viel tauſendmal habe ich Ihnen geſagt, daß mein Herz von keinem andern Wunſche weis, als Sie zeitlebens zu beſitzen! Die Hochachtung, mit der ich ſo lange Zeit mit Ihnen umgehe, muß Ihnen der ſicherſte Beweis von einer aufrichtigen Liebe ſeyn. Wie? Mein liebes Kind; Sie fragen mich, ob Sie noch die Meinige werden ſollen? O, warum kann ich denn meine Umſtände nicht ſo verbeſſern, als ich wünſche! Ich verlange nicht allein Sie zu beſitzen, ich will auch, daß Sie bequem an meiner

Sei-

Seite leben können. Und wem wird es wohl unerträglicher, als mir, daß mein Glück meiner Liebe nicht gleich? Madam, erklären Sie mir doch das Räthsel. Warum beunruhiget mich Carolinchen in Ihrer Gegenwart mit ſolchen Fragen, die mein ganzes Herz aufrühriſch machen? Hat Sie vielleicht ein würdiger Glück gefunden, als ich ihr anbieten kann?

Fr. Damon. Nein, ſie kann kein größer Glück finden, als ſie an Ihnen gefunden hat. Ihre Fragen ſind nichts, als Liebe und Zärtlichkeit.

Carolinchen. Aber, mein lieber Herr Anton, habe ich Ihnen nicht hundertmal geſagt, Sie ſollen ſich eine reiche Frau wählen, weil Ihre Umſtände nicht ſo beſchaffen ſind, daß Sie mit einer Armen bequem genug leben können? Habe ich Ihnen nicht geſagt, daß ich aus Liebe für Sie alle meine Anſprüche auf Ihr Herz will fahren laſſen, nur damit ich Sie nicht unglücklich mache? Ich ſage Ihnen, daß ich kein gröſſer Elend weis, als Sie zu verlieren; aber ehe ich Ihnen durch meine Erhaltung das Leben zu einer Laſt und zu einer beſtändigen Arbeit machen will: ſo ſage ichs Ihnen nochmals in Gegenwart meiner Frau Muhme daß ich lieber Ihrer Liebe entbehren will.

Fr.

Hr. Anton. Das iſt erbarmenswürdig! Wenn bin ich Ihnen, mein liebes Kind, denn ſo gleichgültig geworden? Haben Sie denn nicht ſo viel Hoffnung zur Vorſicht und zu meinem Glücke, daß ich noch in beſſere Umſtände kommen werde? Ich thue ja alles, was möglich iſt. Und der Gedanke, daß ich für Sie arbeite, macht mir die mühſamſten Verrichtungen zum Vergnügen. Ich kann Ihnen heute die Hand zur Ehe anbieten. Meine Einkünfte werden zu unſerm Unterhalte zulangen; aber Sie ſind mir zu lieb, als daß Sie in meinen Armen wegen der zukünftigen Zeiten bekümmert ſeyn ſollten. Es iſt mir unmöglich an Ihrer Beſtändigkeit zu zweifeln. Finden Sie aber Urſache, Ihre Wahl zu verändern: ſo können Sie verſichert ſeyn, daß ich Sie mit keinen andern Vorwürfen, als Thränen, beleidigen werde. Entdecken Sie mir doch, was vorgegangen iſt. Ich werde ja die Freundſchaft noch verdienen, wenn ich auch Ihrer Liebe nicht mehr werth bin.

Carolinchen. Ja, ich will Ihnen alles entdecken. Sie haben mich geliebt, ehe ich das geringſte Vermögen hatte. Ihr Umgang hat mich in der Tugend und Zärtlichkeit geſtärkt. Und was kann man ſich in der Welt wohl edlers wünſchen, als dieſe beyden Stücke? Sie ſind ein Liebhaber, aber auch ſtets ein aufrichtiger Freund geweſen.

Ich bin mit Ihnen ſeit vier Jahren verſprochen, und dieß Vergnügen iſt noch ſo neu, als ob ichs erſt geſtern erhalten hätte. Sie verdienen eine beſſere Frau, als ich bin. Aber Sie haben mich doch gewählt, und ich will durch niemanden glücklich werden, als durch Sie. Hier haben Sie die Verſicherung von zehn tauſend Thalern, die ich durch einen wunderbaren Zufall in der Berliner Lotterie gewonnen habe. Sie ſind mir blos darum angenehm; weil ich ſie Ihnen als einen Beweis meiner Liebe anbieten kann. Zwey tauſend Thaler geben Sie an meine Frau Muhme; das übrige gehört Ihnen. Und Sie dürfen ſich dieſes Geſchenks wegen nicht ſo wohl bey mir, als bey dieſer liebreichen Frau bedanken! Haben Sie nun noch einen Kummer wegen unſerer Liebe?

Hr. Anton. Was geben Sie mir? Ach liebſtes Kind, Sie hätte ſo viel in der Lotterie gewonnen? Und alle unſere Sorge wäre durch dieſe Schickung gehoben?

Fr. Damon. Sie können ſich ſicher auf alles verlaſſen. Das Loos hat zehn tauſend Thaler gewonnen. Kommen Sie nur in den Garten, und erholen Sie ſich daſelbſt von Ihrer angenehmen Beſtürzung. Da wollen wir Ihnen die ganze Sache vollſtändig erzählen. Das Loos iſt ohne unſer Wiſſen durch verſchiedene Hände gegangen.

Und

Und dennoch hat es Carolinchen bekommen müſſen, da mirs entzogen war. Denn für ſie war es beſtimmt. So ſorgt die Fügung für eine tugendhafte Liebe.

Carolinchen. Bin ich nun die Ihrige? (Sie umarmt ihn.) Werden Sie nunmehr bequem mit mir leben können? Sie lieben mich doch unaufhörlich? Ja, Sie kennen mein Herz. Ach, wie reichlich wollen wir die Hoffnung von vier Jahren durch die getreuſte Liebe befriedigen! Hätten Sie wohl gedacht, daß der Lohn für ihre Tugend ſchon ſo nahe wäre?

Hr. Anton. Sehen Sie es nicht als den Lohn für meine Tugend an, ſondern als ein Geſchenk der Vorſicht. Glücklicher kann ich nicht werden, als ich nunmehr. bin So ſind Sie denn die Meinige? Nun iſt mir das Leben erſt koſtbar, da ich an dieſer Gewißheit nicht länger zweifeln darf. Sie ſchenken mir nicht allein Ihr Herz, ſondern auch auf die großmüthigſte Art ihr Vermögen. Ich bin vor Freuden nicht vermögend, mehr zu reden. Ach meine liebe Caroline!

Fr. Damon. Wenn dieſe Ehe nicht zärtlich wird: ſo wird es keine in der Welt.

Ende des fünften Aufzugs.

Sylvia,
Ein Schäferſpiel
in einem Aufzuge.

Perſonen.

Sylvia. Myrtil.
Damoet. Montan.
Galathee.

Erſter Auftritt.
Myrtill. Damoet.

Myrtill.

Du liebſt ſie?

Damoet.

Ja! Myrtill.

Myrtill.

Und haſts ihr nie geſagt?

Damoet.

Nein, weil ich zärtlich bin, ſo bin ich auch verzagt.

Myrtill.

Entdecke Sylvien die Regung deiner Triebe.

Damoet.

Damoet.

Die Lieb ihr zugeſtehn, verhindert mich die Liebe.

Myrtill.

Wer liebt, wird ſonſt beredt.

Damoet.

Bey mir iſt dieſes nicht,
Mein Mund ſchweigt dennoch ſtill, ſo viel mein
Herz auch ſpricht.

Myrtill.

Doch was gewagt ſeyn muß, das darf man nicht
verſchieben;
Entdeck dich Sylvien

Damoet.

Doch, wird ſie mich auch lieben?
Erzürnen werd ich ſie.

Myrtill.

Die Schönen zürnen oft,
Nicht, weil wir viel geſagt, nein, weil ſie mehr
gehofft.
Sie zürnen oft mit uns, bloß, weil ſie haben wollen,
Das wir den falſchen Zorn recht zärtlich ſtillen
ſollen.

Damoet.

Doch wenn ſie vor mir flieht?

Myrtill.

So bleibe du nicht ſtehn.
Dieß Fliehn iſt ein Befehl, ihr weiter nachzugehn

Sieh nur der Taube zu, wenn es ihr Liebling waget,
Und zärtlich vor ihr girrt, und ſeine Lieb ihr klaget.
Sie giebt ihm kein Gehör, und gönnt ihm kaum den Blick.
Er tritt noch näher hin, und ſie tritt mehr zurück.
Sie zürnt; und er verſtärkt durch Seufzen ſeine Klagen.
Noch fährt ſie froſtig fort, ihm alles abzuſchlagen.
Und froſtig eilt ſie fort, und fliegt aufs nächſte Dach.
Was fängt ihr Liebling an? Er fliegt ihr zärtlich nach.
Sie droht, als wollte ſie von neuem weiter fliegen,
Und läßt, indem ſie droht, ſich ſchon von ihm beſiegen.

Damoet.

Ach kennteſt du nur erſt die ſtrenge Schäferinn!
Ihr unempfindlich Herz, ihr ſpröder Eigenſinn,
Das ſind die Fehler, Freund, die mich an ihr betrüben;
Und dennoch muß ich ſelbſt die Fehler an ihr lieben.
Ich pflück ihr manchen Strauß, dieß läßt ſie auch geſchehn;
Doch keinen hab ich noch an ihrer Bruſt geſehn.

Jüngſt

Jüngſt bracht ich ihr ein Band; wie? ſprach ſie, halb mit Lachen,
Es ſcheint, du willſt mich dir recht ſehr verbindlich machen;
Behalt es, lieber Freund, denn itzo brauch ich keins:
So bald ein Band mir fehlt; ſo bitt ich dich um eins.

Myrtill.

Nicht wahr, es kränkte dich?

Damoet.

Ich fieng mich an zu ſchämen;
Doch ihr Verweigern ſelbſt, konnt ich nicht übel nehmen.
Wenn gleich ihr Auge zürnt, ſo zürnt es dennoch ſchön,
Und ſelbſt die Sprödigkeit kann ihren Reiz erhöhn.

Myrtill.

Der beſte Rath iſt der, entdeck ihr dein Verlangen.

Damoet.

Ja, dieſes will ich thun.

Myrtill.

Hier kömmt ſie gleich gegangen.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Sylvia.

Sylvia.

Iſt Doris nicht bey euch?

Myrtill.

Sie? Nein, mein ſchönes Kind.
Was willſt du denn bey ihr?

Sylvia.

Du fragſt mich ſehr geſchwind.
Doch wenn du ſchweigen kannſt, ſo will ich dirs wohl ſagen,
Es läßt ein Wolf ſich ſehn, den wollen wir verjagen.

Myrtill.

Du ſcherzeſt, Sylvia, und dein Verweis iſt fein;
Doch Doris iſt noch hier, ich will ſie ſuchen.

Sylvia.

Nein!
Dieß kann ich ſelber thun. Leb wohl!

Myrtill. (zu Damöten.)

Und du bleibſt ſtehen?

(Zu Sylvien.)

Ach Schäferinn, ein Wort!

Sylvia.

Was iſts?

Damoet.

Willſt du ſchon gehen?

Sylvia.

Ja wohl!

Damoet.

Ach! Sylvia, nicht wahr, du zürneſt nicht,
Wenn dich ein Schäfer ehrt, und ⸗⸗ wenn man mit dir ſpricht?

Syl⸗

Sylvia.

Nein, beydes kann er thun; doch wird er lange fragen,
Alsdenn kann ich mit Recht mich über ihn beklagen.

Myrtill.

So rede doch, Damoet!

Damoet.

Myrtill, o rede du!

Sylvia.

Fahrt immer beyde fort, ſo hör ich gerne zu.
Ihr ſprecht, den Minen nach, von ganz beſondern Dingen;
Und dennoch wett ich viel, ihr habt nichts vorzubringen.

Damoet.

O, liebſte Sylvia, könntſt du mein Herz itzt ſehn!

Sylvia.

So lüſtern bin ich nicht.

Damoet.

O laß es doch geſchehn,
Daß ich ‥ dein treuer Freund ‥

Myrtill. (zu Sylvien.)

Ich muß es nur erzählen;
Ein Schäfer auf der Flur, den Lieb und Treu beſeelen,
Liebt ſeit geraumer Zeit, doch nur zu ſeiner Pein;
Ihm fehlt, ſo ſehr er liebt, das Glück geliebt zu ſeyn.

Er zeigt ſein redlich Herz in allen ſeinen Minen,
Und iſt, wenn man ihn kennt, mehr, als er erſt geſchienen,
Sein größter Fehler nur iſt, daß er furchtſam liebt,
Und ſich der Schäferinn nicht zu erkennen giebt.
Ein Strauß, ein kleiner Dienſt! mehr wird er niemals wagen;
Und ſtets verſchweigt ſein Mund, was ſeine Blicke ſagen.
Dem Echo klagt er oft von ſeiner Zärtlichkeit,
Und ſelbſt den Widerhall bewegt des Schäfers Leid.
Der ſchönſte Tag läßt ihn nicht freudig bey den Heerden,
Und auch die ſtillſte Nacht im Traum nicht ruhig werden.
Er ſtockt, wenn man ihn fragt; zeigt ein zerſtreut Geſicht,
Und widerſpricht ſich ſchon, eh er zehn Worte ſpricht.
Er iſt mein guter Freund, und dauert mich von Herzen.

Sylvia.

Doch alles, was ihn quält, ſind ſelbſt gemachte Schmerzen,
Wer iſt die Schäferinn, die ihn ſo zärtlich macht?

Myrtill.

Die kleine Galathee.

Sylvia.

Dieß hab ich bald gedacht.
Allein, wer liebt ſie denn?

Myrtill.

Ich hab ihn ja beſchrieben,
Sieh nur Damoeten an.

Sylvia.

Damoet, du kannſt ſo lieben?

Damoet.

Ja! liebſte Sylvia, mein Herz liebt ſehnſuchtsvoll
Und wartet auf dein Wort, wie lang es lieben ſoll.

Sylvia.

Bin ich denn Galathee?

Myrtill.

Dieß will er auch nicht ſagen:
Du ſollſt der Schäferinn ſein zärtlich Leiden klagen,
Und durch ein gutes Wort ‒ ‒

Sylvia.

Mein Wort nimmt wenig ein.
Sein Wort wird kräftiger, als meine Bitte, ſeyn.

Myrtill.

Erweis ihm doch den Dienſt?

Sylvia.

Mein Dienſt wird wenig nützen;
Doch wenn mein Bitten hilft: ſo ſoll er ſie beſitzen.
Ich geh und ſuche ſie.

Dritter Auftritt.

Myrtill. Damoet.

Myrtill.

Du haſt es ſchön gemacht.
Was haſt du denn gethan? Geſeufzt, gewünſcht, gedacht,
Und kaum ein Wort geredt. Dieß heißt zur Unzeit ſchweigen,
Und ſtatt der Zärtlichkeit nur ſeine Zagheit zeigen.

Damoet.

Was kann ich denn für das, was ſelbſt die Liebe thut?
Eh Sylvia noch kam; ſo hatt ich vielen Muth.
Kaum aber ſah ich ſie: ſo wich, bey ihrem Blicke,
Mein erſt ſo dreiſtes Herz ſchon ganz beſchämt zurücke.
Iſt, dacht ich bey mir ſelbſt, dein Antrag ſchön genug?
Bald wünſcht ich mir die Eil, bald wünſcht ich den Verzug.
Mir fallen Zweifel ein, und zweifelnd werd ich blöde,
Und eh ich reden will: ſo denk ich ſchon, ich rede.

Myrtill.

Du haſt ſehr ſchlecht geredt!

Damoet.

Doch hab ichs gut gemeynt.

Myr-

Myrtill.

Ja! denn du ſagteſt gar! du wärſt ihr treuer Freund,
Und wünſchteſt, daß ſie dir könnt in das Herze ſehen.

Damoet.

Myrtill, ach quäl mich nicht! Genug, es iſt geſchehen.
Ich ſeh es gar zu wohl, die Spröde liebt mich nicht,
So wenig auch mein Mund, ſo dunkel er auch ſpricht:
So könnte ſie doch ſchon aus der Verwirrung ſchlieſſen,
Was ich, und was mein Herz für ſie empfinden müſſen.

Myrtill.

Sie weis es ganz gewiß, die loſe Sylvia.
Es war ihr angenehm, da ſie dich ſeufzen ſah.
Der Ton, mit dem ſie ſprach, verrieth ein ſtill Verlangen;
Und Wunſch und Gegengunſt erſchien auf ihren Wangen.

Damoet.

Dieß kann nicht möglich ſeyn. Ich ſah ihr ins Geſicht;
Doch was mein Herz gewünſcht, das fand mein Auge nicht.

Myrtill.

Du fürchteſt, eh du ſiehſt; drum ſiehſt du da nur Schrecken,
Wo andre Hoffnung ſehn, und Zärtlichkeit entdecken.

Damoet.

Du willſt mein Glück, Myrtill, und mehrſt doch nur mein Weh.
Warum beredſt du ſie, mein Wunſch ſey Galathee?
Dieß iſt ja wider mich, und alle meine Triebe.

Myrtill.

Nein, Freund, es iſt ein Dienſt zum Glück in deiner Liebe,
So bald ich Galathee zu deiner Schöne ſprach,
So bald vergaß ſie ſich; ſie ſann betroffen nach.
Ein heimlicher Verdruß erſchien in ihrem Blicke,
Und der verrieth ihr Herz, und dein ſchon nahes Glücke.
Sie liebt.

Damoet.

Das glaub ich wohl, allein ſie liebt nicht mich.

Myrtill.

Nun glaub es, oder nicht, ſie liebt, und liebet dich!

Damoet.

O, wenn mir doch ihr Mund die Wahrheit ſelbſt geſtünde!

Myrtill.

Und ſchnitte Sylvia ſie dir in iede Linde:
So fiele dir doch ſtets ein neuer Zweifel bey.
Dein Aug und auch Dein Herz ſind beyde dir nicht treu.
Und beyde hindern dich, die Furcht zu überwinden,
Und ſelber in der Furcht mußt du Vergnügen finden.

Damoet.

Doch gleichwohl quält ſie mich.

Myrtill.

Sie quält dich ganz bequem.
Die Furcht macht ſelbſt bey dir die Hoffnung angenehm.
Du raubſt dir Sylvien, nicht, um dein Herz zu quälen,
O nein! aus großer Luſt, von neuem ſie zu wählen.

Damoet.

Ich gehe, liebſter Freund.

Myrtill.

Warum?

Damoet.

Dieß will mein Leid.
Ich bin nie glücklicher, als in der Einſamkeit.
Ihr darf ich ohne Zwang, was ich empfinde, ſagen.
Sie läßt mich ruhig flehn, und ohne Vorwurf klagen,
Und dieß iſt Glück genug.

Myrtill.

So ſuche denn dein Glück!
Ich warte hier. Vielleicht kömmt Sylvia zurück.

Vierter Auftritt.

Myrtill. Sylvia.

Sylvia.

Ich traf ſie an, Myrtill.

Myrtill.

Wen haſt du angetroffen?

Sylvia.

Die ſchöne Galathee. Damoet kann ſicher hoffen.

Myrtill.

Wie? liebt ihn Galathee?

Sylvia.

So viel ich ſchließen kann:
So hat ſie ihn geliebt, eh er ſie lieb gewann.
Sie hörte, was ich ſprach, mit einem frohen Lachen,
Und wird ihm ſeinen Sieg gewiß nicht ſauer machen.

Myrtill.

Wie glücklich iſt Damoet! Er liebt, und wird geliebt.

Sylvia.

Doch mir gefällt kein Herz, das ſich ſo bald ergiebt.

Man ſey dem Schäfer gut, der uns weis hoch zu achten;
Allein, man ſey auch ſtreng, und laß ihn erſtlich ſchmachten.
Die Liebe, die nicht kränkt, iſt Liebe ſonder Geiſt.
Wo kenn ich ſeine Treu, wenn er ſie nicht beweiſt?
Allein, wo wird er ſie uns denn beweiſen können,
Wenn wir den Augenblick ihm alle Hoffnung gönnen?
Nein, ſtreng und ſpröde ſeyn, iſt wirklich unſre Pflicht;
Und wer dieß nicht erkennt, der kennt die Liebe nicht.
Wenn ich ein Schäfer wär, ſo glaub ich, daß michs kränkte,
Wenn Phyllis mir ihr Herz für einen Seufzer ſchenkte.

Myrtill.

Mein Kind, du ſchwatzeſt ja dein ganz Geheimniß aus.

Sylvia.

Was jeder wiſſen kann, das ſag ich frey heraus.
Kurz, eine Schäferinn muß Anfangs ſtrenge ſcheinen,
Und was ihr Herz bejaht, muß doch ihr Mund verneinen.

Myr-

Myrtill.

Allein das iſt Betrug.

Sylvia.

Nein, es iſt eine Liſt,
Die vielen ſtrafbar ſcheint, und dennoch löblich iſt.
Und unſre Sprödigkeit darf gar kein Schäfer haſ-
ſen.
Wird er nicht zärtlicher, wenn wir ihn warten
(laſſen?

Myrtill.

Wer hat dir das geſagt?

Sylvia.

Ich hab es nie gehört;
Doch war mein Herz ſo gut, und hat michs ſelbſt
gelehrt.

Myrtill.

Mich rührt ein ſolches Herz; und ſollt ich zärt-
lich werden:
So gäb ich für dieß Herz mich ſelbſt und meine
Heerden.

Sylvia.

Du redſt ſchon ſehr vertraut. Soll dieß ein An-
trag ſeyn?

Myrtill.

Ja, Kind ich liebe dich. Du wirſt es mir verzeihn.
Dein Werth hat mich gerührt.

Sylvia.

Dieß ſind ſehr ſchnelle Triebe.

Myr-

Myrtill.

Du biſt ſo klug, als ſchön.

Sylvia.

Und du biſt ohne Liebe.
Verſtelle dich nur nicht, die Sprache kenn ich ſchon.
Der Ton, mit dem du redſt, iſt ein erzwungner Ton.
Und wär es auch dein Ernſt: ſo haſt du nichts (zu hoffen.

Myrtill.

Dein Herz ‥

Sylvia.

Mein Herz, Myrtill, hat ſchon die Wahl getroffen.

Myrtill.

Du ſchreckſt mich nicht: dieß iſt die Sprache deiner Pflicht,
Daß das dein Mund verneint, was doch dein Herz verſpricht,
Du widerſtehſt mir nur, um meine Glut zu ſtärken.

Sylvia.

Nein, dieſes kannſt du leicht aus meinen Minen merken.

Myrtill.

Allein, wen liebſt du denn?

Sylvia.

Du fragſt mich vor der Zeit.
Der Liebe ſtärkſte Pflicht iſt die Verſchwiegenheit.

Zu

Zu meiner Zärtlichkeit verlang ich keine Zeugen.
Bey mir iſt beydes eins, zu lieben und zu ſchweigen.

Myrtill.

Dein Mund ſpricht ſehr beredt, wenn er vom Lieben ſpricht:
Allein, verzeih es mir, du kennſt die Liebe nicht,
Und haſt noch nie geliebt. Denn dein Entwurf der Liebe
Iſt noch zu ordentlich für die ſo regen Triebe.
Nimmt dich die Zärtlichkeit nur erſt vollkommen ein:
So ſey ſo ſtolz du willſt du hörſt es auf zu ſeyn.
Der Schäfer, den du noch willſt lange ſchmachten laſſen,
Wird bald ſo glücklich ſeyn, dich ſchmachtend zu umfaſſen.

Sylvia.

Ich glaube gar, du denkſt mein Schäfer ſey Damoet.
Der ohne Sprache kömmt, und ſprachlos wieder geht.
Er, der nichts thut, als ſeufzt! der Stumme, der Betrübte!
Ja! der verdiente wohl, daß man ihn heimlich liebte.

Myrtill.

Nein, er verdient es nicht, und niemals liebſt du ihn.

Sylvia.

Sylvia.

Er mag zur Galathee mit ſeinen Klagen fliehn.
Sie ſey von ihm geliebt, ich will ſie nicht beneiden,
Wer immer traurig iſt, den kann ich auch nicht leiden.

Myrtill.

Du haſt vollkommen recht? er iſt nie aufgeräumt.

Sylvia.

Er ſieht mich an, und ſinnt = =

Myrtill.

Mit einem Wort, er träumt;
Allein die Lieb iſt ſchuld. Sie raubt ihm Geiſt und Leben;
Doch beydes wird ſie ihm gedoppelt wieder geben,
So bald er glücklich iſt.

Sylvia.

Dieß kann wohl möglich ſeyn.
Doch, wie er itzo liebt, ſo ſchläft man bey ihm ein.

Myrtill.

Indeſſen liebt er treu.

Sylvia.

Vielleicht! wer kann das wiſſen,
Als ſeine Galathee, die uns ſein Herz entriſſen?

Myrtill.

Uns? Meinſt du dich damit?

Sylvia.

Ach nein! die ganze Flur.

Myrtill.

Damoet iſt ſittſam, klug, und zärtlich von Natur.

Sylvia.

Dieß lob ich ſelbſt an ihm.

Myrtill.

Ich ſehe mit Vergnügen,
Wenn um ſein voll Geſicht die braunen Locken fliegen.

Sylvia.

Ja! lockigt Haar ſteht fein.

Myrtill.

Und wenn er lächelnd ſpricht:
So drückt das Lächeln ihm zwey Grübchen ins Geſicht.
Er lacht nicht, wie Montan.

Sylvia.

Doch beyde ſind zu ſchelten;
Denn dieſer lacht zu oft, und jener lacht zu ſelten.

Myrtill.

Schön ſingen kann Damoet.

Sylvia.

Er ſingt in Wahrheit ſchön;
Doch alles, was er ſingt, kann man ihm nicht verſtehn.

Myrtil.

Dieß dächt ich eben nicht.

Sylvia.

Ich hab ihn hören ſingen.

Myrtill.

Ja! dann und wann ein Wort, das pflegt er zu verſchlingen.
Drey Wörter weis ich ſelbſt, die ſingt er zu geſchwind,
Kuß, Lieb und Zärtlichkeit!

Sylvia.

Wenns keine ſchönern ſind:
So eil er, wie er will, ſein Lied wird nichts verlieren.
Dieß ſind die Wörter nicht, die mich im Singen rühren.
Mir wird ein Augenblick bey ſolchen Liedern lang.

Myrtill.

Ja! denn ein ſchöner Mund dient mehr als zum Geſang.
Allein ich muß doch gehn, und es Damoeten ſagen,
Wie viel zu ſeinem Glück dein Bitten beygetragen.
So liebt ihn Galathee?

Sylvia.

Geh nur du hörſt es ja.

Fünfter Auftritt.

Sylvia allein.

So liebt Damoet mich nicht? Ich arme Sylvia?
Der Unbeſtändige! Sonſt ſchien er mir gewogen,
Und nun wird Galathee von ihm mir vorgezogen?
Damoet, Damoet iſt falſch, ſo treu er auch erſt ſchien!
Verdient er wohl mein Herz? Nein, haſſen will ich ihn;

Sechſter Auftritt.

Sylvia und Galathee.

Galathee.

Nein! haſſen will ich ihn! So viel hab ich vernommen.

Sylvia.

Du hätteſt mehr gehört, wärſt du nur eh gekommen,
Damoet iſt nicht bey mir, wenn du ihn ſuchen willt.

Galathee.

Es kränkt mich, daß Damoet ſein Wort ſo ſpät erfüllt.
Er bat mich, hier zu ſeyn, und läßt ſich noch nicht finden.

Sylvia.

Sylvia.

Ein Schäfer pflegt ſich nicht ſtets an ſein Wort
zu binden.

Galathee.

Nein! was Damoet verſpricht, das hält er ganz
gewiß.
Was andre hindern kann, iſt ihm kein Hinderniß.

Sylvia.

Ja! was man heftig wünſcht, das hält man für
gegründet,
Und nimmt ſich ſehr in acht, daß mans nicht un=
wahr findet.

Galathee.

Ach! liebe Sylvia, Du kennſt Damoeten nicht.
Sein Herz redt allemal, ſo oft ſein Mund nur
ſpricht.

Sylvia.

Drum pflegt Damoet des Tags auch nur einmal
zu ſprechen;
Die Sprache, die er redt, muß doch den Geiſt ſehr
ſchwächen.

Galathee.

Wahr iſts er redt nicht viel. Doch geb ich ihm den
Preis
Vor jedem, der nichts ſagt, und viel zu plaudern
weis.
Ein ſolcher Umgang quält.

Sylvia.

Sylvia,

Doch der mit ſtummen Schäfern
Dient auch zu weiter nichts, als uns bald einzu-
ſchläfern.

Galathee.

Daß er ſo wenig redt, das macht, er meynt es treu.

Sylvia.

Ja! wen man einmal liebt, der iſt von Fehlern frey.

Galathee.

Die Schwalbe läßt ihr Lied den ganzen Sommer
klingen;
Allein die Nachtigall pflegt kurze Zeit zu ſingen.
Wie lang ein Schäfer ſchweigt, dieß unterſuch ich
nicht.
Gnug, daß er, wenn er redt, geſchickt und zärt-
lich ſpricht.

Sylvia,

Den Einfall haſt du bloß der Liebe zuzuſchreiben.
Nein! keine Nachtigall! Er ſoll ein Schäfer bleiben.
Damoet gefällt dir ſtets, er mag ſich gleich vergehn.
An einem, den man liebt, wird auch ein Fehler
(ſchön.

Galathee.

Verdient Damoet denn nicht, von mir geliebt zu
werden?

Sylvia.

Dieß hab ich nicht geſagt. Damoet und ſeine Heer-
Sind beyde liebenswerth. (den,

Gala-

Galathee.

Was Heerden? Er allein
Erregt in mir den Wunſch, von ihm geliebt zu ſeyn.
Und hätt er auch kein Schaf: ſo würde michs nicht kränken,
Mit Freuden wollt ich ihm mich und die Heerden ſchenken.
Der zärtliche Damoet! Sein Name klingt ſchon ſchön.
Ach! liebe Sylvia, mußt dus nicht ſelbſt geſtehn?

Sylvia.

Sein Name rührt mich nicht.

Galathee.

Auch nicht die ſchönen Minen?

Sylvia.

Wer weis es, Galathee, ob ſie dieß Lob verdienen?

Galathee.

Sein kleiner rother Mund, die braunen Augen!

Sylvia.

Braun?
Du mußt dem, den du liebſt, nicht recht ins Auge ſchaun.
Die blauen Augen!

Galathee.

Ja! die blauen wollt ich ſagen,
Die uns gefährlich ſind, weil ſie beſcheiden klagen.
Sein lockicht weiches Haar, ſein rundes volles Kinn!

Sylvia.

Du machſt Damoeten gar zu einer Schäferinn.
So ſehr er dir gefällt, gefällt er doch nicht allen.
Ich hab ihn oft geſehn, nie hat er mir gefallen.
Ich bin ihm, wie geſagt, nicht feind und auch nicht gut,
Und fürchte, daß Damoet mit vielen freundlich thut.

Galathee.

Ja freundlich muß er thun mit allen Schäferinnen;
Doch eine muß ſein Herz vor andern lieb gewinnen.
Damoet liebt viel zu ſtark, als daß er viele liebt.

Sylvia.

Damoet ſey immer dein. Dieß macht mich nicht betrübt,

Galathee.

O ſage, was du willſt, du liebſt ihn doch im Stillen;
Ich aber lieb ihn nicht. Ich liebe nur Myrtillen.
Nein, falſche Sylvia! umſonſt iſt deine Liſt;
Man merkt es gar zu bald, daß du ihm günſtig biſt,
Und dennoch ...

Sylvia.

Zürne nicht. Ich hab es läugnen müſſen,
Ich lieb ihn lange ſchon; allein er ſolls nicht wiſſen.

Galathee.

Nicht wiſſen?

Sylvia.

Nein, mein Kind. Mein Herz ſoll ſpröde ſeyn,

Man nimmt durch dieſen Zwang den Schäfer ſtär-
ker ein.
Das Klagen hör ich gern. Ich laß ihm wenig hoffen,
Und heimlich fühlt ſich doch mein ganzes Herz ge-
troffen.
Er klagt noch nicht genug. Denn wenn er reden
will:
So klagt ſein Auge nur; allein ſein Mund ſchweigt
ſtill.
Ich treib auf ſeine Flur, aus Sehnſucht, ihn zu ſehen,
Und thu, als wär es nur von ungefehr geſchehen.
Er kömmt, er ſieht mich an, er nennt mich wohl
ſein Kind.
Er ſeufzt. Dieß rührt mich zwar; doch zürnt mein
Blick geſchwind.
Der gute Schäfer ſchweigt; allein, wer heißt ihn
ſchweigen?
Er ſoll ſein zärtlich Herz mir nur vollkomner zeigen.

Galathee.

Dieß iſt ein kleiner Stolz.

Sylvia.

Ein kleiner Stolz iſt gut;
Er mehrt des Schäfers Leid, doch auch des Schä-
fers Glut.
Er muß beſtändig ſeyn. Ich laß ihn langſam ſiegen,
Um ihn durch dieſen Sieg gewiſſer zu vergnügen.

Galathee.

Allein, wenn dich Damoet zu lange ſtrenge ſieht,
Und endlich dir ſein Herz - -

Sylvia.

Und mir ſein Herz entzieht.
O denke nicht daran, ich haſſe den Gedanken.

Galathee.

Mich deucht, dein ſtandhaft Herz fängt heimlich an zu wanken,
Verlaß den Eigenſinn. Du thuſt dir ſelbſt Gewalt,
Wer glücklich leben will, liebt dauerhaft und bald.
Sey gütger gegen ihn und gegen dein Verlangen.
Nicht immer blüht der Lenz auf den ſo ſchönen Wangen.
Zum Reden iſt der Mund, doch auch zum Küſſen ſchön.

Sylvia.

Ihn küſſen ſoll mein Mund? Dieß wär ein neu Vergehn.

Galathee.

Dieß glückliche Vergehn verlangen zarte Triebe.
Die Liebe zeugt den Kuß; der Kuß vermehrt die Liebe.

Sylvia.

So viel erlangt er nicht. Ein Kuß läßt ſchon vertraut.
Nur hoffen ſoll Damoet. Nur - -

Galathee.

Rede nicht ſo laut.
Dein ſtiller Schäfer kommt. Verſprich mir, ihn zu hören.
Ich will auch höflich ſeyn, und euch nicht länger ſtören.

Sibenter Auftritt.

Sylvia. Damoet.

Damoet.

Warum flieht Galathee, da ſie mich kommen ſieht?

Sylvia.

Entbehrſt du denn ſo viel, wenn dieſe Schöne flieht?

Damoet.

Ach nein! doch ſie verſprach, mir hier bey dieſen Bäumen ‥

Sylvia.

Ihr Herz, um das du flehſt, dir endlich einzuräumen.
Soll ich von eurem Glück vielleicht ein Zeuge ſeyn?
Doch nein, ein zärtlich Paar iſt lieber ganz allein.
Die ſtummen Bäume ſind bey ihm die liebſten Zeugen;
Sie hören ſittſam zu, und wiſſen auch zu ſchweigen.

Damoet.

Du ſinnſt mit allem Fleiß auf das, was mich betrübt.
Nie liebt mich Galathee. Nie hab ich ſie geliebt.

Myrtill trieb ſeinen Scherz. Er kennet meine Treue,
Und weis nur gar zu gut, wem ich die Liebe weihe.
Dir, ſchöne Sylvia, nur dir gehört mein Herz.
Mein unzufriedner Blick, mein Schweigen und mein Schmerz.
Und meine Gegenwart, mit der ich dich betrübe,
Iſt nichts, als Zärtlichkeit, nichts, als die ſtärkſte Liebe.

Sylvia.

Dieß alles ſagſt du mir, und wirſt nicht einmal roth?

Damoet.

Ich ſagte ja nichts mehr, als was mein Herz geboth.

Sylvia.

Dein Herz gebiete dir! mir kann es nicht gebieten.

Damoet.

O Kind ein zärtlich Herz ‥

Sylvia.

Für das will ich mich hüten.

Damoet.

Warum hat die Natur dir ſo viel Reiz gewährt,
Wenn ich nicht lieben ſoll? Verliere deinen Werth:
So wird ſich meine Glut den Augenblick verlieren.
Weswegen biſt du ſchön?

Sylvia.

Gewiß nicht, dich zu rühren.

Damoet.

So biſt du, Sylvia, nur ſchön für dich allein,
Und ſchön, um nicht verehrt und nicht geliebt zu
ſeyn?
Frey von der Zärtlichkeit iſt noch kein Herz ge-
blieben.
Nur deines, Sylvia ‥?

Sylvia.

Nur meines wird nicht lieben.

Damoet.

Gieb mir die ganze Flur, ich gebe ſie zurück,
Wenn ich nicht lieben ſoll. Die Lieb iſt unſer Glück.
Und ohne ſie wird mich die größte Luſt betrüben.

Sylvia.

Die Liebe ſey dein Glück. Mein Glück iſt, nicht
zu lieben.

Damoet.

So nimmt dich keine Treu, kein Wunſch, kein Bit-
ten ein?

Sylvia.

Mein Wunſch iſt, nicht gehaßt und nicht geliebt
zu ſeyn.

Damoet.

Der Wunſch raubt mir und dir das größte Glück
(des Lebens.
So hoff ich denn umſonſt?

Sylvia.

Ja ‥ ja, du hoffſt vergebens.

Damoet.

So ſey doch Mitleids voll, wenn du nicht zärtlich biſt,
Und mache, daß mein Herz den Wunſch nach dir vergißt.

Sylvia.

Ich ſuche ja nichts mehr, als dieſen Wunſch zu hindern,
Und meine Sprödigkeit ſoll deine Liebe mindern.

Damoet.

Wenn dieß das Mittel iſt, ſo werd ich nie befreyt.
Ich liebe ſelbſt an dir die größte Sprödigkeit.

Sylvia.

Aus Mitleid gegen dich will ich Myrtillen lieben:
So wird dein Wunſch nach mir und auch dein Leid vertrieben.

Damoet.

Ach ſtrenge Schäferinn! Wird auch dein Herz nicht mein;
So bleibſt du dennoch werth, von mir geliebt zu ſeyn.
Verſchenke nur dein Herz. Ich will dich ſchweigend ehren,
Und deine Liebe nie durch meine Klage ſtören.
Nein, haſſe nur ein Herz, daß ſich für dich erklärt.
O Kind! auch wenn du zürnſt, biſt du noch liebenswerth.

Sylvia.

Sylvia.

Damoet, du hörſt es wohl; mich kannſt du nicht gewinnen;
Allein auf unſrer Flur ſind ſchönre Schäferinnen.

Damoet.

Sie mögen ſchöner ſeyn. Dient dieß zu meiner Ruh?
In meinen Augen iſt doch niemand ſchön, als du.
O hätt ich dir mein Herz nur länger noch verſchwiegen.
Der Zweifel gab mir doch noch ein geheim Vergnügen.
Nun miß ich auch das Glück, das ſonſt die Hofnung giebt.
Ach meine Sylvia! Du liebſt mich nicht?

Achter Auftritt.

Galathee, und die Vorigen.

Galathee.

Sie liebt!
Damoet, ſie liebt dich längſt. Wer wollte dich denn haſſen? (Zu Sylvien.)
Wie lange willſt du doch Damoeten ſeufzen laſſen?
Ich weiß es ganz gewiß, du liebſt ſein redlich Herz.
Du haſt mirs ſelbſt geſagt.

Sylvia.

Geſagt? Dieß war mein Scherz.

Galathee.

So ſcherze denn nur fort. Die Liebe wird ſich rächen.

Damoet (zur Galathe.)

Und alſo hörſt du ſelbſt; ich darf mir nichts verſprechen.
Unruhig kam ich her, beſchämt geh ich zurück.
O ſtrenge Sylvia!

Neunter Auftritt.

Sylvia und Galathee.

Galathee.

Verſtundſt du dieſen Blick?

Sylvia.

Sein Auge ſchien erzürnt.

Galathee.

Und wollte ſo viel ſagen:
Ich will mir Sylvien aus den Gedanken ſchlagen.

Sylvia.

Damoet will untreu ſeyn, und mir ſein Herz entziehn?

Galathee.

Er flieht dich ja mit Recht. Du heißt ihn ſelber fliehn.

Sylvia.

Sylvia.

Wenn hab ich denn geſagt, daß mich Damoet
ſoll meiden?

Galathee.

Der Schäfer muß dich fliehn; ſonſt wär er un-
beſcheiden.
Du ſchlägſt ihm alles ab: was ſoll er thun, als
(gehn?

Sylvia.

Allein, wer heißt ihn denn mein Wort ſo ſchlecht
verſtehn?
Ich lieb ihn allemal, und werd ihn lieben müſſen.
Errathen ſoll er dieß; allein nicht völlig wiſſen.

Galathee.

Du liebſt ihn; doch dein Herz ſteht mit ſich ſelbſt
im Streit:
Ein kleiner Stolz kämpft noch mit deiner Zärtlich-
keit.
Allein vergiß dich nur: ſo wird dein Stolz ver-
ſchwinden.
Vergeſſen wirſt du dich, ſo bald du wirſt empfinden.
Was meynſt du, hab ich recht?

Sylvia.

Ich habe nichts gehört.
Ich ſann dem Zweifel nach, der meine Ruhe ſtört.
Damoet gieng froſtig fort: vielleicht = =

Galathee.

Wird dir ſchon bange.

Sylvia.

Mir bange? mir? ach nein! Allein er bleibt ſehr lange.

Galathee.

Damoet kömmt nicht zu zurück.

Sylvia.

Er hat es ja geſagt.

Galathee.

Du haſt ſehr falſch gehört.

Sylvia.

Ich hab ihn ſelbſt gefragt.

Galathee.

Du redſt ſchon ſehr verliebt. Wer hätt es meynen ſollen?

Du denkſt, du haſt gefragt, weil du haſt fragen wollen.

Sylvia.

Du glaubſt, ich gräme mich. O glaub es nur, du irrſt.

Galathee.

Nun kömmt der Augenblick, da du empfinden wirſt.

Sylvia.

Ich ſollt empfinden? Nein! Doch wird er wieder kommen?

Galathee.

Nun iſt es ausgemacht, dein Herz iſt eingenommen.

Syl-

Sylvia.

Mein Herz? Nein, mein Damoet!

Galathee.

Ich heiße nicht Damoet,
Nein es iſt Galathee, die dir zur Seite ſteht.

Sylvia.

Mit deiner Spötterey! Ich kann mich wieder rächen.

Galathee.

Du zürnſt? Wir wollen gleich von etwas anders ſprechen.
Ich kann ein neues Lied, das auf die Liebe ſchilt,
Und nur die Freyheit lobt. Wenn du es hören willt:
So ſing ich dir dieß Lied.

Sylvia.

Es mag ganz artig klingen;
Doch meine Galathee, wer wird beſtändig ſingen?
Damoet ſingt auch ſo gern.

Galathee.

Das Lied iſt ſchön erdacht.
Die Freyheit kriegt den Preis.

Sylvia.

Hat es Damoet gemacht?
Gewiß, es war zu viel, zu gehn und gar zu ſchmollen!
Er hätte wenigſtens doch Abſchied nehmen ſollen.

Galathee.

Mein Lied ſagt nichts davon.

Sylvia.

So flieht er denn vor mir?

Galathee.

Du irrſt dich, Sylvia. Vom Liede reden wir.
Das allerliebſte Lied! Ich muß dir doch nur ſingen.

Sylvia.

Itzt nicht! Ja! wie es ſcheint, will er mein Herz
erzwingen.
Ich muß nur ſelber gehn, und fragen, was ihm iſt?

Galathee.

Nur daß ſich nicht dein Herz im Fragen gar vergißt.

Zehnter Auftritt.

Galathee. Myrtill.

Myrtill.

Wird unſre Sylvia ſich bald geneigt erklären?

Galathee.

Ich glaub, ihr kleiner Stolz wird nicht mehr lan-
ge währen.
Erſt ſuchte ſie Damoet; nunmehr ſucht ſie ſchon ihn.
Sie denkt, er iſt erzürnt, und wird ſie künftig fliehn.

Myrtill.

Der ehrliche Damoet, dieß wird ihm wohl nicht
träumen.

Ich traf ihn ſchlafend an! gleich zwiſchen dieſen Bäumen.
Sie findet ihn gewiß, wenn ſie ihn finden will.

Galathee.

Wie glücklich ſind nicht wir, mein zärtlicher Myrtill.
Wir lieben ohne Streit bey gleichen Zärtlichkeiten.

Myrtill.

Nein! weiſt du, liebes Kind, worüber wir noch ſtreiten?

Galathee.

Du zweifelſt immer noch, wer von uns ſtärker liebt?
Nimm mir den Vorzug nicht, den ſelbſt mein Herz mir giebt.

Myrtill.

So denkſt du denn, mein Kind, ich liebte nicht vollkommen?

Galathee.

So glaubſt du denn, mein Herz ſey minder eingenommen?
Myrtill, laß mir den Ruhm; er dient zu meiner Ruh.
Du liebſt vollkommen treu. Ich treuer noch, als du.

Myrtill.

Du biſt mein liebſter Wunſch.

Galathee.

Biſt du nicht mein Verlangen?
Ich liebte dich zu erſt.

Myr-

Myrtill.

Nein, ich hab angefangen.
So bald ich dich geſehn: ſo haſt du mich entzückt.

Galathee.

Du warſt von mir geliebt; ſo bald ich dich erblickt.

Myrtill.

Wie oft hab ich nach dir die Fluren durchgeſtrichen!

Galathee.

Wie oft bin ich mit Zwang dir ſchamroth ausgewichen.

Myrtill.

Wenn du zu lange bliebſt, ſo zürnt ich auf die Zeit.

Galathee.

Und ich, wenn du nicht kamſt, auf deine Sittſamkeit.
O kennte Sylvia, wie ich, die ſüßen Triebe:
So ſäh ihr Schäfer ſchon ſein Glück in ihrer Liebe:
So würd ein Augenblick, den ſie, um ſtolz zu ſeyn,
Damoeten warten läßt, ſie ſchon im Herzen reun,

Myrtill.

Wir wollen zu ihr gehn, und mit der kleinen Spröden,
Damit ſie ſich ergiebt, recht offenherzig reden.
Wir bitten ſie. Ich weiß, uns hört die Schäferinn.

Galathee.

Durch Bitten ſtärken wir nur ihren Eigenſinn.

Ihr

Ihr eignes Herz wird ſie weit eh, als wir bezwingen.
Damoet muß froſtig thun: ſo wird es ihm gelingen.
Ich kenne Sylvien nunmehr ſo gut, als mich.
So bald er ſie verläßt: ſo bald ergiebt ſie ſich.
Er darf nur ſpröde thun: ſo wird er ſie erbitten.
Und wenn er vor ihr flieht: ſo folgt ſie ſeinen Schritten.
Und kurz, der beſte Weg, wodurch er ſie erhält,
Iſt, daß er nicht mehr klagt, und ſich gelaſſen (ſtellt.

Myrtill.

Ja, wenn ihm auch ſein Herz die kleine Liſt vergönnte,
Daß er zum Schein ſie fliehn, und ſich verſtellen könnte.

Galathee.

Dieß wird leicht möglich ſeyn.

Myrtill.

Nein, bey Damoeten nicht.
Denn redt er auch verſtellt: ſo ſieht doch ſein Geſicht
Dabey nicht anders aus, als wollt er uns geſtehen,
Wir ſollten ihm verzeihn, er würd uns hintergehen.

Galathee.

Hilft die Verſtellung nicht: ſo kann er ſie doch fliehn.

Zwey

Zwey Tage darf er nur ſich Sylvien entziehn:
So hat er ſchon ihr Herz. Die Furcht, ihn zu verlieren,
Wird unſre Schäferinn bald zu Damoeten führen.
Sie iſt ihm gar zu gut.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen und Montan, lachend.

Myrtill.

Du lachſt, was iſt geſchehen?

Montan.

Ach lache mit, Myrtill; ich habe viel geſehen,
Was werd ich euch dadurch für ein Vergnügen machen!

Myrtill.

Erzähl es uns nur erſt, dann wollen wir ſchon lachen

Montan.

Hier in dem kleinen Buſch ſitz ich in guter Ruh,
Und höre ganz entzückt den Nachtigallen zu.

Galathee.

Der Anfang ſagt nicht viel.

Montan.

Drauf kömmt Damoet gegangen.

Galathee.

Montan, ſoll ich vielleicht ſchon an zu lachen fangen!

Mon-

Montan.

O ſtöre mich doch nicht. Damoet klagt mir ſein Leid,
Seufzt über Sylvien und ihre Sprödigkeit.
Kurz er beklagt ſich ſehr.

Galathee.

Und wir ſind zu beklagen,
Daß du uns Sachen bringſt, die doch ſo wenig ſagen.
Erzähl es doch nur kurz.

Montan.

Damoet ſetzt ſich allein,
Und ſchläft an einem Baum vor großen Kummer ein.

Galathee.

Dieß iſt die Neuigkeit?

Montan.

Ich bleibe zum Vergnügen,
Weil Philomele ſingt, in meiner Hecke liegen.

Galathee.

O! wenn ich bitten darf: ſo leg dich wieder hin.

Montan.

So höre doch. Drauf kömmt Damoetens Schäferinn.
Sie trifft ihn ſchlafend an, bleibt von der Seite ſtehen,
Und überlegt es erſt, ob ſie will weiter gehen.

Nun

Nun tritt ſie näher hin. Sie ſieht ihm ins Geſicht;
Sie wirft mit Moos nach ihm, doch er erwacht
noch nicht;
Sie ſieht ſich um.

Galathee.

Nach wem? nach deinen Nachtigallen?

Montan.

Genug, ſie ſieht ſich um, und läßt ein Band entfallen.

Galathee.

Mit Fleiß?

Montan.

Ja wohl mit Fleiß. Sie macht es ganz ge-
ſchickt.
Indem nun Sylvia ſich nach dem Bande bückt:
So küßt ſie ihn geſchwind. Ich hätte ſchlafen ſollen,
Wie hätt ich Sylvien den Kuß vergelten wollen!

Galathee.

O wegen der Gefahr ſchlaf immer ruhig ein.
Damoet wird von dem Kuß doch munter worden
ſeyn?

Montan.

Ja wohl! Wie, hub ſie an, haſt du mich kom-
men hören?
Ich gieng ganz ſtill vorbey und wollte dich nicht ſtö-
Doch biſt du aufgewacht. (ren;

Myrtill.

Und dieß iſt itzt geſchehn?

Mon-

Montan.

Gleich itzt. Ich ſchlich mich fort. Sie hat mich nicht geſehn.
Sie kommen hier vorbey. Wie wird ſie nicht errö⸗ then.
Wenn ich die Frage thu: Wer küßte denn Damoe⸗ ten?

Galathee.

O! frage nicht ſo ſchlau. Nein, überlaß es mir,
Und rufe Sylvien; doch ſchweig, ſie ſind ſchon hier.

Zwölfter und letzter Auftritt.

Die Vorigen. Sylvia. und Damoet.

Damoet.

Bewegt dich nichts, mein Kind?

Sylvia.

Damoet, vergiß die Liebe;
Denn ſonſt verlaß ich dich, ſo gern ich bey dir bliebe.

Damoet.

Doch meine Zärtlichkeit . . .

Sylvia.

Der will ich bald entgehn.

Galathee.

O warte, Sylvia, ich habe nichts geſehn.

Sylvia.

Nein, wenn ich warten ſoll, ſo muß Damoet nicht klagen.

Gala⸗

Galathee.

Damoet, du ſollſt nichts mehr von deiner Liebe ſagen. (zu Sylvien.)
Du bückteſt dich geſchwind, und machteſt es recht ſchön.

Sylvia.

Was denn?

Galathee.

Erſchrick nur nicht. Ich habe nichts geſehn.

Sylvia.

Ich bitte, ſag ihm nichts.

Myrtill.

Was ſoll ſie denn nicht ſagen?

Sylvia.

Neugieriger Myrtill Wer wird nach allem fragen?
Es iſt nichts wichtiges.

Myrtill.

Auch eine Kleinigkeit,
Wenn ſie dein Mund erzählt, macht dennoch mich erfreut.

Sylvia.

Wenn du noch länger fragſt, ſo werd ich was erſinnen.

Myrtill.

Recht gut. Nur nichts zum Ruhm der ſtrengen Schäferinnen.

Sylvia.

Warum ſo ſtill, Damoet?

Damoet.

Mein Schweigen machſt ja du.
Denn, wenn ich reden will, ſo hörſt du mir nicht zu.
Ich will dich länger nicht mit meiner Liebe quälen.

Montan.

Und ich, Damoet, will dir was trauriges erzählen.
Ein Schäfer ſchlief einſt ein, und ſeine Schäferinn
Kam gleich ⸗ ⸗ ⸗

Sylvia.

Ich ſehe wohl, daß ich verrathen bin,
Damoet, liebſt du mich noch?

Damoet.

Ich liebe dich vollkommen.

Sylvia.

Und deine Zärtlichkeit hat längſt mich eingenommen.

Damoet.

Iſts möglich, liebſt du mich?

Sylvia.

Ja, redlicher Damoet!
Ich wollte ſtrenge ſeyn: Allein es war zu ſpät.
Ich ſchlug dir alles ab, doch wider mein Verlangen.
Dich wollt ich hintergehn, mich hab ich hintergangen.
Und ſoll ich dich beſchämt noch um Vergebung flehn:
So thu ichs, mein Damoet, und will noch mehr geſtehn.

Ich

Ich habe, da du ſchliefſt, ⸗ ⸗ ⸗ willſt du es weiter wiſſen;
So muß ich dich nunmehr zum andernmale küſſen.

Damoet.

Du liebſt mich, Sylvia? Iſt auch mein Glück ein Traum?
Ich ſehe mich geliebt, und dennoch glaub ichs kaum.

Sylvia.

Ich liebe dich, Damoet.

Montan.

Will mich denn niemand lieben?

Myrtill. (zu Sylvien.)

O Kind! wo iſt dein Herz, dein ſtrenges Herz geblieben?

Galathee.

Wo iſt dein kleiner Stolz?

Sylvia.

Kein Stolz. Zwang war es nur.
Die größte Sprödigkeit weicht endlich der Natur.

Galathee.

Dieß hab ich dir geſagt.

Damoet.

Mein Wunſch iſt eingetroffen.
Ich bin beglückt. Du liebſt!

Sylvia. (klopft ihm auf die Backen)

Nein! du haſt nichts zu hoffen.

Die

Die kranke Frau, ein Nachſpiel.

Perſonen.

Frau Stephan.
Herr Stephan.
Jungfer Philippine, Stephans Muhme.
Jungfer Henriette, der Frau Stephan Stiefſchweſter.
Herr Wahrmund, ein Chiromantiſt.
Herr Richard.

Erſter Auftritt.

Frau Stephan, (auf einem Lehnſtuhle.) Jungfer Philippine.

Philippine.

Wie? Madam! Sie befinden ſich nicht wohl? Das beklage ich von Herzen. Womit kann ich Ihnen dienen?

Fr. Stephan. Mit nichts, als daß Sie ſich keine Mühe geben, mir die Gefahr, in der ich mich befinde, geringe zu machen. Ich weis ſchon, wie Sie ſind. Sie wollen einem ſtets einen Muth einſprechen, und da muß der ſchlimmſte Zufall nur eine Kleinigkeit ſeyn, die keine Folge nach ſich zieht.

Philippine. Sagen Sie mir nur, was Ihnen zugeſtoſſen iſt. Ich ſchwöre es Ihnen zu, daß ich Sie nicht aufrichten will, wenn Sie anders in der Untröſtlichkeit mehr angenehmes finden, als in der Beruhigung. Aufrichtig zu reden, ſo ſehe ich Ihnen mehr einen Verdruß, als eine Krankheit an.

Fr. Stephan. Das konnte ich wohl denken, daß Ihnen Ihre Scharfſinnigkeit noch ein Dutzend Zweifel wegen meiner Krankheit machen würde. Jungfer Muhme, ich will Ihnen ein Wort im Vertrauen ſagen. Sie waren vor etlichen Jahren viel artiger und beſcheidner.

Philippine. Dieſe Lobrede auf mich ſchickt ſich ſehr wohl zu dem verdrießlichen Weſen, das heute in ihrem Geſichte herrſcht. Wir wollen es andern überlaſſen, die Grenzen von Ihrer Klugheit und meiner Unbeſcheidenheit auszumeſſen. Damit ich Sie aber in der Freyheit, ohne Einwurf krank zu ſeyn, nicht länger ſtöhre: ſo will ich mich Ihnen empfehlen, und Ihnen in ſo weit baldige Beſſerung wünſchen, als Sie dieſelbe für gut befinden.

Fr. Stephan Warten Sie doch, Jungfer Muhme, Sie wiſſen ja noch nicht, was mir fehlt. Ich bin krank, recht ſehr krank, und den ganzen Vormittag mit gewaltigen Uebelkeiten beſchwert

gewe-

geweſen. Vielleicht habe ich mich heute früh erkältet.

Philippine. Weil Sie über Uebelkeiten klagen, und beſorgen, ſich erkältet zu haben: ſo dächte ich, Sie legten ſich eine Stunde zu Bette. Vielleicht können Sie ſich durch die Wärme helfen. So beſchwerlich die Uebelkeiten ſind: ſo leicht gehen ſie doch vorüber.

Fr. Stephan. Fangen Sie ſchon an mich zu tröſten? Ich habe es ja nicht wiſſen wollen, daß eine Uebelkeit nicht ſo gefährlich iſt, als der rohe und weiße Frieſel in den ſechs Wochen.

Philippine. Ich wiederhole meinen Rath: legen Sie ſich zu Bette. Vielleicht wird Ihnen bald beſſer.

Fr. Stephan. Vielleicht wird Ihnen bald beſſer. Dieß klingt auch gar zu froſtig Jungfer Muhme. Woher wiſſen Sie es denn, daß mir bald beſſer werden, und daß meine Maladie weniger, als nichts bedeuten wird? Ich habe ſchon etliche Tage ein ſtarkes Wallen im Geblüte gemerkt. Sie wiſſen es, ich klage mich nicht ſo leicht. Nein, Jungfer Muhme, es muß mir viel fehlen, ehe ich ſage, daß mir etwas fehlt. Mußte mich denn die ſtolze Frau Richardinn eben heute, und zwar Vormittage, mit ihrem Staatsbeſuche quälen, und mich in ihrer neuen Andrienne nöthigen, über mein Vermögen zu reden?

Philippine. Madam, dadurch werden Sie ſich nicht curiren, daß Sie ſich über Ihre Frau Schwägerin von neuem ärgern. Denken Sie nicht mehr daran. Einer guten Freundinn kann man ja wohl eine kleine Schwachheit vergeben.

Fr. Stephan. Wenn Sie nur die Frau Richardinn hätten ſehen ſollen? Sie hatte von dem neumodiſchen Stoffe, der in dieſer Meſſe erſt zum Vorſchein gekommen iſt, eine Andrienne an, und hatte ſich recht in ſich ſelbſt verliebt. Sie that wie ein Kind. Sie fragte mich wohl hundert mal, wie mir der Stoff gefiele. Die Närrin! Ich glaube, ſie denkt, ſie iſt beſſer, als ich, weil ich noch keine ſolche Andrienne habe. Nein, darüber werde ich nicht unruhig.

Philippine. Laſſen Sie die Frau Richardinn tragen, was ſie will. Die Kleider bedecken doch ihre Fehler nicht. Ich will Ihnen indeſſen das neue Stück von dem Jünglinge vorleſen. Es enthält eine Ode an den Frühling. Sie gefällt mir vortreflich; und ich hoffe, daß Ihnen die Taſſe Caffee recht gut dabey ſchmecken ſoll.

Fr. Stephan. Ja wenn ich geſund wäre, wie Sie; ſo möchte ſich dieſer Zeitvertreib wohl für mich ſchicken. Aber, wie können Sie mich mit ihrem trockenen Wochenblatte quälen, da Sie wiſſen, daß ich krank bin? Wer weis, an welchem Fen-

ſter

ſter ſich die Frau Richardinn itzt in ihrem neuen Putze ſehen läßt. Wie närriſch iſt nicht eine Frau, die ſich dem Staate ergeben hat!

Philippine. Wenn ich Ihnen das Blatt nicht leſen ſoll: ſo werde ich wieder gehen. Denn ich kann Ihnen doch ſonſt nichts helfen.

Fr. Stephan. Gehen Sie doch, ich wehre es Ihnen ja nicht. Hören Sie nur, Jungfer Philippine, ich denke, das Wochenblatt würde Ihnen auch nicht ſo gefallen, wenn es nicht der Jüngling hieße. Verſtehen Sie mich?

Philippine. Sie wollen mir ſagen, daß ich den jungen Mannsperſonen eben nicht gram wäre. Wenn die Jünglinge alle ſo artig und geſittet wären, als der Charakter dieſes Jünglings iſt, den ich in den Händen habe: ſo könnten wir ohne Fehler ſehr vertraut mit ihnen umgehen, und ohne Beleidigung der Charakter mit einander ſcherzen, und einander wohl gar küſſen.

Fr. Stephan. Wenn Sie aus Ihren Wochenblättern keine ſchönere Wahrheiten lernen, als daß das Scherzen und Küſſen eine erlaubte Sache iſt: ſo wäre es, deucht mich, kein Unglück, wenn Sie Ihre Stunden mehr mit Nähen und Sticken als mit Leſen zubrächten. Reden Sie doch nicht ſo frey.

Philippine. Ich rede, wie ich denke. Und wer nichts Unerlaubtes denkt, der ſteht nie in der Gefahr, zu frey zu reden.

Fr. Stephan. Ich glaube, Sie wollen mich gar unterrichten. Reden Sie nicht ſo gar zuverſichtlich, Jungfer Muhme. Oder, wenn Sie ja Ihre Weisheit ausſchütten müſſen: ſo thun Sie es bey der Frau Richardinn. Vielleicht wäre ich heute nicht krank, wenn ſie klüger wäre. Ich mag nicht in ihrer Abweſenheit von ihr reden. Aber ihr Mann iſt ja nicht ſo vornehm, daß ſie ihren Pracht mit ſeinem Stande entſchuldigen könnte. Und der Meinige geht als ein Rechnungsführer doch allezeit über den ihrigen. Thun Sie mir nur den Gefallen und reden Sie kein Wort mehr von dieſer ſtolzen Frau.

Philippine. Wenn habe ich denn von ihr geredet? Oder verbieten Sie mir nur deswegen, von der Frau Richardinn zu reden, damit ich deſto eher von ihr reden ſoll?

Fr. Stephan. Seyn Sie ſo gut, und verlaſſen Sie mich. Ich weis nicht, was Sie ſich für eine unverſchämte Art zu widerſprechen angewöhnen. Sie werden machen, daß ſich alle Geſellſchaften vor Ihnen verſchlieſſen. Merken Sie ſich doch die Regel, daß niemand weniger klug iſt, als der, der ſich einbildet klüger, als alle andre, zu ſeyn.

Phi-

Philippine. Weil Sie mich ſo liebreich gehen heiſſen: ſo will ich Ihnen gleich eine Probe geben, daß ich zu leben und mich in andre zu ſchicken weis. Leben Sie wohl, Madam.

Fr. Stephan. Nicht doch, Jungfer Muhme. Bleiben Sie hier, und ſagen Sie es meinem Manne, wenn er von dem Doctor zurücke kömmt, daß ich mich zu Bette gelegt habe. Es wird mir gar zu ſchlimm. Ich merke neue Uebelkeiten ‥ Herzklopfen ‥ kurzen Athem ‥ Bangigkeit ‥ Seitenſtechen ‥ Ach die böſe Frau, mit ihrem verwünſchten Beſuche!

Zweyter Auftritt.

Jungfer Philippine. Herr Stephan.

Stephan: Wo iſt meine arme kranke Frau? Der Doctor wird gleich zugegen ſeyn.

Philippine. Ihre arme kranke Frau ſagte, ſie wollte ſich zu Bette legen, und ich vermuthe, daß ſie es gethan haben wird.

Stephan. Ach liebe Jungfer Muhme, ich weis nicht, warum mir ſo bange bey den übeln Zufällen meiner Frau iſt. Wenn mir nur nicht etwas ahndet. Ich wäre der unglückſeligſte Mann, wenn mir meine Frau ſterben ſollte. Ich habe ſie unausſprechlich lieb; und ich habe ſie doch lange nicht

ſo lieb, als ſie es verdienet. Wenn ich nur wüßte, ob ſie etwann ſchon ſchlummerte: ſo wollte ich ſie gern nicht ſtören.

Philippine. Herr Vetter, was machen Sie ſich für fürchterliche Vorſtellungen? Man ſtirbt nicht gleich von einer Uebelkeit. Und wenn ich nicht ſehr irre: ſo iſt Ihre Frau Liebſte dem Tode nicht ſo gar nahe. Ich habe lange mit ihr geredet. Sie nimmt gar zu viel Antheil an den Begebenheiten der Lebendigen, als daß ich ihren baldigen Abſchied von der Welt beſorgen ſollte.

Stephan. Können die Uebelkeiten meiner Frau nicht Vorboten eines nahen Kindbettes ſeyn? Kann ihre Niederkunft nicht unglücklich ablaufen? Kann ſie nicht in den ſechs Wochen einen Frieſel bekommen, und auf dieſe Art bald aus meinen Armen geriſſen werden? Ich unglücklicher Mann!

Philippine. Wenn Sie ſo ſchlieſſen wollen: ſo hätten Sie zu Ihrer Beruhigung gar niemals eine Frau nehmen müſſen.

Stephan. So dächten Sie nicht, daß meine Frau ſterben ſollte? Wollte der Himmel, Sie dächten wahr! Aber die öftern Uebelkeiten ⸗ ⸗ ⸗ das Herzklopfen ⸗ ⸗ ⸗ Der Docter hörte alle dieſe Zufälle ſehr aufmerkſam an. Er gerieth in ein tiefes Nachſinnen, und wußte nicht, was er dieſer Krankheit für einen Namen geben ſollte.

Phi⸗

Philippine. Den Namen zu der Krankheit Ihrer Frau Liebſte weis ich auch nicht. Allein vielleicht errathe ich bald die Urſache. Und weil mir dieſe nicht gefährlich ſcheint, ſo vermuthe ich auch keine gefährliche Wirkung.

Stephan. Ich höre es ſchon. Sie reden etwas verdeckt, weil Sie noch nicht verheirathet ſind. Und daran thun Sie wohl. Kurz, Sie wollen ſagen, was ich geſagt habe, daß ſich meine Frau geſegneten Leibes befindet.

Philippine. Daran habe ich nicht gedacht:

Stephan. Schämen Sie ſich nicht, es zu geſtehen. Wenn ſie mich nur bald mit einem geſunden und wohlgeſtalten Erben erfreute, wer würde frölicher ſeyn, als ich? Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Und Kinder von meiner Frau müſſen tauſend gute Eigenſchaften bekommen.

Philippine. Sie müſſen. Das weis ich eben nicht.

Stephan. Und Sie können noch zweifeln, Jungfer Muhme? Iſt nicht meine Frau die ſchönſte in der ganzen Stadt?

Philippine. Weil dieſe Frage die ganze Stadt angeht: ſo mag ſie auch die ganze Stadt ausmachen. Ich will keinen Ausſpruch thun.

Stephan. Iſt nicht meine Frau die artigſte, die liebreichſte, die klügſte, die wirthſchaftlichſte,

die galanteſte, die frömmſte Frau von der ganzen Welt? Und müßte der nicht mein Feind ſeyn, der mir widerſprechen wollte?

Philippine. Herr Vetter, das heißt ſeine Frau auf Unkoſten des ganzen weiblichen Geſchlechts loben.

Stephan. Ich rede als ein vernünftiger Mann, der ſeine Frau kennt, und jeden Tag neue Vorzüge an ihr entdeckt. Denken Sie etwa, daß ich ſo wenig Einſicht habe, daß ich die Tugend und Fehler an einer Perſon nicht wahrnehmen kann?

Philippine. O nein, das denke ich nicht. Sie haben eine ſehr gute Einſicht, Herr Vetter. Aber Sie haben auch eine große Liebe für Ihre Frau, und die Liebe verblendet unſere Einſicht zuweilen.

Stephan. Was ſoll denn dieſe gelehrte Anmerkung bedeuten? Bin ich denn etwa ein Mann, der an der Einbildung krank liegt?

Philippine. Herr Vetter, ich ſehe, daß Sie böſe werden, wenn man aufrichtig mit Ihnen ſpricht. Wir wollen unſer Geſpräch abbrechen. Sie ſollen Recht haben.

Stephan. Ja, ich will nicht allein Recht haben, ſondern ich will Ihnen auch zeigen, daß Sie Unrecht haben. Sagen Sie mir doch, was Sie an meiner lieben Frau auszuſetzen haben? Ich will es durchaus wiſſen, was ſie für Fehler hat. Denn ich weis, daß ſie keine hat.

Phi-

Philippine. Wenn Sie ſchon überzeugt ſind, daß Sie keine hat: ſo bin ich zum voraus widerlegt. Und alſo erforderts die Klugheit, daß ich ſchweige.

Stephan. Nein, Sie ſollen nicht ſchweigen. Sie ſollen reden, damit ich Sie widerlegen, und die Ehre meiner Frau retten kann.

Philippine. Raube ich deswegen Ihrer Frau Liebſte die Ehre, weil ich ſie nicht mit den Augen anſehe, mit welchen Sie ſie betrachten?

Stephan. Kurz und gut! Ich will es wiſſen, was meine Frau für Gebrechen hat. Und Sie müſſen mir ſie ſagen.

Philippine. Weil ich muß: ſo ſage ich Ihnen aufrichtig, was ich von der Gemüthsart Ihrer Frau Liebſte denke. Ich halte ſie für etwas eitel, ſtolz und gebietriſch. Außerdem hat ſie ein ganz gutes Herz.

Stephan. Sind Sie denn ganz und gar unverſchämt geworden? Wenn meine Frau das wäre, wofür Sie dieſelbe ausgeben: ſo wäre ich ja ein Narr. Denn ich liebte ſie, weil ſie nicht liebenswürdig wäre.

Philippine. Ach nein, Herr Vetter. Man liebt an einer Frau nicht allein die Tugenden. Man liebt auch ihre Munterkeit, ihr ſchmeichlendes und liebkoſendes Weſen, ihre einnehmende

Mine, ihre gute Bildung, ihre Art, womit ſie einem die Zärtlichkeiten koſtbar zu machen weis.

Stephan. Jungfer Philippine, nehmen Sie mir meine Hitze nicht übel. Sie ſind nicht klug. Und warum denn? weil Sie ſich für klüger halten, als mich und meine Frau. Sehen Sie, ich mache keine langen Beweiſe, aber bündige. Beweiſen Sie es doch, daß meine Frau eitel, ſtolz und dergleichen mehr iſt.

Philippine. Den Beweis, daß Ihre Frau Liebſte ſo iſt, wie ich geſagt habe, kann ich Ihnen nicht vormalen. Sie müſſen ihn in ihren Handlungen ſuchen.

Stephan. Jungfer Philippine, ich nehme Lehre an. Aber wer meine Frau ohne Grund und Urſache verkleinert, den halte ich für einen Eheteufel. Ja, dafür halte ich ihn.

Philippine. Haben Sie ſonſt keinen Namen, der ſich für mich ſchickt, daß ſie ihn aus der Hölle holen müſſen? Sie haben mir ja befohlen, Ihnen die Fehler Ihrer Frau Liebſte zu entdecken.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Jungfer Henriette.

Henriette. Herr Bruder, Sie ſollen den Augenblick zu Ihrer Frau Liebſte kommen. Sie bekömmt einen Zufall über den andern.

Stephan. Ach ich unglücklicher Mann! Ja, ja, meine Frau wird wohl ſterben. Die Prophezeihung des Herrn Wahrmunds wird wohl eintreffen. Ich armer Mann! Das iſt ſchon recht für die Feinde meiner Frau. Henriette, warten Sie doch, bis Herr Wahrmund kömmt. Ich habe ihn hieher beſtellt.

Vierter Auftritt.

Jungfer Philippine. Jungfer Henriette.

Henriette. Ich weis nicht, was meiner Stiefſchweſter fehlt. Sie liegt auf dem Bette, und redt ſchon von den Sachen, die ſie mir vermachen will. Sie hat ſehr ſchönes Geſchmeide; aber mir zu gefallen mag ſie noch lange leben. Es muß ihr wohl ſehr ſchlimm ſeyn.

Philippine. Vielleicht hätte ſie manche Krankheit nicht, wenn ihr gütiger Mann weniger auf ihre Zufälle Achtung gäbe.

Henriette. Ich vertheidige meine Schweſter nicht, und beſchuldige ſie auch nicht. Aber ein gütiger Mann iſt in meinen Augen etwas vortreffliches. Sollte ich einmal heirathen: ſo heirathe ich, damit ich geliebt, recht ſehr geliebt werde. Ich werde zwar nicht krank werden, um den Mann gefällig zu machen; aber ich will ihm das Leben ſonſt ſchon ſauer machen.

Philippine. Wenn ich Sie anders recht verſtehe: ſo wird es Ihrem Manne nicht wohl gehen, wenn er nicht täglich Ihr Wohlthäter, Ihr Anbeter, und Ihr Sclav iſt.

Henriette. Wenn Sie ſich nur die traurige Ernſthaftigkeit abgewöhnten, von allen unſern Handlungen und Abſichten auf das ſtrengſte zu urtheilen. Das heißt barbariſch mit ſich und andern verfahren. Ich mag ja nicht ſo ſchwermüthig ſeyn, wie Sie.

Philippine. Ich bin nichts weniger, als ſchwermüthig. Ich ſuche das Vergnügen an allen Orten auf, und wünſche es der ganzen Welt. Aber ich bin zugleich überzeugt, daß man nicht munter und ruhig ſeyn kann, wenn man nicht zuvor ernſthaft und bedachtſam geweſen iſt.

Henriette. Laſſen Sie mir doch meinen Leichtſinn, meine Freyheit, nach meinem Einfalle zu handeln. Ich befinde mich bey meiner Unbedachtſamkeit eben ſo wohl, als Sie ſich bey Ihrer groſſen Ueberlegung befinden. Leben Sie wohl. Ich muß dieſen Vormittag die Europäiſchen Höfe vollends hinaus leſen. Sehen Sie wohl? ſo weit bin ich ſchon ſeit geſtern gekommen. Nachmittage will ich an meinen Charles nach Paris ſchreiben.

Philippine. Bleiben Sie hier und leſen Sie. Sie ſollen ja auf Herr Wahrmunden warten. Ich

will

will ohne dieß die Frau Muhme einen Augenblick in ihrem Elende beſuchen; ſonſt möchte ſie ſich der Gelegenheit bedienen, und ohne Fieber allerhand zu meinem Lobe phantaſiren.

Fünfter Auftritt.

Jungfer Henriette. Herr Wahrmund.

Wahrmund. Vergeben Sie mir, Mamſell. Ich ſuche Herr Stephan. Er hat zu mir geſchickt und mir ſagen laſſen, das ich ohne Zeitverluſt zu ihm kommen ſoll. In der That hat er mir keinen Gefallen gethan. Ich ſaß gleich in den tiefſten Betrachtungen. Ich ſoll unſerm Grafen, Sie kennen ihn ſchon, die Nativität ſtellen. Dieſe habe ich ihm übermorgen verſprochen. Und es mangeln mir noch zehn ganzer Jahre an ſeinem Leben. Denn ich bin erſt bis in ſein vierzigſtes Jahr, und funfzig Jahre wird er alt. Und es ſcheint nach den Aſpecten, daß ihm in dieſen zehn Jahren noch viel begegnen wird. Doch von verborgnen Sachen rede ich nicht gern. Wo iſt Ihr Herr Bruder?

Henriette Ich will ihn gleich herbey rufen. Aber, Herr Wahrmund, ſagen Sie mir doch, was Sie ſo geſchwind bey ihm ſollen? Es iſt keine Neugierigkeit. Ich möchte es nur gern wiſſen.

Wahrmund. Das weis ich eben nicht, was ich bey ihm ſoll. Und wenn ichs auch muthmaßen könnte: ſo würde ichs Ihnen doch nicht ſagen. Die Verſchwiegenheit iſt die Seele meiner Profeſſion. Fragen Sie mich nicht, Mamſell.

Henriette. Mich deucht, es kömmt Ihnen weit ſaurer an, eine Sache zu verſchweigen, als zehn auszuſchwatzen. Punktiren Sie nur einige Augenblicke. Ich will indeſſen meinen Herrn Bruder rufen, und Ihnen zum voraus ſagen, daß ſeine Frau ſeit heute frühe krank iſt; daß ſie Ohnmachten hat. Doch hier kömmt ja der Herr Vetter. Ich werde bey dieſer geheimen Audienz wohl nicht nöthig ſeyn.

Sechſter Auftritt.

Herr Wahrmund. Herr Stephan.

Stephan. Ach lieber Herr Wahrmund, ſind Sie da? Ich armer Mann bedarf Ihrer Freundſchaft, Ihres Troſtes ⸗ ⸗ ⸗

Wahrmund. Sagen Sie mir nichts. Ich weis alles, was Sie ſagen wollen. Sehen Sie wohl, daß ich hier in der Hand etliche Punkte mit Bleyſtifte gemacht habe. Iſt nicht Ihre Frau Liebſte krank? Bekömmt ſie nicht eine Ohnmacht über die andre? Und wollen Sie nicht von mir wiſſen,

ob dieſe Krankheit gefährlich iſt? Habe ichs nicht errathen?

Stephan. Um des Himmels willen! Wer giebt Ihnen doch alle Dinge ein? Herr Wahrmund, ich beſchwöre Sie bey unſerer Vertraulichkeit, entdecken Sie mir auf Ihr Gewiſſen, wie es mit meiner armen Frau werden wird. Der Doctor ſpricht, es könnte der Frieſel auf dem Wege ſeyn.

Wahrmund. Poſſen!

Stephan. Das denke ich auch. Ich glaube vielmehr, daß meine liebe Frau ſchwanger iſt. Und warum ſollte ich dieſes nicht glauben, da wir einander ſo zärtlich lieben, und bald ein Jahr verheirathet ſind?

Wahrmund. Schlecht getroffen! Es iſt an keine Schwangerſchaft zu gedenken.

Stephan. Und warum nicht? Ich wünſchte es von Herzen.

Wahrmund. Das kann wohl ſeyn. Aber, was kann ich dafür, daß es anderſt iſt. Ich habe Ihrer Frau Liebſte vor etlichen Wochen einmal in die Hand geſehen. Es ſtehet kein Wort in ihrer Hand weder von einer Schwangerſchaft, noch von dem Frieſel. Aber es ſtehen ganz andere Dinge darinne.

Stephan. Und was denn für Dinge? Nur nicht der Tod, ſonſt alles! Ich elender Mann!

Ich

Ich beſinne mich wohl, was Sie ehmals zu mir geſagt haben.

Wahrmund. Dringen Sie nicht in mich. Sie möchten mehr erfahren, als Ihnen lieb iſt. So viel ſage ich Ihnen, ihr Doctor weis nichts. Wenn er wüßte, was eine Lebenslinie wäre: ſo würde er dem Pulſe nicht trauen. Die Lebenslinie in der Hand Ihrer Frau Liebſte iſt zweymal durchſchnitten, und mit zwey groſſen rothen Punkten verletzet. Mehr mag ich nicht ſagen. Eine Krankheit hat ſie vor zwey Jahren ausgeſtanden; das iſt der erſte Schnitt. Eine ſteht ihr itzt bevor; das iſt der andre Schnitt. Dieſen muß ich noch einmal anſehen, und die vitalem mit der naturali und menſali genau vergleichen. Ihre Frau Liebſte hat auf dem Nagel Jovis einen garſtigen ſchwarzen Punkt; daher kömmt die Engbrüſtigkeit, vom Herzklopfen. Mehr will ich Ihnen nicht ſagen. Ja ich wollte, daß ich noch gar nichts geſagt hätte. Genug, es ſieht gefährlich aus, und ⸗ ⸗ ⸗

Stephan. O verziehen Sie einen Augenblick. Ich will hören, ob meine liebe Frau Ihren Beſuch annehmen will.

Siebenter Auftritt.

Jungfer Philippine. Herr Wahrmund.

Philippine. Sagen Sie mir nur, ob das Ihr Ernſt iſt, was Sie dem Herrn Stephan itzt geſagt haben? Ich will es Ihnen geſtehen. Ich habe ſie behorcht; aber ich kann mir nicht einbilden, daß es ſo gefährlich mit der Frau Stephan ausſieht, als Sie es machen.

Wahrmund. Mamſell, ich muß es wiſſen, wie es ausſieht; ſonſt würde ich nicht ſo dreiſt ſeyn, und es vorher ſagen.

Philippine. Aber die Frage iſt, ob Sie es gewiß wiſſen können; ob Sie ſich nicht betrügen können?

Wahrmund. Ich kann mich deswegen nicht betrügen, weil ich nichts mehr ſage, als was mich die Linien und Merkmale in den Händen und im Geſichte lehren.

Philippine Mein Herr, dieß kann unmöglich ſeyn, ſonſt müßten Sie die Linien in Ihren eigenen Händen lehren, daß Sie vielleicht noch heute zum Geſpötte mit Ihrer Kunſt werden können. Denn wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo ſoll die Krankheit der Frau Stephan bald, und wohl noch heute vorüber gehen.

Wahr-

Wahrmund. Wenn dieß geſchicht, ſo will ich mich vor Ihren Augen zur Strafe trepaniren laſſen.

Philippine. Nehmen Sie ſich in Acht, Herr Wahrmund. Denn wenn die Frau Stephan beſſer wird; ſo habe ich morgen die Ehre, in Geſellſchaft eines Doctors und Balbiers auf Ihrer Stube zu erſcheinen, und einer merkwürdigen Operation beyzuwohnen.

Wahrmund. Meine gute Mamſell, Sie werden eine Wiſſenſchaft, die ſo alt iſt, als die Chiromantie, wohl nicht durch Ihren Witz um Ehre und Anſehn bringen. Grafen und Fürſten haben ſie in Ehren gehalten, und ich kann mich leicht zufrieden geben, daß Sie ſie verachten.

Philippine. Sie werden nicht viel mit dieſer Schutzrede ausrichten. Gräſinnen und Fürſtinnen haben ſich von den Ziegeunern wahrſagen laſſen; deswegen bleiben die Leute immer Betrüger.

Wahrmund. Was mengen Sie dieſes Geſindel ins Spiel? Solche Leute wiſſen den Teufel von unſrer Kunſt. Es gehören gelehrte, geſchickte und ganz beſondere Köpfe zu den chiromantiſchen Wiſſenſchaften.

Philippine. Wie fein ſind Sie! Sie können einem ganz unvermerkt ſagen, daß Sie ſtudirt haben, und einen groſſen Geiſt beſitzen. Aber wenn

Sie

Sie mirs nicht geſagt hätten: ſo würde ich über lang oder kurz, und vielleicht bey dem Trepaniren ſelbſt darauf gefallen ſeyn. Doch woher wiſſen Sie denn, daß die Zeichen in den Händen und auf der Stirne eben das Schickſal der armen Sterblichen abſchildern ſollen, über welches die Vorſicht auſſerdem mit Fleiß einen ſehr dicken Vorhang gezogen zu haben ſcheinet?

Wahrmund. Stellen Sie kein Kinderexamen mit mir an. Was iſt begreiflicher, als daß die Lebenslinie auf das Leben, die Ehrenlinie auf die Ehre, und der Gürtel der Venus auf die Liebe geht? Eben deswegen, weil ſie ſo heiſſen, bedeuten ſie dieſes, und nichts anders. Und eben deswegen heiſſen ſie ſo, wie ſie heiſſen, weil ſie das bedeuten, was ſie bedeuten. Können Sie ſich aus dieſem Schluſſe heraus finden, meine vielwiſſende Jungfer?

Philippine. Nicht gar wohl. Aber wie, wenn die Linien und Striche in unſern Händen nichts weiter vorſtellten, als was die Ritzen und Lücken an den Bäumen vorſtellen?

Wahrmund. Mamſell, es diſputirt ſich nicht gut mit Ihnen, denn Sie mengen eins in das andere. Genug die Natur macht nichts vergebens. Und der Strich in der Lebenslinie der Frau Stephan bedeutet eine tödtliche Krankheit. Das iſt genug geſagt.

Phi-

Philippine. Weil Ihre Natur nichts umſonſt macht, ſo werden die Mäler, die Leberflecke, und andre ſolche Erſcheinungen an dem menſchlichen Körper wohl auch ihre Bedeutung haben?

Wahrmund. Sie mögen bedeuten, was ſie wollen. Es wird Sie nicht viel angehen.

Philippine. Mein Herr, nehmen Sie mirs nicht übel. Dieſes Compliment haben Sie nicht erfunden. Es hat mirs vor vielen Jahren ſchon ein Ziegeuner gemacht. Doch im Ernſte von der Sache zu reden. Ich ſehe, daß die Wahrheit auf ihrer Seite iſt, und ich will der Wahrheit zu Ehren nachgeben, und es der Chiromantie, Metoposcopie, Phyſiognomie, Aſtrologie und Punctierkunſt, kurz, allen Ihren Künſten und Wiſſenſchaften abbitten, daß ich ſie für keine Dollmetſcher unſers Schickſals gehalten habe. Ich will Ihre Künſte ſelber lernen. Und wenn ich heirathe: ſo will ich keinen andern Mann wählen, als einen Chiromantiſten, einen Nativitätsſteller. Und alsdenn wollen wir bey iedem Kuſſe, bey ieder Taſſe Caffee, im Wachen und Schlafen, im Leben und Sterben einander wahrſagen. O wie hübſch wird das ſeyn! Itzt aber beſchwöre ich Sie bey Ihrer Kunſt, ſagen Sie mir, wie es mit der Frau Stephan werden wird. Wird ſie lange liegen?

Wahr-

Wahrmund. Ich wollte wünſchen, daß ich Ihnen keinen ſo nahen Todesfall ankündigen dürfte.

Philippine. Um des Himmels willen! was ſagen Sie mir? Die arme Frau! Iſt denn ihr Tod ſo gar nahe? Wo werden wir denn die Sachen zur Trauer in der Eil herbeykommen?

Wahrmund. Ich habe ihr itzt noch nicht in die Hand geſehen. Ich habe aber punktirt ‒ ‒ ‒ Mehr mag ich nicht ſagen.

Philippine. Herr Stephan ruft Sie.

Achter Auftritt.

Jungfer Philippine. Herr Richard

Richard. Ihr Diener, Jungfer Muhme. Ich habe gehört, daß ſich meine Frau Schwägerinn nicht wohl befindet. Ich will ſie beſuchen, und ihr mit Rath und Troſt beyſtehen. Ich habe auch mein Hauselixir zu mir geſteckt.

Philippine. Ich will mich gleich erkundigen, ob die Frau Stephan ſo viel Kräfte hat, Ihren Beſuch anzunehmen.

Richard. Warum wird ſie ihn nicht annehmen? Mich ſehen die Kranken ſehr gern. Ich bin ein munterer und ſcherzhafter Mann. Ich habe Erfahrung. Ich rede gern. Mein Arcanum, mein Elixir hat Wundercuren gethan. Es würde ſchon

lang

lang von mir heiſſen, mortuus eſt, wenn ich dieſes Medicamentum nicht hätte.

Philippine. Ich denke, Herr Stephan hat ſchon zwey oder drey Doctors angenommen. Alſo wird Ihr Medicamentum ⸗ ⸗ ⸗ Hier kömmt ſie ſelbſt. Ach wie ohnmächtig! Ich muß gehn, und ihren Habertrank beſorgen.

Neunter Auftritt.

Richard. Frau Stephan geführt von ihrem Manne.

(Sie fällt in einen Lehnſtuhl.)

Richard. Meine theureſte Frau Schwägerinn, wie elend ſehn Sie aus! Ich bedaure Sie von Herzen. Was haben Sie denn für ein Malum?

Fr. Stephan. Ach lieber Herr Schwager, wie gern ſagte ichs Ihnen, wenn ich ⸗ ⸗ ⸗ Athem hätte. Es will mich erſticken ⸗ ⸗ ⸗ Es will mir das Herz abdrücken, ⸗ ⸗ Ich arme Frau! Der Doctor hat mir befohlen, mich aus einem Zimmer in das andere zu bewegen; aber wenn er mir erſt Kräfte eingegeben hätte ⸗ ⸗ ⸗ Wie elend und vergänglich iſt das menſchliche Leben! ⸗ ⸗ ⸗ Ich denke, es wird nicht lange mit mir währen, ⸗ ⸗ ⸗ Auch das! Ich bin alles zufrieden.

Stephan. Liebe Herzensfrau, rede doch nicht vom Tode. Ich ſterbe ſonſt eher, als Du. Vor Deinen Augen ſterbe ich.

Richard. Nur beherzt, Frau Schwägerinn. Der Menſch kann viel ausſtehen. Folgen Sie mir und nehmen Sie einen Löffel voll von meinem Elixir ein. (Er zieht es aus der Taſche.) Hier haben Sie alle Apotheken in einem Gläschen beyſammen.

Fr. Stephan. Mein lieber Mann, es wird mir immer ſchlimmer. ... Ich fühle mich ... Wollten Sie nicht eine Gerichtsperſon rufen laſſen? Ich wollte Ihnen die Gerade vermachen, und mich von dem Zeitlichen abziehn ... Ach! was macht denn Ihre Frau Liebſte, Herr Schwager? Warum beſucht ſie mich denn nicht?

Richard. Sie hat zu ihrem Unglücke einen vornehmen Beſuch bey ſich. Sie wird aber auf den Abend die Ehre haben, Ihnen ihre Viſite zu geben.

Fr. Stephan. Ja, wenn ich da noch lebe, ſo ſoll mirs lieb ſeyn. Sie war heute vor Tiſche bey mir, und nöthigte mich, viel zu ſprechen. Vielleicht habe ich mir damit Schaden gethan. Sie war recht aufgeräumt. Sie hatte ſich recht ſchön, ſehr ſchön geputzt. ... Aber es iſt alles Eitelkeit. Ein Fieber, ein Steckfluß, ſo ſind wir dahin,

und unſre Kleider bleiben dahinten. ‥ Wie der Himmel will. ‥ Das Reden wird mir ſehr ſauer. ‥ Ich kann kein Wort mehr aufbringen. Wer iſt denn der vornehme Beſuch, den Ihre Frau Liebſte bey ſich hat? ‥ Wenn ſie mich gleich dazu gebeten hätte; ich hätte doch nicht kommen können. ‥ Ach lieber Mann, fühlen Sie doch meine Hände an. Es wird mir ſo kalt. Die Gedanken vergehen mir ganz. (heftig.) Warum fühlen Sie mich denn nicht an? Lebe ich Ihnen ſchon zu lange? Sie haben mich ja noch kein Jahr, und ſind meiner ſchon ſatt? Ich unglückliche Frau!

Stephan. Ach meine Frau, zürne nicht. Ich weis vor Jammer nicht, wo ich bin. Ich vergeſſe. Ich will wieder zum Doctor laufen. Ich will ihn auf den Knien bitten, daß er mir einen Lebensbalſam für dich zurecht macht. Ich laſſe dich nicht ſterben.

Richard. Wie blaß werden Sie, Frau Schwägerinn! Ich will einen Löffel holen. Sie müſſen von meiner Univerſalmedicin einnehmen.

Zehnter Auftritt.

Stephan. Fr. Stephan.

Fr. Stephan. Armer Mann, haben Sie mich denn auch noch lieb? Wie viel wird Sie meine Krankheit wieder koſten! Nichts macht mir meinen Tod ſchwer, als daß ich Sie verlaſſen muß. Sonſt iſt mir alles gleichgültig, Ehre, Staat und Reichthum. Ach wie zärtlich war unſere kurze Ehe! Habe ich Sie wohl in den neun Monaten mit einem Worte, mit einer Mine beleidiget? … (heftig.) Sie ſagen nichts? Sind Sie denn ein Stein? Iſt Ihnen die zärtlichſte Frau gleichgültig? Denken Sie ſchon an meine Nachfolgerinn? O welcher kalter Todesſchauer! Ich ſterbe! Ich ſterbe!

Stephan. (Er umfaßt ſie.) Nein, ich laſſe deine Seele nicht aus meinen Händen. Helft doch! Meine engliſche Frau will mir ſterben. Ich laſſe es nicht zu. Sie muß leben bleiben.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Richard, mit einer Taſſe in der Hand.

Richard. Nur friſch hinunter getrunken, Frau Schwägerinn. Es ſchmeckt wie ein Sirup ſo ſüße.

Es hilft für alles, und wenn auch das Uebel von einem jungen Sohn herkäme. Ha, ha, ha! Ein Ehemann darf ja wohl ein Wort aus der Kammer reden.

Fr. Stephan. Ich glaube nicht, daß ichs hinunter bringen kann. Der Doctor hat mir ſchon etwas verſchrieben, das gleich aus der Apotheke kommen wird. Mein Schatz, was ſagten die Doctores, daß mir fehlte?

Richard. Sie mögen geſagt haben, was ſie wollen. Nehmen Sie das Elixir auf meine Verantwortung ein. Fuge medicos, habe ich noch aus der Schule behalten. Kein Doctor, der beſte Doctor. Folgen Sie mir, Frau Schwägerinn, oder ich werde böſe. Ich ſollte Ihr Mann ſeyn, ich wollte Ihnen die Arzney ſchon hinunterbringen. Denken Sie denn, daß ich nichts verſtehe?

Fr. Stephan. Sind Sie nicht ein barbariſcher Mann? Ein Scharfrichter, der mit dem Schwerte hinter einem ſteht, hat mehr Mitleiden, als Sie. Wenn ich nun des Todes von ihrer Arzney bin; was helfen mir denn alle ihre Verſicherungen? O wie warm wir um das Herze!

Stephan. Liebſter Schatz, nimm doch immer ein. Thue mirs zu gefallen. Ich wollte dir zu Liebe eine ganze Kanne voll Arzney hinuntertrinken.

Richard. Laſſen Sie mich die Taſſe nicht ſo lange halten. Es wird Ihnen gleich beſſer darauf werden.

Fr. Stephan. Es iſt mir ſchon beſſer. Ich mag nicht einnehmen.

Richard. Ihre Verſtellung hilft nichts. Sie müſſen einnehmen, damit das Uebel nicht wieder kömmt.

Fr. Stephan. Sie bringen mich unter die Erde.

Richard. Ich will mich lebendig mit Ihnen begraben laſſen: wenn Sie daran ſterben.

Fr. Stephan. Dadurch werde ich nicht wieder lebendig werden.

Stephan. Quälen Sie doch meine arme kranke Frau nicht. Geht es denn nicht an, daß ichs für ſie einnehmen kann? Vielleicht wirkt die Arzney durch eine Sympathie in meine Frau. Mann und Weib ſind ja ſo ein Leib. Nein, mit Eckel muß ſie es nicht nehmen.

Richard. Herr Schwager, Ihr Wort in Ehren. Sie reden, als wenn Sie Aquavit getrunken hätten. Ihre Frau ſoll einnehmen. Es iſt meine Pflicht für ihre Geſundheit zu ſorgen, und jedem Nebenchriſten mit Rath und That beyzuſtehen.

Fr. Stephan. O itzt muß mirs das Herz abgedrückt haben.

Richard. Nur eingenommen, ſo wird das Herz wieder anwachſen. Ich laſſe mein arcanum nicht verachten. Alles iſt zu etwas gut. Ich will Ihnen alles in der Welt zu gefallen thun, wenn Sie mir folgen.

Fr. Stephan. So geben Sie nur her. (Sie trinkt mit zitternder Hand.) Das ſchmeckt ja bitterer als der Tod.

Stephan. Der Himmel laſſe dirs wohl bekommen.

Richard. Machen Sie doch ein Geſichte, wie der Rhinoceros. Fühlen Sie nicht, wie es auf der Bruſt brennt? Nun müſſen Sie reden, recht ſchreyen, damit es nicht auf der Bruſt ſitzen bleibt; ſonſt zündet es Lung und Leber an.

Fr. Stephan. Sind Sie nicht ein gottloſer Mann? Was geben Sie mir denn für hölliſchen Schwefel?

Stephan. Herr Schwager, Sie ſterben auf dem Schavotte, wenn Sie meine Frau in das Grab bringen.

Richard. Ach! das muß ich verſtehen. Nur geredt, Frau Schwägerinn, ſonſt bin ich für nichts gut.

Fr. Stephan. Boshafter Mann, ich kan ja eben nicht reden. (Hurtig.) Ich habe ia keinen Athem. Wo ſoll ich ihn denn hernehmen? Mit Ihrer verwünſchten Arzney! Ich wollte, daß Sie an meiner Statt krank würden.

Richard. Immer geredt! Sie haben noch guten Athem.

Fr. Stephan. Was? Ich hätte keinen kurzen Athem? (Haſtig.) Wie? Sie widerſprechen noch einer kranken Frau? Sind Sie nicht ein unverſchämter und unhöflicher Mann! Sie und Ihre Frau, bringen mich noch um das Leben. Mein Mann wird über Sie ſchreyen, wenn ich lange im Grabe liege.

Richard. Sie hören ſo bald wieder auf. Sie müſſen in einem Stück fort reden. Fangen Sie einen Zank mit Ihrem Manne an. Sehn Sie nur, wie er da ſteht, als ob er mich mit Gifte vergeben wolle, bloß weil ich ſo dienſtfertig bin.

Stephan. Herr Schwager, ich zittere.

Fr. Stephan. Von Ihrem Zittern werde ich nicht geſund. Sie wiſſen es noch nicht, was Sie an Ihrer Frau verlieren. Aber Sie werdens nach meinem Tode ſchon fühlen.

Richard. Genug, Frau Schwägerinn. Nun müſſen Sie ein wenig ruhen; ſonſt geht die Entzündung ins Blut.

Fr. Stephan. Sind Sie denn unſinnig? Da Sie mich aufgebracht haben: ſo ſoll ich ſchweigen?

Richard. Das bitte ich Sie, erzürnen Sie ſich nicht, ſonſt können Sie des Todes bey meiner Arzney ſeyn. Luſtig, zufrieden, munter, ſo ſchlägt mein Medicament an. Nunmehr müſſen Sie ſich eine halbe Stunde zu Bette legen, und ſich recht warm zudecken, damit Sie in einen gelinden Schweiß fallen.

Zwölfter Auftritt.

die Vorigen. Jungfer Henriette.

Henriette. Herr Wahrmund möchte gern wiſſen, ob Sie noch was zu befehlen hätten. Er will gehn.

Stephan. Der ehrliche Mann! Den habe ich in der Angſt gar vergeſſen.

Fr. Stephan. Mein Schatz, führen Sie mich wieder in mein Schlafzimmer. Ich kann nicht länger aufdauren. Herr Wahrmund mag es auf ſein Gewiſſen ſagen, wie mir die Arzney bekommen wird.

Richard. Sie wird Ihnen ſehr gut bekommen. In einer halben Stunde beſuche ich Sie wieder. Da können Sie noch eine Doſin zu ſich nehmen.

(Frau Stephan geht mit ihrem Manne ab, und Richard will auch gehn, Henriette aber winkt ihm.)

Dreyzehnter Auftritt.

Henriette. Richard.

Richard. Was iſt zu Ihren Dienſten? Wollen Sie etwa auch von meinem Elixire einnehmen!

Henriette. Nein, ſo lüſtern bin ich nicht. Ich wollte Sie etwas fragen. Die Andrienne hat mir ſowohl gefallen, die Ihre Frau Liebſte heute anhatte. Wo haben Sie denn den ſchönen Stoff gekauft?

Richard. Es hat mich ein Kaufmann, dem ich zu einer wichtigen Wechſelſchuld geholfen, vorgeſtern mit einem ganzen Stücke beſchenkt. Davon habe ich meiner Frau zu einer Andrienne abſchneiden laſſen. Das übrige will ich Ihnen für einen guten Preis laſſen. Es langt gleich noch zu zu einer Andrienne.

Henriette. Wenn es nur gleich gemacht wäre Ich wollte Ihnen dafür geben, was Sie verlangten. Ich ſoll morgen mit einem jungen Herrn zu Gevatter ſtehen, und da brauchte ich dieſen Staat.

Richard. Sind Sie nicht wunderlich! Ich verdiene gern einen Thaler Geld, und ich bin Ihnen

nen auch ohnedieß gut. Wiſſen Sie was? Sie ſind ja mit meiner Frau von einer Größe. Ich gehe gleich nach Hauſe, und ſchicke Ihnen die Andrienne meiner Frau, ohne daß ſie ein Wort davon weis, und laſſe ihr den Augenblick die andre fertig machen.

Henriette. Das wollten Sie thun? Sie ſind ja die Gefälligkeit ſelbſt. Ich will Ihnen das Macherlohn doppelt bezahlen. Und weil der Stoff noch nicht in den Läden zu haben iſt: ſo gebe ich Ihnen für jede Elle ſechs Groſchen mehr, als der übrige gilt.

Richard. Das bin ich zufrieden. Ich diene meinen Freunden in Leid und Freud allemal gern. Sorgen Sie indeſſen, daß Ihre Frau Schweſter in einen gelinden Schweiß kömmt, damit ich mit meiner Arzney Ehre einlege. Ich bin in einer halben Stunde wieder bey Ihnen.

Henriette. Aber die Andrienne ‥‥ Ich will Ihnen gleich ein paar Louisdor darauf geben. Sie ſind liebreicher, als ein Vater.

Richard. Es hat nichts zu ſagen. Die Andrienne iſt ſo gut als Ihre.

Vierzehnter Auftritt.

Jungfer Henriette. Jungfer Philippine.

Henriette. Freuen Sie ſich, Jungfer Muhme, Morgen werde ich rechten Staat machen, wenn ich Gevatter ſtehe. Herr Richard iſt ſo gütig geweſen und hat mir verſprochen, die neue Andrienne ſeiner Frau Liebſte mir für Geld und gute Worte zu laſſen. Es hat ihn ein Kaufmann mit einem ganzen Stücke beſchenkt. Er will ſeiner Frau von dem Reſte gleich eine andre machen laſſen.

Philippine. Das iſt alles ſehr gut. Aber wenn es nach dem Ausſpruche des Herrn Wahrmunds geht: ſo kriegen wir heute noch eine Trauer. Und wie wird es alsdenn morgen mit Ihrem neuen Staat werden?

Henriette. Wenn ich Herr Wahrmunden alles glaube: ſo glaube ich ihm das nicht.

Philippine. Wenn Ihre Frau Schweſter noch nicht krank geweſen iſt: ſo ſcheint ſie es doch nunmehr zu ſeyn, da ſie die Arzney des Herrn Richards eingenommen hat. Sie bekömmt Hitze, und ſie fängt ſchon ziemlich an zu phantaſiren.

Henriette. Das gefiele mir. Sie könnte mir einen Strich durch meine Gevatterſchaft machen.

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Wahrmund.

Wahrmund. Wie ſteht es mit der Frau Stephan? Nicht wahr, es iſt ſeit der kurzen Zeit, da ich nach Hauſe gerufen ward, ſchon ſchlimmer mit ihr geworden? Das ſind die Früchte von des Herrn Richards Arzney.

Philippine. Ja wohl. Sie fångt ſchon an zu phantaſiren, und ſie bekam, ehe ich hieher gieng, einen ſo ſtarken Paroxyſmum, daß vier ſtarke Månner ſie kaum auf dem Bette erhalten konnten.

Wahrmund. Das habe ich gedacht, und voraus geſehen. Nunmehr werden Sie bald glauben, daß ich etwas weis. Ich muß doch zu ihr gehn.

Henriette. Herr Wahrmund, Sie haben mir ſchon lange verſprochen, daß Sie mir eimal in die Hand ſehen wollten. Sehen Sie doch, wie es um mein künftig Glück ſteht, ob ich noch in einen fremden Stand heirathen werde, oder nicht?

Wahrmund. Wie verſtehen Sie das?

Henriette. So? Wenn mein Charles wieder von Reiſen kömmt, (er iſt itzt in Paris,) und mir ſein Wort hålt, und ich die reiche Erbſchaft von zwanzig tauſend Thalern thue, kann ich alsdenn keine gnådige Frau werden? Machen Sie

nur. Hier iſt meine Hand. Sie iſt ſonſt viel weiſſer; aber ich habe itzt ſeine Briefe durchgeſucht, und den Staub noch nicht wieder abgewaſchen.

Wahrmund. (Er ſieht ihr in die Hand.) O Ihre Hand iſt ja ſo weis, wie ein Alabaſter.

Philippine. Wiſſen Sie dieſes aus der Chiromantie, oder ſagen es Ihnen die bloßen Augen? Aber hat Jungfer Henriette eine glückliche Hand?

Wahrmund. Eine vortreffliche Hand. Sehen Sie nur die ſchönen Berge an, die prächtige Ehrenlinie, den großen Tiſch, die vortreffliche Kopflinie. Sie muß viel Eſprit beſitzen. Und hier . . . doch . . .

Henriette. Nun, warum ſtocken Sie? Iſt dieſes eine gefährliche Linie?

Wahrmund. Nein, aber ich könnte mich lange dabey aufhalten, wenn Sie nicht roth würden.

Henriette. Warum ſollte ich roth werden? Es kann doch nichts mehr, als die Liebeslinie ſeyn. Nur heraus mit der Sprache. Ich bin ja ſechzehn Jahre alt, und habe vielleicht mehr von der Liebe geleſen, als Sie mir ſagen können.

Philippine. O reden Sie doch, Herr Wahrmund. Offenbaren Sie mir Henriettens ganzes Herz; alle ihre Liebesangelegenheiten. Wer iſt ihr itziger Liebhaber? Können Sie mir das ſagen?

Wahrmund. (Er ſieht genau in die Hand.) Wenn ich mich nicht ſehr irre: ſo iſt es einer von Adel.

Henriette. Recht, Herr Wahrmund! Sie ſind ein braver Mann.

Philippine. Aber können Sie auch ſehen, ob er groß, oder klein, jung, oder alt, reich oder nicht reich iſt? Das iſt wohl zu viel gefordert.

Wahrmund. Er iſt von mittler Perſon.

Henriette. Getroffen, Herr Wahrmund! Er iſt von mittler Perſon. Ach der allerliebſte Blondin!

Wahrmund. Er iſt jung, und zwiſchen achtzehn und zwanzig Jahren.

Henriette. Ich küſſe Sie vor Freuden. Es trifft alles ein.

Wahrmund. Er iſt reich.

Henriette. Ja wohl. Er hat zwey Rittergüter, und er gieng, ſo lange er hier ſtudierte, in lauter reich beſetzten Kleidern. Er hatte zuweilen ganz vortreffliche Weſten an, und in ſeinem ganzen Anzuge war ein allerliebſter Geſchmack.

Philippine. Herr Wahrmund, Sie wißen ja ſo viel, als Jungfer Henriette kaum weis. Aber noch eins. Wenn Sie das wiſſen: ſo wiſſen Sie alles. Was hat er für Haare, was für Augen?

Wahrmund. (Er ſieht wieder lange in die Hand) Blaue Augen, ſo viel ich ſehe; ſchöne blaue Augen und falbes Haar, wohl friſirt. Habe ich recht?

Henriette. O mein guter Goldmann! Nun ſchätze ich Sie erſt hoch. Ja, ein Blondin iſt er. Recht, mein Herr, ſchöne große blaue Augen hat er, rechte gewölbte Augen, und ein weißlichtes Haar, ſo weich wie Seide. Die Blicke blieben recht in den Locken hangen: ſo ſchön, ſo methodiſch wußte er ſie zu friſiren. Was ich ihnen ſage, er hat den Hut binnen vier Jahren, Sommer und Winter, im Schnee und Regen, aus Liebe zu mir, nicht auf den Kopf gebracht. Ich dachte immer, die Kälte, oder die Hitze würden ihm die Gedanken ſchwächen. Aber nein, er blieb artig, ohne Unterlaß witzig. Er hatte die munterſten, die charmanteſten Einfälle. Alles lebte an ihm. Der himmel bringe ihn nur bald wieder zurück!

Philippine. Werden Sie nicht ungehalten, Herr Wahrmund, daß ich noch eine neugierige Frage an Sie thue. Wo iſt Henriettens Liebhaber? Iſt er im Lande, oder ‥ ‥

Wahrmund. Er iſt auf Reiſen, und wird in ein paar Jahren wieder zurück kommen, und alsdenn ſein Wort erfüllen.

Hen-

Henriette. Was für ein Wort, Engliſcher Mann? Was ſoll das für ein Verſprechen ſeyn?

Wahrmund. O verſtellen Sie ſich nicht. Er hat Ihnen die Ehe verſprochen. Denken Sie unmaßgeblich an den letzten Kuß, den er Ihnen in ⸗ ⸗ ⸗

Henriette. In der Thüre gegeben. Ich komme ganz außer mir. O könnte ich Sie doch glücklich machen! Ich muß gleich gehen, und in den Brief, den ich itzt an meinen Charles geſchrieben habe, noch ein Poſtſcript zu Ihrem Lobe hineinſetzen.

Sechzehnter Auftritt.

Philippine. Wahrmund.

Philippine. Ja, Herr Wahrmund. Nun wird mir ſelbſt angſt. Die Frau Stephan hat, wie Sie wiſſen, ſchon phantaſirt, und ziemlich auf mich, und auf den Richard und ſeine Frau, in der Hitze geſchimpft. Sie nehmen es doch nicht übel, wenn ich Ihnen ſage, daß ſie Sie im Phantaſiren einen Narren geheiſſen hat. Wie geſagt, vier Männer konnten ſie kaum erhalten.

Wahrmund. Nun wird es nicht lange mit ihr währen. Ich merke, daß ein Schlagfluß auf dem Wege iſt. Ich muß ſie noch einmal ſprechen, ehe ſich die Sprache völlig verliert.

Philippine. Itzt beſinne ich mich. Ich ſoll nach einem Balbier ſchicken. Sie will zur Ader laſſen.

Siebenzehnter Auftritt.

Wahrmund. Stephan.

Stephan. Ich ſuche Sie. Ich brauche Troſt. Ich weis mich nicht mehr zu laſſen. Die ganze Welt liegt auf mir. Es verſchlimmert ſich alle Augenblicke mit meiner liebſten Frau. Könnte ich ſie doch geſund weinen, ich wollte Blut weinen; ſo ſehr liebe ich ſie.

Wahrmund. Nicht wahr, ſie hat große Hitze, und ſchon phantaſirt, ſeitdem ich ſie verlaſſen habe? Sie hat mich ſo gar im Phantaſiren geſchimpft.

Stephan. Um des Himmels willen! Haben Sie das alles vorhin ſchon in der Hand geſehen? Mehr kann kein Sterblicher wiſſen, als Sie wiſſen. Vergeben Sie es der lieben Frau, wenn ſie im Phantaſiren ein Wort wider Sie hat laufen laſſen. Wer iſt in ſolchen Umſtänden ſeiner mächtig?

Wahrmund. Wie viel Männer mußten Ihre Frau Liebſte im Paroxyſmo halten? Waren es ihrer nicht viere?

Stephan. Was wollen Sie ſagen? Vier Männer! Nein, ſo weit iſt es nicht gekommen. Sie

hat

hat noch keine Convulſiones gehabt. Sie hat immer noch ruhig gelegen, wenn ſie gleich wunderlich geredt hat.

Wahrmund. Es ſey, wie es wolle. Genug, ich habe vier Männer in der Hand geſehen, die ſie gehalten haben. Es kann aber ſeyn, daß ſie ſie nur im figürlichen Verſtande halten, nämlich, daß ſie ihr in der Krankheit beyſtehen.

Stephan. Da haben Sie vollkommen Recht. Der Doctor und ich, ſind zwey; und Sie und Herr Richard ſind zuſammen viere. Liebſter Herr Wahrmund, meine Frau ſchlummert itzt wieder ein wenig. Wenn ſie erwacht, ſo thun Sie mir den einzigen Gefallen, und ſehen Sie ihr noch einmal in die Hand, ob ſich etwa die Linien unter der Zeit geändert haben.

Wahrmund. (Er langt ein Papier heraus.) Hier habe ich gleich die Hand der Frau Liebſte abgezeichnet. Sehen Sie unbeſchwert her. Hier iſt das Jr zwiſchen dem Daumen und Zeigefinger. Hier iſt die inwendige hohle Hand. Hier ſind die Linien und Berge; kurz, der carpus und metacarpus, thenar und hypothenar. Sehen Sie wohl? Hier iſt linea vitalis, naturalis, menſalis. Die vitalis iſt leider ſehr kurz.

Stephan. Ach, können wir ſie denn nicht verlängern! Warum mußte ſie denn ſo kurz ſeyn?

Wahr.

Wahrmund. Hier am Ende der Lebenslinie iſt ein Punkt; der bedeutet eine Krankheit, und zwar die Krankheit, mit welcher die Frau Liebſte itzt befallen iſt.

Stephan. Iſt das gewiß? Ach der verfluchte Punkt! Warum iſt er nicht in der Hand meiner ärgſten Feindinn? Zeigen Sie mir den Strich nicht mehr. Er ſieht recht meſchant aus. Ich falle in Ohnmacht.

Wahrmund. Nach dieſem Punkte endiget ſich die Lebenslinie unmittelbar. Mehr kann ich Ihnen nicht ſagen.

Stephan. Ach ich elender Mann! Iſt denn gar keine Hoffnung mehr übrig? Liebſter Herr Wahrmund, hier haben Sie etwas weniges für Ihre Mühe. Es ſind etliche Ducaten. Und wenn meine Frau leben bleibt: ſo ...

Wahrmund. Denken Sie denn, daß ich Geld für meine Kunſt nehme? Schämen Sie ſich nicht, daß Sie ſo niederträchtig mit mir umgehen?

Stephan. Es ſoll ja keine Belohnung für Ihre Mühe ſeyn. Nein, ich gebe es Ihnen zum Zeichen meiner Freundſchaft. Und ich gebe Ihnen eben deswegen nicht viel, weil ich weis, das Sie den Reichthum haſſen.

Wahrmund. In dieſem Verſtande will ich das Geld annehmen, ohne mich lange zu bedanken.

Ste-

Stephan. Ach liebſter Freund, ſie haben mir auch einmal geſagt, daß die Linien an den Fußſohlen ein großes Licht gäben. Dürfte ich denn wohl bitten? Itzt gienge es gut an, da meine Frau zu Bette liegt. Wollen Sie?

Wahrmund. Was kann man Ihnen denn abſchlagen? Es giebt auch gewiſſe Merkmale auf der Bruſt der Frauenzimmer, die vieles dunkle erklären.

Stephan. Auf der Bruſt? Das wird meine Frau wohl nicht zufrieden ſeyn. Ich will ſehen, ob ſie aufgewacht iſt, damit ſie die Linien = = =

Achtzehnter Auftritt.

Wahrmund. Philippine.

Philippine. Gehn Sie geſchwind in die Nebenſtube. Die Frau Stephan läßt ſich hieher führen, um ſich von der Ohnmacht zu erholen. Sie iſt etwas nachläßig angekleidet, und mag ſich von keinem Fremden ſehen laſſen.

Wahrmund. Die gute Frau! Es wird wohl ihr letzter Gang ſeyn. Ich will in die andere Stube gehen.

Neunzehnter Auftritt.

Philippine. Fr. Stephan. geführt von ihrem Manne.

(Sie fällt nieder auf den Lehnſtuhl.)

Fr. Stephan. Eine Ohnmacht über die andre? Das iſt erbärmlich . . . Richards Elixir hilft nichts . . . Die Tropfen des Doctors ſchlagen auch nicht an. . . . Ach Philippine! Das ſieht nicht gut aus. Nicht wahr, Sie bedauern mich?

Pilippine. Ja, Frau Muhme, wenn ich Sie durch mein Mitleiden geſund machen könnte: ſo müßten Sie es den Augenblick werden. Machen Sie ſich das Herz nicht ſchwer. Ich habe gute Hoffnung. Sie ſind der Welt noch zu nöthig.

Stephan. Ja wohl iſt ſie mir und der ganzen Welt nöthig, gar zu nöthig.

Fr. Stephan. Tröſten Sie nur, Jungfer Muhme. Ich muß es am beſten wiſſen, wie mir iſt . . . So bald hätte ich doch meinen Tod nicht vermuthet. . . . Ach wie zittern mir die Füße! Das muß der Tod ſeyn.

Stephan. Nein, wenn eins ſterben ſoll, ſo will ich ſterben. Du ſollſt leben bleiben. Das Grab iſt deiner nicht würdig.

Fr. Stephan. Wenn doch der Balbier käme! Vielleicht ſchaffte mir die Ader einige Linderung. Ich kann nicht mehr reden.

Phi-

Philippine. Ich habe ſchon nach ihm geſchickt. Er wird nicht gar lange mehr ausbleiben können.

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Richard mit einem Bedienten.

Richard. Nun, Frau Schwägerinn, bin ich nicht beſſer, als zehn Doctores? Wie iſt Ihnen auf meine Arzney?

Fr. Stephan. Weit ſchlimmer, als erſt.

Richard. Das iſt gut. Es muß erſt ſchlimm werden, ehe es beſſer werden kann.

Stephan. Dächten Sies, Herr Schwager? Ja, warum ſollte mir denn der Himmel meine Frau nehmen? Ich thue ja den Nächſten ſo viel gutes, und ⸗ ⸗ ⸗

Fr. Stephan. Ach es wird mir wieder ganz dunkel vor den Augen. Wo bin ich? Wo bin ich?

Stephan. In meinen Händen biſt Du, mein Kind. Und daraus ſoll Dich weder Tod, noch Teufel reiſſen.

Richard. Frau Schwägerinn, der beſte Rath iſt, daß Sie noch einmal von meinem Elixir einnehmen. Alsdenn muß es gewiß anders werden.

Fr. Stephan. Nun und nimmermehr. Lieber will ich zeitlebens ungeſund bleiben, als dieſen

Gift⸗

Gifttrank noch einmal einnehmen. Nein. Zur Ader, zur Ader ſoll man mir laſſen.

Philippine. Herr Richard, ſchicken Sie doch Ihren Bedienten zum Balbier. Ich weis nicht, wo er bleibt.

Richard. (zum Bedienten.) Gib mir die Sachen her, und lauf geſchwind zum Balbier.

Philippine. Was haben Sie denn in dieſem Packete? Iſt es lauter Arzney, ſo muß die Frau Muhme recht geſund werden.

Richard. Ach nein! Es iſt meiner Frauen Ihre neue Andrienne. Ich habe ſie Jungfer Henrietten für Geld und gute Worte zu ihrer morgenden Gevatterſchaft gelaſſen. Meine Frau weis nichts davon. Ich habe ſie itzt heimlich aus ihrem Kleiderſchranke genommen, und dem Schneider den übrigen Stoff geſchickt, daß er ihr gleich eine neue machen ſoll. Ich wollte Henrietten die Freude nicht verderben.

Fr. Stephan. Ich arme Frau! Ich liege auf gen Tod krank, und meine Schweſter iſt noch ſo leichtſinnig und denkt an eine neue Andrienne zu ihrer Gevatterſchaft ⸗ ⸗ ⸗ O wenn ich doch reden könnte! Sollte man ſichs auch ſo einbilden? Zu einer Zeit, da ſie in Thränen zerflieſſen und an Florkappen denken ſollte, bringt ſie die arme Frau Schwägerinn um ihre Andrienne. ⸗ ⸗ ⸗ Ich

gebe

gebe es nicht zu. Ich ſchicke zur Frau Schwägerinn und laſſe es ihr ſagen. Ich kann nicht eher ruhig ſterben.

Philippine. (Sie macht die Andrienne aus einander.) Ach liebe Frau Muhme, ſehen Sie doch den allerliebſten Staat an! Eine ſolche Andrienne ſollten Sie haben, die würde Ihnen vortrefflich ſtehen. Herr Vetter, Sie ſind auch nicht halb ſo galant gegen Ihre Frau, als Herr Richard gegen die ſeinige.

Richard. Ja wohl galant bin ich, ohne mich zu rühmen.

Stephan. Liebſter Schatz, wenn ich Dich in dieſem Kleide geſund erblicken könnte, mein halbes Vermögen gäbe ich darum.

Philippine. Frau Muhme, ich küſſe Ihnen die Hand, wenn Sie mir die Freude machen und dieſe Andrienne anverſuchen. Ich weis, ſie iſt Ihnen gerecht. Sie müſſen ganz engliſch darinn ausſehen. Nicht wahr, Herr Stephan, Sie machen Ihrer Frau Liebſte ein Präſent damit, wenn ſie ſich überwinden kann, ſie noch heute anzuziehn?

Stephan. Von Herzen gern, Und wenn das Kleid von Golde wäre. Ich bezahle es, obgleich die Zeiten nicht die beſten ſind.

Richard. Aber, was wird Jungfer Henriette ſagen?

Philippine. Sie mag ſagen, was ſie will. Die Frau Muhme geht doch wohl vor. Ob das Mädchen einen ſo koſtbaren Anzug hat, oder nicht. Engliſche Frau Muhme, darf ich bitten: ſo verſuchen Sie die Andrienne an.

Fr. Stephan. Loſes Kind, wie können Sie mir das zumuthen! Wo ſollte ich die Kräfte hernehmen? Ich brauche kein ander Kleid, als ein Sterbekleid.

Philippine. Kommen Sie. Ich will Sie recht ſchön anputzen. Vielleicht iſt Ihnen eine kleine Bewegung zuträglicher, als alle Recepte.

Stephan. Herzensfrau, wenn du mir dieſe Freude machteſt, daß ich dich in dieſem Kleide umarmen könnte, ich trüge dich auf den Händen.

Fr. Stephan. Worzu zwingen Sie mich, mein Liebſter? Sie wiſſen, ich kann Ihnen nichts in der Welt abſchlagen. Aber ich bin gar zu krank. Es iſt mir wohl zuweilen, als ob des Herrn Richards Arzney das Uebel lindern wollte. Aber wo weis ich, ob ich durch die Bewegung die Kraft des Elixirs nicht ſchwäche?

Richard. Nein. Die Bewegung iſt nunmehr wieder unumgänglich nöthig. Machen Sie meinem Elixir Ehre, Frau Schwägerinn, und ziehen Sie die Andrienne an, und tanzen Sie noch heute darinn mit mir: ſo können Sie ſich auf-

einmal die Geſundheit und ein neues Kleid erwerben.

Stephan. Mein Schatz, ich bitte dich mit Thränen, folge doch dem Herrn Richard und Jungfer Philippinen. Sie ſorgen ja ſo aufrichtig für deine Geſundheit.

Fr. Stephan. Auf Ihre Gefahr und Ihnen zu Liebe will ichs wagen. Jungfer Muhme, führen Sie mich in meine Stube, und halten Sie mich feſt. Ich bin ſo matt, ſo matt, daß mich eine Fliege umſtoſſen könnte.

Philippine. Kommen Sie, ich will Sie wie eine Prinzeßinn anputzen. Und Sie, meine Herren, müſſen hier warten, bis wir fertig ſind.

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Richard. Stephan.

Stephan. Wenn doch der Himmel wollte, daß es ſich mit meiner armen Frau beſſerte! Herr Wahrmund hat mir nichts gutes prophezeiht.

Richard. Herr Wahrmund iſt ein Narr, wenn er das gethan hat. Wofür wäre denn mein Elixir in der Welt? Wenn ſie es noch einmal einnimmt ſo muß ihr in vielen Jahren kein Finger mehr wehthun. Ich freue mich recht, daß meine Arzney

ney ſo gut angeſchlagen hat. Aber, Herr Schwager, wer bezahlt die Andrienne? Ich muß wenigſtens etliche Gulden Profit haben.

Stephan. Sie ſollen zehn Gulden über den ordentlichen Verlag bekommen, wenn ich meine Frau in dieſem Kleide geſund umarmen kann. Ich will es an einem andern Orte wieder erſparen. Und für Ihre Arzney will ich Ihr ewiger Schuldner bleiben, und Sie zeitlebens, als meinen Erretter anſehen. Wenn ſie doch käme, o wenn ſie doch käme!

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Wahrmund.

Wahrmund. Erſchrecken Sie nicht, Herr Stephan. Es ſteht ſehr ſchlimm mit der Frau Liebſte. Ich habe den Balbier kommen ſehen. Jungfer Philippine weinte die bitterſten Thränen.

Stephan. Ach, ich elender Mann! (Er läuft fort.)

Drey und zwanzigſter Auftritt.

Richard. Wahrmund.

Richard. Kommen Sie denn von der Frau Stephan her?

Wahrmund. Nein, ich bin da in der Nebenſtube geweſen, und habe das Schickſal der Frau, Stephan noch etwas durchgeſehen. Indem kam Jungfer Philippine in größter Beſtürzung, und bat mich, daß ich den Herrn Stephan herbey rufen ſollte.

Richard. Das kann nicht möglich ſeyn. Die Frau Schwägerinn hat von meinem Elixir eingenommen, und das läßt niemanden ſo leicht ſterben.

Wahrmund. Ihr Elixir wird wohl nicht für den Tod helfen.

Richard. Und Ihre Prophezeihungen werden wohl auch nicht ſo gewiß ſeyn.

Wahrmund. Ein Mann der nicht ſtudirt hat, unterſteht ſich ...

Richard. Ja, ich bin kein Litteratus. Aber es mag mit Ihrer Kunſt ſeyn, wie es will: ſo weis ich doch ſo viel, daß ſie vom Teufel iſt.

Wahrmund. Mein Herr, ich ſehe es an Ihrer Stirne, daß es Ihnen an etwas fehlt.

Richard. Und ich höre es aus Ihren Reden, daß Sie ein hochmüthiger und eingebildeter Mann ſind.

Wahrmund. Ich leſe ſehr genau aus Ihren Geſichtszügen, daß Sie einen großen Feind an dem Verſtande haben.

Ri=

Richard. Und ohne Ihr Geſicht und Ihre Hand anzuſehn, will ich ihnen ſagen, hüten Sie ſich, daß Sie vor großer Weisheit nicht närriſch werden.

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Stephan. Stephan. Philippine.

(Wahrmund will davon gehn.)

Philippine. Herr Wahrmund, wo wollen Sie hin? Ein Schelm, der davon läuft!

Stephan. Ach, Herr Schwager, wer hätte das vor einer Stunde gedacht, daß ſich meine engliſche Frau ſo bald erholen ſollte? Sie blüht wieder, wie eine Roſe. Sehn Sie ſie nur recht an, Sieht ſie nicht wie eine Göttinn?

Fr. Stephan. Seyn Sie nicht zu froh, mein Liebſter. Sie ſehn wohl, daß ich mir, Ihnen zu Liebe etwas Zwang anthue. Ich danke es indeſſen dem Herrn Richard und ſeiner Arzney zeitlebens, daß ich mich ſo bald von der gefährlichſten Krankheit wieder hergeſtellt ſehe. Ach Herr Richard, laſſen Sie doch das Recept von Ihrer vortrefflichen Medicin allen kranken Weibern zum Troſte, und Ihnen zum Ruhme im Drucke ausgehen! Wenn ich nur wüßte, womit ich Ihnen den heutigen Dienſt belohnen ſollte.

Richard. Mit nichts in der Welt, als daß Sie mein Arcanum allen ſchönen jungen Weibern anpreiſen. Und wenn ich den Gradum eines Doctors von allen mediciniſchen Facultäten bekommen hätte, ich würde mir nicht ſo viel darauf einbilden, als auf die Ehre, daß ich Sie glücklich curirt, und die Prophezeihung des vielwiſſenden Herrn Wahrmund zu Schanden gemacht habe.

Philippine. Je, Frau Muhme, können Sie ſich wohl einbilden, daß ſie unſer Herr Wahrmund heute durchaus zu Tode hat prophezeihen wollen?

Wahrmund. Ich will mich gar nicht verantworten. Genug, ich bin meiner Kunſt gewiß, wenn ſie auch den Haß der ganzen Welt auf ſich geladen hätte.

Stephan. Ja wohl! was können Sie für die Linien und Punkte, wenn ſie ſich zuweilen verſtellen? Daran iſt die Kunſt nicht Schuld.

Fr. Stephan. (zu Wahrmunden.) Und wenn Sie mir mein Medicament wieder verachten: ſo nehmen Sie ſich in Acht, daß ich Ihnen nicht einmahl Gift eingebe. Ob ſo ein Zeichendeuter eines natürlichen Todes ſtirbt oder nicht.

Wahrmund. Ars non habet oſórem, niſi ignorantem.

Richard. Sie ſind ein Ignorant, ich nicht.

Phi-

Philippine. Ja Herr Wahrmund, die Frau Stephan iſt wieder geſund, wie Sie ſehen. Sie haben geſagt, Sie wollten ſich trepaniren laſſen, wenn dieſes heute geſchähe: und Sie müſſen, als ein ehrlicher Mann Ihr Wort halten. Vielleicht iſt der Balbier noch zugegen. Ich bezahle zum Beſten der Welt die Koſten für die Operation. (Wahrmund ſchleicht ſich heimlich davon.)

Stephan. (zu ſeiner Frau.) Du gefällſt mir ganz vortrefflich in der neuen Andrienne. Sie hat Dir wieder eine rechte geſunde Mine gegeben. In acht Tagen iſt Dein Geburtstag, da will ich Dir noch ein Präſent machen.

Fr. Stephan. Aber die Frau Richardinn ꞉ ꞉ ꞉

Richard. Sie kriegt eine andere Andrienne. Sie wird morgen fertig. Und wenn jene etwa noch beſſer gemacht wäre: ſo ſollen Sie die Wahl haben. Aber liebe Frau Schwägerinn, Sie ſtehen zu ſtill. Mein Medicament erfordert eine ſtarke Bewegung. Kommen Sie, wir wollen den Tanz wiederholen, den wir vor dem Jahre auf Ihrer Hochzeit tanzten. Jungfer Philippine mag ihn trällern.

Fr. Stephan. Sollte ich noch ſo viel Kräfte haben?

(Sie tanzen und ſpringen hierauf in die Scenen.)

Ste-

Stephan. Wie froh bin ich, daß meine liebe Frau noch ſo munter tanzen kann! Es muß ein vortreffliches Medicament geweſen ſeyn. Ob es Herr Richard ſelber fabriciren muß?

Philippine. Nein, es wird eigentlich in der Seidenfabrik gemacht. Herr Richard kriegt den Dank, und ich habe ihn verdient. Doch die jungen Weiber werden ſich ſchon bey mir abfinden.

Staatl. Bibliothek Regensburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gellert, Christian Fürchtegott, 1715-1769

Sammlung der sämmtlichen Schriften

Bd.: 3

Wien 1765

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.4998
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091910-9
VD18 80468225-001